This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577448 3

The New York Public Library
* *
Literary Society Foundation
German Philology Collection

Lenau's Leben.

Lenau's Leben.

Großentheils

aus des Dichters eigenen Briefen.

Von seinem Schwestermanne

Anton X. Schurz.

Zweiter Band.

Stuttgart und Augsburg.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1855.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
B L

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Seite

Vierter Abschnitt. Wanderjahre. Zweites Fünf 1

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abschnitt. Das „vierschrötige" Jahr 139

Sechster Abschnitt. Die Leidensjahre 272

Feldman 12.23.53 2 vols. LSF

Vierter Abschnitt.

Wanderjahre. — Zweites Fünf.

Niembsch an Emilie.

Wien, etwa den 15. Jänner 1839.

Einige lyrische Gedichte und vier Gesänge von meinen Albigensern sind Alles, was ich seit einem halben Jahre meinen körperlichen und geistigen Verstimmungen abgerungen habe. Eine sehr gründliche, geistvolle und rühmliche Recension meines Savonarola und gesammten Dichterstrebens findet sich im 27. Hefte der Bonner Zeitschrift für Philosophie und katholische Theologie.

Auch die erste Hälfte des Jahres 1839 ging Niembsch — er wohnte fortwährend bei seinem Freunde Max — ziemlich still vorüber; erst als Sophie um die Mitte Juni nach Ischl gereiset war, ward es wieder lauter, ja überaus stürmisch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, den 25. Juni 1839.

Liebe Sophie!

Als ich noch ein Knabe war, ward ich immer traurig, wenn ich im Wald ein leeres Vogelnest gefunden, der ausgeflogenen Vögelein gedenkend und nach ihnen verlangend;[1] und jetzt, da ich ein Mann bin, ergeht es mir nicht anders, wenn ich, etwa nach der Uhr zu sehen, zuweilen in

[1] Hiemit verwandt ist auch „das Vogelnest" in den Albigensern.

Ihr Zimmer trete. Die Freunde fahren auseinander und rücken wieder zusammen, um abermals sich zu trennen, bis die Stunde schlägt, da sie vielleicht nicht mehr zusammenkommen. Fast sollte man dem verstorbenen Professor Daub beistimmen, der den Raum für ein Gemächte des Teufels hielt. Noch am Tage Ihrer Abreise fuhr ich nach Kirling. Ich fand meine Schwester in großer Verstimmung und Niedergeschlagenheit, und ward von ihr mit einem Strom von Klagen empfangen. Dem kleinsten Mädchen droht Blindheit; das ist freilich viel für eine Mutter.

Ich werde das Kirlingerthal, der Schmerzen und Klagen mancher Art halber,[1] aufgeben müssen, um mein Gedicht zu beendigen; es soll zugleich mit den Trauben reif werden. Trotz der schlimmen und guten Störungen der letzten Tage, als da waren eine Entzündung meiner Schwester, ein Besuch von Wolf, Münch und Karajan in Kirling, ist es mir doch gelungen, unterdessen ein paar hundert Verse weiter zu machen, und wenn es so fortgeht, werden meine Albigenser mit den Trauben, zumal mit den Kirlinger Trauben, wohl Schritt halten können. Die Krankheit Theresens ist gehoben. Ich ging mit meinen drei genannten Sonntagsgästen[2] nach Klosterneuburg zum Essen, und von dort Abends in die Stadt.

Die Tischgespräche in Klosterneuburg waren eben nicht die heitersten, einige Späße Karajans abgerechnet, wie z. B., daß er mir eine Knödelsuppe empfahl, indem er sagte: „Diese vortreffliche Leberknödelsuppe zu verachten, das thun Sie mir nicht an, Verfasser des Savonarola!“ — Ich verachtete sie dennoch.

Münch theilte mir auf die unbefangenste und zutraulichste Weise mit, daß er einen von mir in einem früheren Gespräche hingeworfenen Gedanken zu einem Sonette verarbeiten wolle. Ich hatte nämlich geäußert: „Der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer, und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines imaginären Gegners

[1] Therese war auch ihrer letzten Niederkunft sehr nahe; in der nämlichen Stunde vielleicht, als Niembsch diesen Brief schrieb, ward ihr eine zweite Kathi, ein Ersatz für die verstorbene erste geschenkt.

[2] Also Sonntags den 23.

so stellend, daß derselbe, aller seiner fingirten Vortheile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen ist. Münch beichtete mir seine kleine Dieberei so liebenswürdig offenherzig, daß ich mich vielmehr darüber freute, als daß ich den zufälligen Einfall reclamiren mochte, dessen ich mich sonst vielleicht nie wieder erinnert hätte. Münch ist ein recht lieber, treuherziger Mensch. — Wolf verfiel plötzlich in Traurigkeit und sagte: er werde manchmal von dem schrecklichen Gedanken eines verpfuschten Lebens ergriffen. Das fand bei mir gehörigen Anklang; ich weiß auch davon zu erzählen. Allerdings ist dieser Gedanke schrecklich, und er wird zur Verzweiflung, wenn man sich nicht mit dem andern Gedanken hilft: Rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten ist. Wer sich solches nicht selbst zuruft, oder wohl gar nicht weiß, daß er ein Schiffbrüchiger, und sein ganzes Elend verschläft, dem mag es begegnen, daß er als Leiche ans Ufer geworfen wird, und zwar als totale Leiche.

Unser Hereingang an dem kühlenden Ufer der Donau war recht angenehm, und ich benützte ihn dazu, Münch zu bereden, daß er Philosophie studire. Es gelang mir, ihn zu überzeugen von der mißlichen und gedrückten Stellung eines Dichters, der, in seiner Zeit gar nicht philosophisch orientirt, ihren höchsten Fragen, um sich nicht zu compromittiren, aus dem Wege gehen muß, nur dort eine Stimme hat, wo das Vergängliche verhandelt wird; im hohen Rathe aber, wo der Menschheit Ewiges berathen wird, verstummen muß. Er bat mich angelegentlich um einige philosophische Bücher.

Gestern besuchte mich Graf Ch ... und lud mich nach Penzing zu Mittag.

Ich speiste mit Fräulein Karoline und Graf H ..., dem dramatischen Dichter. Karoline sang vor Tische unter H .. s Begleitung den „Wanderer" und das „Grethchen" von Schubert hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesang ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los. Sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerathe; ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag; umsonst, ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten.

Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat ins Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt. Das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte sehen sollen, daß es ein Stärkerer war als ich und sie, der durch ihr Herz gegangen und meines, und vor dem wir Beide gleichgebeugt dastanden, als es wieder stiller war. Wir setzten uns zu Tische. Karoline war sehr freundlich und gesprächig. „Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus," sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar. Doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben, und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung, noch den Tischgesprächen meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Theilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen gings ans Kegelschieben. Karoline glänzte auch hier als Primadonna; sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schube.

Abends fuhr ich sammt H . . . mit ihr in die Stadt zurück. Um neun Uhr ging ich zu Ihren Eltern und traf Alle freundlich und heiter. Somit, liebe Sophie, haben Sie die Chronik meines dermaligen Lebens. Wie glücklich wäre ich, könnte ich bei den schönen Spaziergängen, die Sie mit der liebenswürdigen Rosalie machen, der Dritte seyn, oder der Vierte oder Fünfte!

Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte! — Sie schreiben in Ihrem Briefe an Max von der entzückenden Abendbeleuchtung in Ischl. Ich erinnerte mich lebhaft an den schönen Zimitzweg, und wie oft wir ihn gewandelt. Das röthliche Licht auf jenen Bergen, während wir über die duftenden Wiesen schlenderten, war wohl die schönste Abendbeleuchtung auch meines eigenen Lebens. Leben Sie wohl, liebe Sophie! hüten Sie Ihre Gesundheit und vergessen Sie nie, wie viele Herzen dafür besorgt sind.

Tausend Grüße an die liebe gute Rosalie und die Kinder. Ihr Niembsch.

Welche überraschende Aehnlichkeit mit jenem Septembertage 1831 zu Stuttgart, als Lotte Adelaide so bezaubernd sang, daß Niembsch, um

seine Bewegung zu verbergen, mit Thränen ins harte Eisen biß. Seines Herzens Mauern sanken schönem Gesange, wie Jerichos Mauern Josuas Trompeten. Bezeichnend ist es, daß die kühne Karoline zum schüchternen Lottchen mit zitternden Händen zusammensinken mußte, um des stolzen Mannes und Dichters widerspänstiges Herz zu gewinnen. Aber behutsam! Wie sich des Weibes Schüchternheit verlöre, würde sich sogleich des Mannes Stolz wieder emporrichten!

Niembsch an Sophie.

Wien, den 5. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut und fast überredet, daß mein Leben wirklich so schön zu deuten sey, wie Ihr Herz es gedeutet hat. Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter hab' ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario gehört hatte. Da war es nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle, deren Tragik mich angegriffen hätte. Die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glücks auseinanderbrechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre.

Da war es zu hören, daß es dem Schicksal Ernst ist mit seinem Leide, daß dieß nicht ein wohlgemeinter Rathschluß unserer Herzenserziehung ist. Ich war viel mit Karoline zusammen; sie fühlte sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorstellung des Belisario ging ich, wie öfter, zu ihr, und sagte ihr, daß sie die größte tragische Wirkung auf mich gemacht habe, worüber sie erfreut war, und mir einige Tage später sagte, meine Ergriffenheit in genannter Oper sey ihr größter Triumph, den sie in Wien erlebt, so sehr sie auch erfreut sey über den Beifallssturm in ihrer letzten Vorstellung. Gestern ist sie nach Dresden abgereist. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr

auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange ist sie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindisch und tändelnd, wobei sichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erschütterungen, und die Natur wohlthätig wieder das Leben ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernste Stimme ihrer Seele hervor, und was sie, wie z. B. über das Tragische und ihre Auffassung desselben gesagt, zeigte mir auch ihre Gedanken auf einer seltenen Höhe. Sie ist in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch und kennt das Angesicht des Schmerzes in allen seinen Zügen. Ich wünschte, daß sie, wie sie sich vorgenommen, in einigen Jahren sich dem deutschen Schauspiele zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerspiel eigens für sie zu schreiben.

Liebe Sophie! was sind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? Sie wünschen, daß Ihre Gesundheit eine entscheidende Wendung nehme, so oder so? Freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wissen Sie nicht mehr, was Sie sind und was Sie uns gelten? — Sie verstehen es so gut, mir mein Leben schön zu deuten und mir heilkräftige Worte ins Herz zu flößen, wenn Sie mich verstimmt sehen, und haben für sich selbst, Ihren hohen Werth und Beruf, kein Auge? Nicht so unmuthig, liebe Sophie! Sie machen mich sehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefes ist mir dunkel. Sie sagen, ich werde bald fühlen, wie sehr mein Leben ein gelungenes sey. Wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden wie Goethe. Meine Schriften besitze ich nicht, und mich selbst verschenke ich auch gerne. Man hat meine Arbeiten zuweilen plastisch genannt. Daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie ein Selbstopfer ist, das Beste daran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohlthätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden, und Ihre unsichere Gesundheit ängstigt mich

fort und fort. In Karolinen hat es mir ein heiliges Gewitter in die Seele geschlagen, aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage.

Mit meiner Gesundheit geht es leidlich; doch hat sich in letzter Nacht mein Zahnschmerz wieder eingestellt. Therese ist gesund. Ich hab' ihr Ihren Gruß, den sie gewiß herzlich erwiedern wird, wegen des kalten Wetters noch nicht überbringen können. Schreiben Sie mir recht bald. Schöne Grüße an die schöne Rosalie und Ihre Kinder! Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Wien, den 11. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Ich bin nicht im Stande, Ihnen jetzt ausführlich zu schreiben. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht's als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrissenen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist werth, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon todt! Gruß an Rosalie. Dein Niembsch.

Desgleichen.

Wien, den 12. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich werde das Mögliche thun, nach Ischl zu kommen.

Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte! Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden, Sie kennen mich und meine tiefste Geschichte, Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturm aufblicke. Heute ist es ruhiger in mir, denn gestern. Ich war die letzten

Tage her wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlassen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir sogleich! Ich grüße die liebe Rosalie herzlich! Ihr Niembsch.

Ebenso.

Wien, den 16. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich reise noch diese Woche nach Ischl.

Was ich geantwortet, werde ich Ihnen mündlich sagen. Ich will das Gesetz meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist, wie in Ihrem letzten Briefe.

Es liegt ein Gebirg von Kummer und Traurigkeit auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karolinen nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind.

Sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie theuer Sie mir sind.

Diesen Brief schreib' ich im Zimmer Schwinds, der in der Nähe der Post wohnt. Ich mußte nach Empfang des Ihrigen zu Herz gehen, und es blieb mir nicht Zeit, mich noch vor Abgang der Post nach Hause zu begeben. Es ist schon spät. Schonen Sie Ihre Gesundheit, wenn ich Ihnen lieb bin, denn sie ist mir Lebensbedingung. Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was werth ist. Gott sey mit Ihnen, liebes, theures, herrliches Herz!

Morgen schreib' ich wieder und mehr.

Die Papiere bring' ich mit. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Wien, den 17. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Wenn ich bei Nacht erwache, und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach Ihrem Schmerze, wie die Mutter nach ihrem Kinde.

Ich sehne mich nach Ischl. Mit dem nächsten Eilwagen reise ich ab. Ich will heute noch auf die Post gehen und einen Platz bestellen. Es gibt kein Wort für meinen Zustand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen soll. Er hat Euch beide gemacht und mich, alle drei aus Einem Stücke. Ist ihm eines zu viel, so nehme er mich zurück. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufschließen, so weit es aufgeht. Das thut mir selbst noth zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zustande entrissen werden soll, der mich in die Länge tödten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beste Arzt meiner früheren Leiden, ist hin. Kaum drei bis vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand, und arbeitet fort den ganzen Tag. Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? O liebe Rosalie, wie dank' ich Dir, daß Du bei Deiner Schwester bist! Freut Ihr Euch denn auf mich?

Ich will schließen, denn was ich auch schreiben mag, ich kann es mündlich viel besser sagen. Das Geschriebene hat keinen Ton, am wenigsten den Ton, der die jetzige Erschütterung meines Herzens geben könnte.

Auf Wiedersehen, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Wien, 19. Juli 1836.

Liebe Sophie!

Leider bin ich mit den Vorbereitungen zu meiner Reise nicht fertig geworden, so daß ich erst nächsten Montag, den 22., mit dem Dampfschiffe abfahren werde, und folglich Mittwoch Abends in Ischl eintreffen. Wäre nicht Baron Münch den ganzen Morgen bei mir gewesen, so erhielten Sie einen ausführlicheren Brief von mir. So aber muß ich eilen. Ich habe noch vieles zu besorgen. Die Schneider brauchen Zeit meine herabgekommene Kleidung ein wenig präsentable zu machen. Max hat Münch bei mir getroffen. Gestern war ich in Kirling und habe meine neugeborne Nichte zum erstenmal gesehen. Mutter und Kind sind gesund. Die erstere war gekränkt über mein spätes Erscheinen; doch war ich die

letzte Zeit außer Stand, mich um irgendwen zu bekümmern. Das Kind iſt recht hübſch, doch iſt an ſeiner Kleinheit und Schwächlichkeit recht deutlich zu erkennen, daß es unter Kummer und Leid ausgetragen worden.

Ich reiſe mit dem Dampfſchiff, weil es nur einige Stunden länger dauert, und ich mich bei meiner gegenwärtigen körperlichen Abſpannung der ſtaubigen Hitze im Eilwagen nicht ausſetzen mag.

Könnten Sie mir nicht nach Ebenſee entgegenkommen? Wenn Sie wiſſen, um welche Stunde das Dampfſchiff von Gmunden dahin abgeht, ſo können Sie die Stunde bemeſſen, da wir uns treffen. Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Grüßen Sie die gute Roſalie tauſendmal! Ihr Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Iſchl, den 28. Juli 1839.

Seit vier Tagen bin ich wieder zwiſchen den Bergen Gottes. Wird's Dir auch ſo gut werden? Die Luft iſt herrlich; mir iſt, als hätte man mir Leben in alle Adern gegoſſen. Es wird auch meinen Albigenſern wohl werden in dieſen Wäldern, wo ich mir das ſchönſte Holz zu Scheiterhaufen ausſuchen kann. Was bis jetzt fertig worden, iſt nicht übel gerathen; Du wirſt Deine Freude daran haben, treuer Bruder! Wie geht's meiner lieben Reſt und den Kindern, beſonders der Pauline?[1]

Wenn Du Briefe für mich haſt oder bekommſt, ſo beliebe ſie mir poste restante nach Iſchl zu ſchicken; bis zu Deiner Abreiſe kann das geſchehen, denn ich bleibe bis 15. Auguſt hier. In Steyermark beſuch' ich Dich wahrſcheinlich; Du ſollſt dann zwiſchen den Eiſenhämmern auch meine Verſe pochen hören; wenn nur jeder ein rechtes Herzpochen iſt.

Meine Reiſe auf dem Dampfſchiff ging trefflich. Alles ſehr bequem; nur das Schlafen mit wildfremden Leuten in gemeinſamer Kajüte nicht, wo Alles durcheinander auf den Polſterſitzen herumlag, und der Zufall mir den —ſchen Geſandten zu Füßen warf, einen koloſſalen Bengel.

[1] Sie war augenkrank.

Teufel hinein! daß gerade
Zu meinen Füßen
Die schnarchende Ambassade
Hat saufen müssen!

Seine Frau war viel schöner als er, aber die lag fernab; indessen, vielleicht schnarchte sie auch. Dann gabs noch ein Halbdutzend Preußenjünglinge auf dem Schiffe, rechte Sandkerle; trocken, fein, flüchtig und sich an Alles ansetzend wie Flugsand. Die Donaugegenden sind außerordentlich; sie würden die gepriesenen Rheingegenden, wenn diese nebenher liefen, ohne Zweifel weit hinter sich zurücklassen. Man siehts den Bergschlössern in unserem Lande wohl an, daß hier der Haß mit nervigerer Hand die Steine gefügt und gethürmt. Dazu die düstere Waldumschattung; das ist prachtvoll. Auch den Traunsee überfuhr ich auf einem Dampfschiff. Durch das schnelle Vorbeifahren beständig verschoben, läßt sich keins der herrlichen Bilder vom Auge festhalten. Schleifer konnt' ich nicht besuchen, weil ich spät angekommen war, und von der Abfahrt des Dampfschiffes gedrängt, so daß ich nicht einmal ordentlich essen konnte, und die eine der beiden vortrefflichen Forellen im Stiche lassen mußte. Ischl ist vollgewienert. Witthauer ist da. Frau v. Pereira, Brenners u. A.

Leb' wohl, liebster Bruder. Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Linz, den 22. August 1839.

Vorgestern Abends um neun Uhr ist sie nicht mit dem Eisenbahnwagen,[1] sondern mit Extrapost hier angekommen, als ich eben soupirte. Ihr Wagen hielt vor dem Hause, ich eilte hinaus und wir begrüßten uns. Sie war sehr ermüdet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt; auch Freundin Clara, welche zu meiner Ueberraschung den Hund, den ich ganz vergessen hatte, an einer Schnur höchst gravitätisch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupiren der Damen und unter allerlei munteren Gesprächen. Wir saßen zu vier zu Tische: Karoline, Clara,

[1] Auf der Budweiser Pferdeeisenbahn.

die Stubenkatze und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern Abends kam es zu solchen. Karoline stellte Alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, so lange sie der Oeffentlichkeit angehöre, und so lange ich meine eigenen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte bringen könnte, daß ich so lange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für neunzehn Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern vertragsmäßiger Conventionalstrafen verbunden seyn würde, wogegen die Erfüllung derselben eine Vermögensvermehrung von 50,000 Gulden zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst. Die Partie nach Gmunden und weiter konnte bis jetzt wegen Regenwetters nicht unternommen werden. Vielleicht geschieht es, wenn der Himmel heiter wird. Clara hat keine große Sehnsucht nach den Gebirgen, wird sich aber der ihr aufgedrungenen Naturschönheit nicht entziehen können. Gestern aber waren wir im Theater und hörten das Nachtlager, musikalische Schneuzer von Conradin Kreuzer, unter dessen selbsteigener Leitung und Mitwirkung seiner debütirenden Tochter.

Wie geht es, liebe Sophie? Die unvergeßlichen Tage in Ischl stehen mir recht lebendig vor der Seele. Ich hoffe bald wieder dort zu seyn. Schöne Tage! Ich bin um so manchen Blick in Ihre liebe herrliche Seele und um die Freundschaft unserer Rosalie reicher geworden. Sprecht Ihr viel von mir? Haben Sie sich in meinem wunderlichen Wesen zurecht gefunden? Erscheint es Ihnen so, daß Sie sich von mir nicht abwenden mögen? O, wenn ich einen Genius habe, der sich meiner liebsten Angelegenheiten annimmt, so umschwebe er Sie, und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen! Derselbe, der mir in jenem Traum und Gedicht zurief: „Guten Abend, Freund und gute Reise!“[1]

Ich freue mich sehr nach Gmunden, wo ich Briefe von Ihnen vorzufinden hoffe.

[1] S. „Die Albigenser,“ Nachtgesang II.

Ist Trutschi schon aufgestanden?

Die liebe Zoe soll auch, wenn sie gesund ist, mit mir Mariage spielen; ich bringe neue Karten mit.

Eine Beschreibung vieler Details meines hiesigen Lebens erhalten Sie nächstens. Eines der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder empfangen hatte, knieend zu Füßen legte. Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuren Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin gesund, und freue mich noch der guten Nachwirkung Ihrer trefflichen Bewirthung.

Leben Sie wohl, liebstes Sopherl. Tausend Grüße der schönen Rosalie. Ich küsse die Kinder. Auf Wiedersehen Ihr Niembsch.

Auf den eben berührten Besuch im Theater zu Linz nimmt jenes Bezug, was von Berthold Auerbach in seinem Aufsatze: „Der letzte Sommer Lenau's" im deutschen Museum von Robert Prutz, erster Jahrgang erstes Heft S. 58 erwähnt wird:

„Lenau erzählte, wie er einst drauf und dran war, sich mit einer berühmten Künstlerin zu verbinden, die ihn aber besonders durch die Forderung des kleinen Dienstes verscheucht habe. In einer Theaterloge zu V.[1] hieß es beständig: Niembsch, hänge meinen Hut auf, lege meine Mantille zurecht! Niembsch, reiche mein Perspektiv, bestelle Eis und dergleichen mehr."

Wenn man sich aus Niembschens Brief vom 25. Juni 1839 erinnert, daß Karoline nur durch zitternde Hände den aufwallenden Zorn des stolzen Mannes über das sieghafte Weib zu dämpfen vermochte, so ist es allerdings begreiflich, wie derlei kleine Forderungen, die sonst als Zeichen von Gunst gestellt und daher auch freudig gewährt zu werden pflegen, dennoch Niembsch verletzen und erbittern konnten. So können oft Kleinigkeiten nach Umständen und Personen unerwartet wichtig und

[1] Venedig? Niembsch war aber nie in Italien. Es sollte wohl heißen: zu L.

entscheidend werden, und eine der gehofften gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbringen.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Hallstatt, den 28. August 1839.

Liebe Sophie!

In Eile einige Zeilen durch Dr. B. Karoline hat mich zu einem Ausfluge im Salzkammergut eingeladen, und wir sind jetzt in Hallstatt vom Regen festgehalten. Morgen, wenn es etwas erträglich ist, gehen wir weiter. Krummnußbaum werd' ich nicht besuchen. Vielleicht später allein. Den 2. oder 3. bin ich wieder in Ischl. Gott sey mit Euch! Herzliche Grüße! Ihr Niembsch.

Vom Aufenthalte in Hallstatt ist bekannt, daß Niembsch und Karoline während eines Ganges durch das steinige zum Strubbach führende Thal von den ihrer Verbindung sich entgegenstellenden Hindernissen sprachen. Da rief plötzlich Karoline im Eifer der Verhandlung: „Sieh her, mein Freund! so steig' ich über alle diese Hindernisse hinweg!" — Und vor ihres Freundes erstaunten Augen stieg sie rasch, und eben so glücklich als kühn, über einen mächtigen rauhen Steinhaufen, der dicht am Wege lag, ohne weiteres hinweg.

Auf dem bergumschlossenen See wurde bei Mondbeleuchtung gefahren, und sie sang sicilianische Fischerlieder. Damals nahmen sich aber auch Beide sehr warm des Wiener Dichters Ferdinand Sauter an, der sich durch den Sturz von einem Felsen bei Hallstatt den Fuß gebrochen hatte.

Am 3. September traf Niembsch richtig wieder in Ischl ein.

Niembsch an Schurz in Wien.

Ischl, den 28. September 1839.

Geliebtester Bruder!

Späten, aber herzlichen Dank für Deine treuen Wünsche zu meinem Geburtstage! Wir rücken auch den Vierzigen zu, die Haare werden grau

— und noch immer ledig! Was glaubſt Du, ſollt' ich nicht ein Weib nehmen? Wenn mir auch kein alter Vater, wie in jenem Bergmannsliedl zuruft:

„Nimm dir ein Weib
Für deinen Leib!“?

Willſt nicht Du ſo gut ſeyn und ſolchen Ruf an mich ergehen laſſen? Zu Dingen, welche Glück brauchen, ſoll man ſich immer aufforbern laſſen: Rogatus lude! Man gewinnt im Spiel, wenn Einem die Karten aufgedrungen werden, und der heilige Altar, sit venia verbo! iſt, wenn davor kopulirt werden ſoll, wohl auch ſo eine Art Spieltiſch. Unbegreiflich leichtſinnig heirathen die Weiber ins Gelage hinein; ich bewundere die Entſchloſſenheit, womit ſie das Schauerliche beginnen. Alſo, Bruder! überleg' Dir's und ſage mir im Oktober, wo ich Dich ſehen werde, was Du denkſt. Der Gegenſtand meiner kühnen Schickſalshypotheſe iſt — die fleißige Briefſtellerin.

Meine Albigenſer rücken vor. Ich wollte auf drei Monate nach Stuttgart, um ſie dort zu beendigen und in Druck zu geben, erhielt aber nichts, was einem Paſſe ähnlich ſieht. Leeres Bedauern und Entſchuldigungen des Herrn Staatskanzleihofraths v. *..... war Alles, was auf mein Geſuch erfolgte.

Meine Geſundheit iſt vortrefflich; meine Liebe zu Dir, der lieben Tertſchi und den Kindern die alte. Dein treuer Bruder Niembſch.

Niembſch fuhr am 2. Oktober mit Sophie, ihrer Schweſter Roſalie und den Kindern von Iſchl wieder nach Wien ab.

Mein mündlicher Rath war keineswegs gegen eine Heirath Niembſchens mit Karoline, vorausgeſetzt, daß er nach genauerer Bekanntſchaft ſollte hoffen dürfen, mit ihr menſchenmöglich glücklich zu werden. Ich hütete mich jedoch auch, ihm dazu ſcharf zuzureden, weil dieß zu Heirathen einmal überhaupt nichts taugt, und weil mir auch ſeine Schauerſcheu dießmal davor ſchon einigermaßen, als auf bereits eingetretene Ernüchterung hinweiſend, bedenklich erſchien. Uebrigens ſtimmte ich ihm unverhohlen darin bei, daß ſeine äußere Lage vor der Hand zur Gründung eines nicht zu armen und ſchmalen Herdes, woran er nicht bloß Nebenſitzer würde ſeyn

wollen, noch unzulänglich wäre; wie nicht minder auch bezüglich des Rücktrittes Karolinens von der Bühne, weil ich in meinem Herzen überzeugt war, daß die seine kunstriesige Gemahlin umlärmenden Lobfeierungen, wie schmeichelhaft auch einerseits — gegenüber jenen stilleren Huldigungen, wie sie auch dem größten lyrischen und epischen Dichter nur zu Theile zu werden pflegen — ihm bei seinem großen Ehrgeize bald würden ärgerlich werden müssen; endlich hielt ich auch Niembsch sehr geneigt zu böser, bei solchem Ansturm der Bewunderer seiner Gattin leicht aufflackernder Eifersucht. Eine gefährliche Klippe für Karolinens Glück an Lenau's Seite wäre wohl auch noch ihre, von ihm so bewunderte Darstellungsgabe, gegenüber seiner eingefleischten Zweifelsucht, geworden. Seinem Freunde Evers sagte er wirklich einmal in späterer Zeit: „Eben weil sie eine große Schauspielerin war, und je mehr ich es erkannte, um so furchtsamer wurde ich vor einer Verbindung mit ihr. Ich wußte nicht mehr, was ächt, was falsch an ihr sey."

Niembsch an Hermann Marggraff in Berlin.

Wien, den 1. November 1839.

Man hat mich hier und dort des Mysticismus bezüchtigt. Unverständiges gehässiges Unrecht! Daß in meinem „Savonarola" mancher mystische Passus mit unterlauft, ist dem Helden, nicht dem Verfasser des Gedichtes beizumessen. Mystik halte ich für Krankheit. Mystik ist Schwindel. Die religiöse Speculation kann allerdings eine Höhe erklettern, wo ihr, wie der Sophia Achamoth die Augen vergehen und sie von unwiderstehlicher Sehnsucht getrieben wird, sich in den Abgrund des Göttlichen zu stürzen; allein solcher Zug nach der Tiefe ist eben ein Symptom des geistigen wie des körperlichen Schwindels. Auch habe ich den „Savonarola" nicht geschrieben, um eine antihegel'sche Christologie in Jamben zu geben. Wenn ich mir ingenium zutrauen darf, so war der Ausfall des prophetischen „Savonarola" gegen die Hegelschule nichts weiter als ein pruritus ingenii. Die muthwilligen Strophen haben mir viel Verdruß gemacht; doch ich bereue sie nicht.

Gegenwärtig arbeite ich an einem epischen Gedichte: „Die Albigenser"

— contra pontificem — wie sich von selbst versteht. Der Held des Gedichts ist der Zweifel, der von Innocenz blutig gejagte und in Ketten geschlagene, den aber eben das Klirren seiner Ketten und deren harter Druck nicht einschlafen ließen.

Durchaus ungegründet ist die umlaufende Meinung von einem innigeren Verhältnisse zwischen Menzel und mir, als wäre ich dessen versificirender Schildknappe. Ich habe alle meine Schriften ohne Rath, ja ohne Wissen des Dr. Menzel concipirt und ausgeführt. (S. Blätter für literarische Unterhaltung, Nr. 7 vom 9. Februar 1854, S. 125.)

Niembsch an Emilie.

Wien, den 5. December 1839.

Meine Gesundheit ist leidlich bis auf gewisse Anfälle von Hypochondrie, die nun häufiger wiederkehren, und oft einen gräßlichen Grad erreichen. Dann ist mir zuweilen, als hielte der Teufel seine Jagd in dem Nervenwalde meines Unterleibes; ich höre ein deutliches Hundegebell daselbst und ein dumpfes Halloh des Schwarzen. Ohne Scherz; es ist oft zum Verzweifeln.

Das Londoner Foreign Monthly Review hat eine ausführliche Besprechung meiner Gedichte und des Faust.

In der Neujahrsnacht 1839—1840 sang Lenau:

Fahr' wohl, fahr' hin, o Jahr! nimm fort mit dir im Scheiden
All deine Lust; nur laß nicht liegen mir die Leiden!

und weiter:

Fahr' hin, unholdes Jahr! mir warst du von den schlimmen;
Es mögen Andre dir ein Liedlein Dankes stimmen!

Wahrlich, die Gefahr war in diesem Jahre sehr groß, größer noch als im Winter 1831—1832 nach der Entsagung auf Lotte. Ohne die Reise nach Ischl und ohne Sophiens sowohl als Karolinens beschwichtigende Gegenwart und edel verzichtendes Benehmen wäre das Unheil von 1844 wohl schon damals ausgebrochen. Sollte Niembsch und sein späteres Unglück verstanden werden, und wer wünschte wohl solches nicht? so durfte

ich dieſe Auftritte nicht verſchleiern und noch minder ganz verſchweigen. Zwar las ich freilich irgendwo: „Herzensneigungen der Dichter gehören nicht für die Oeffentlichkeit; ſie ſpiegeln ſich nur in ihren Liedern uns ab.“ Solcher Anſicht bin ich aber nicht; der dunkle Einzelne im Schooße des großen Haufens behalte ſein enges Herz nur immerhin ganz für ſich; nicht jedoch ſo der öffentliche Mann, der allen Blicken offen und frei ſteht. Und ſelbſt der mag es zum Theile noch thun, wenn nicht zugleich ſein Herz zur Hauptſache weſentlich mitgehört. Dieß iſt aber, wie bei keinem Andern in dieſem Grade, beim lyriſchen Dichter, der ſich ſelbſt ſingt, der Fall. Was da geſungen wird, mag auch geſagt werden. Wie denn erſt bei Niembſch, dem anerkannt größten lyriſchen Dichter der vor allen andern Völkern lyriſchen Deutſchen! Ich gab daher ohne Bedenken, was ich darüber hatte, und zugleich ohne Beſorgniß, die beiden noch lebenden, aber ungenannten Mitſchauſpielerinnen dadurch zu beleidigen oder zu kränken; denn meines Bedünkens bringt es keine Schmach, ſondern eher Ehre, von einem Geiſte und Manne wie Niembſch ſo geliebt worden zu ſeyn, und zwar nach Geſtalt und Lage der Sache mit ſo vollem Rechte und Grunde.

Viele Erheiterung gewährte Niembſch während des Vorwinters 1840 die Anweſenheit ſeines Freundes, des Grafen Alexander von Württemberg, zu Wien, der ihn fleißig in der Johannisgaſſe beſuchte.

Niembſch begleitete dieſen dafür am 15. Hornung 1840 in einer Bewerbungsangelegenheit deſſelben nach Stuttgart, das er aber bereits am 2. März, wo er noch der Trauung ſeiner Freundin Lotte Hartmann mit Regierungsrath Weiſſer beiwohnte, wieder verließ, daher ſeine Abweſenheit von Wien dießmal nur eine dreiwöchentliche war.

Niembſch an Sophie in Wien.

Stuttgart, den 23. Februar 1840 (Sonntag).

Liebe, theure Sophie!

Beſchwerlich war unſere Reiſe durch ſchlechte Wege, große Kälte und einen etwas unbequemen Wagen. Die erſte Nacht raſteten wir in Mölk. Alexander ließ ſein Bett auswärmen; das meinige glich einem großen

Eisumschlag über den ganzen Körper, und erst der vortreffliche Caravanenthee zum Frühstück konnte mich wieder ein wenig warm machen. Den zweiten Tag ging es bis Wels. In St.... erlebte ich einen wehmüthigen Spaß. Die dortige, in den Grafen Alexander verliebte Postmeisterin, nach welcher von diesem gleich gefragt wurde, lag eben krank darnieder. Doch kaum hatte sie seine Ankunft vernommen, als sie, aus dem Bette gesprungen, mit einer zierlichen Haube auf dem Kopfe, zum Fenster herausguckte, und mit Alexander, der unterdessen mit aller Eile seine Pelz- und Schlafhaube abgethan, und dafür eine blaue, goldverzierte Prachtmütze aufgesetzt hatte, eine zärtlich kokettirende Conversation hielt. Bald fuhren wir weiter. Alexander sank in seine Schlafhaube, die Postmeisterin wahrscheinlich eben so schnell in ihre Federdecken zurück, und ich dachte noch eine Weile der Scene nach, wie da gleichsam zwei Krankheiten in eitler Gefallsucht einander die Kur machten. Hinter Strengberg, als wir den sehr kothigen Weg bergan fuhren, hörten wir plötzlich eine gewaltige Stimme unserm Postillon zudonnern: „Viehkerl, verfluchter! kannst Du nicht wo anders fahren, als wo die Leute gehen?“ Die Prätension, daß die Extrapost einem Fußgänger ausweichen solle, war originell und interessirte mich für den Seltsamen. Es war ein schundiger, einen Knotenstock zornig schwingender, schwarzhaariger, blasser Handwerksbursche mit aufgestülpten Beinkleidern, auf deren Grundfarbe, dem Straßenkothe, sich spärliche blaue Flecken zeigten. Wir ließen den kothpatschenden Propheten einer demokratischen Zukunft hinter uns, hörten ihn aber noch lange hadern und fluchen. Ein prächtiger Kerl! In Wels hing das Bildniß Judas, des Apostels, zwischen unsern Betten; doch der Mann Gottes machte sie nicht warm; eine Portion Wärme, und hätte sie mir der Teufel aus der Hölle gebracht, wäre mir lieber gewesen. Montag fuhren wir bis Neumarkt. Zwischen letzterem Orte und Frankenmarkt ward Alexander in Wirkung zu häufig genossenen schlechten Bieres von einer heftigen Kolik befallen.

Auf der Station wärmte ich dem Leidenden, während sein Jäger mit Auspacken der Nachtrequisiten beschäftigt war, am eisernen Ofen Umschlagetücher und verbrannte ihm beim Auflegen derselben einigemal den Leib, indem ich dachte: je wärmer, desto besser! Dann suchte ich das äußere

Verbrennen durch ein innerliches ins Gleichgewicht zu bringen, und nöthigte meinem Kranken einige Tassen siedendheißen Thees in seine Geweide. Nach einigen Stunden war er geheilt.

Dienstag war große Kälte eingetreten. Zu Wasserburg in Bayern wurde übernachtet. Mittwoch fuhren wir spät in die Nacht bis Augsburg. Die Kälte war so grimmig, daß wir befürchteten, der auf dem Kutschbocke sitzende, von Zeit zu Zeit einnickende Jäger könnte erfrieren, wie im vorigen Winter in derselben Gegend die Kammerjungfer einer englischen Herrschaft auf dem Bocke erfroren ist.

Mit dem Aberglauben hat es doch manchmal seine Richtigkeit. An diesem Tage war uns ein mit Schweinen vollbefrachteter Leiterwagen zum großen Schrecken meines Freundes begegnet; die ominosen Schweine bedeuteten aber die Personalnachrichten der „Allgemeinen Zeitung," welche wir in Augsburg antreffen sollten, deren eine meinem Freunde zugrunzte, daß die gehoffte Oberstenstelle bereits ein Anderer habe. Die Säue lagen auch so gereiht im Wagen, wie jene Zeilen auf dem Papiere. Das war eine schlimme Neuigkeit!

Donnerstag hielten wir unsere Nachtruhe in Göppingen, und Freitag Abends sind wir hier angekommen. Gerne, liebe Sophie, hätte ich Ihnen von München aus einige Zeilen zugeschickt, doch haben wir uns dort nicht länger als zum Pferdewechseln aufgehalten, und gar nicht aus dem Wagen begeben.

Wir werden uns wohl sehr bald wieder nach Wien aufmachen. Leider ist Cotta verreist und wird erst in vierzehn Tagen zurückkehren. Ueber den Gang meiner Geschäfte erhalten Sie in meinem nächsten Briefe Nachricht. Mein Befinden ist von der Reise etwas mitgenommen. Meinem Freunde Max schreibe ich nächstens.

Das freundliche und herzliche Begegnen Ihres Vaters beim Abschiede hat meinem Leben, in welchem durch mein Zerwürfniß mit diesem von mir so hoch verehrten Manne ein Riß entstanden war, eine unendlich wohlthuende Beruhigung gegeben. Grüßen Sie ihn, so wie Ihre verehrte Mutter und lieben Schwestern, von mir auf das Allerherzlichste. Sagen Sie auch Ihren lieben Kindern, daß ich ihrer oft gedenke.

Die Freude im Reinbeck-Hartmannschen Hause war groß, als ich

plötzlich und ganz unerwartet eintrat. Auch ich war sehr erfreut, Alle, und namentlich die beiden alten Herren, so gesund und aufrecht zu finden. Alexander hat seine Wohnung in einem hiesigen Gasthofe genommen.

Besonders hab' ich Ihnen, liebe Sophie, für Ihren vortrefflichen Teppich zu danken. Derselbe hat mich treulich geschützt gegen den abscheulichen Frost, und wenn es auch geschmacklos ist, Ihre Freundschaft mit einer Wollendecke zusammenzustellen, so sage ich doch: diese hat meine Füße vor dem Froste, wie jene oft mein Herz vor dem Erkalten gegen die Welt und mein eigenes Leben bewahrt. Eine so abscheuliche Kälte ist auch geschmacklos, und natürlich ist es, daß ich, indem ich Ihnen für etwas danke, was meinem Leibe frommt, dabei der verwandten Wohlthat gedenke, die meiner Seele widerfahren ist. Leben Sie wohl, theure Sophie! Viel schöne Grüße an Max. Niembsch.

Den versprochenen weitern Brief brachte Niembsch auf den Lippen mit; und leider nicht das gesprochene, das geschriebene Wort nur beharrt.

Philipp Huber an seinen lieben Herrn Nikolaus von Niembsch, genannt Streinauer.

Wheeling, den 24. Jänner 1840.

Ich, Ihr unterthänigster Diener, Philipp Huber, ersuche Sie bei guter Gesundheit, und wünsche Ihnen unterthänigst ein glückseliges neues Jahr zum Gruß. Ich war zwei Monate hart krank, jetzt bin ich wieder gesund. Da ich Ihren Brief erhalten habe das letzte Frühjahr 1839, haben Sie mich gefragt um eine balde Antwort; ich habe aber auf diese bisher noch keine von Ihnen erhalten. Die Taxen habe ich bezahlt für 1838 und 1839, erstes Jahr 6 Thaler und 72 Sint,[1] das zweite Jahr 12 Thaler und 80 Sint; ich habe die Quittungen dafür vom Affis.[2] Die Ansicht von Ihrem Landbesitz guckt sehr schlecht. Ich habe dem eingedrungenen Mann gesagt: „Der Eigenthümer befiehlt mir, Ihr sollt von seinem Eigenthum abziehen." Er sagt: „Ich will mich nicht streitig stellen,

[1] Cents.

[2] Office, Amt.

aber ich gehe nicht hinweg, bevor nicht der Eigenthümer oder Sie mir eine Vollmacht weisen, die von der Beamtung oder von der Kort [1] versiegelt ist.“ Die muß mit Ihrem Namen unterschrieben seyn: Nikolaus von Niembsch. Wenn Sie mir das schicken, so hab' ich ihn gleich hinweg; ich weise ihn selbst weg. Will er nicht, so schicke ich ihm einen Polizeibeamten, der sagt ihm, daß er in Zeit von zehn Tagen hinweg ziehen soll. Will er nicht, so kommt ein höherer Polizeibeamter, der wirft ihn raus. Sollte er aber gutwillig gehen, so braucht man das nicht. Er ist ein Amerikaner-Deutscher, die man beim Recht packen muß, man darf nicht weichlich kommen zu ihnen. Ich habe gehört, daß Dem sein Weib und Lui H. sein Weib die nächsten Freunde sind; ich denke selbst, daß dieser Kerl ein H.-Spigelant ist, um auszuforschen, was jetzt und die ganze Zeit her passirt. Ich würde bald Ihr Land in guten Stand stellen; Ihr Bedienter Philipp Huber thut, was er versprochen hat. Es sollte einmal heißen, daß ich auch etwas erobert hätte für meinen Herrn. Seit ich geheirathet bin, hab' ich mir einige Hundert Thaler erspart. So lang ich ledig war, hab' ich, wenn ich mir Geld verdient, es wieder verreist. Nun aber geheirathet, wünsche ich auf Ihr Land zu ziehen, bis Sie selber kommen. Jetzt hätten Sie mehr Vergnügen hier, ich könnte Ihnen mehr Bescheid geben, und zur Sommerszeit ist es auch schöner hier; Sie waren just im Winter hier. Ich bitte Sie unterthänigst um eine baldige Antwort; ich wünsche dieß Frühjahr auf Ihren Besitz zu ziehen auf Befehl. Ich, Ihr unterthäniger Diener, Philipp Huber.

Adresse: Philipp Huber, Wheeling, Va., [2] North-America.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, 27. Mai 1840.

Liebe Sophie!

In gräßlicher Eile halte ich mein Wort und schreibe von München. So eben sind wir angekommen, so eben fahren wir weiter. Bisher ging es, kleine Widerwärtigkeiten des Himmels und der Erde, und deren die

[1] Court, Gericht.

[2] Virginia.

irdisch sind, abgerechnet, ganz leidlich. Tausend schöne Grüße an den lieben Max und alle die Ihrigen. Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, 30. Mai 1840.

Liebe Sophie!

Müde von der gestern beendigten Reise, sitze ich hier auf meinem Divan, vor mir stehen schöne frische Blumen und ich rieche sie nicht; ich rauche eine feine Cigarre und rieche sie nicht; schmecke sie wenig; in meinem Kopfe ist ein Sausen und der Gedanke: „Wäre ich doch auf der Donau gereist!“ denn im schlechtverwahrten Wagen Alexanders am zerbrochenen Fenster sitzend, und eine ganze Nacht hindurch von Wind und Regen bestrichen, hab' ich einen tüchtigen Husten und Schnupfen abbekommen, womit ich wohl eine Woche lang mich werde schleppen müssen.

Sobald ich wieder fahrbar bin, soll es mein Nächstes seyn, den armen unglücklichen Justinus Kerner zu besuchen. Er ist in größter Gefahr staarblind zu werden. Seine ohnehin geschwächten Augen wurden es durch das anhaltende heftige Weinen um den verstorbenen Bruder noch mehr, und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Staars bereits eingetreten ist und totales Erblinden bevorsteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Genügen auf Erden fand und stets darüber weg mit geisterseherischem Auge in eine andere Welt hinaustrachtete, dafür, so scheint es, will die reale Sinnenwelt, eifersüchtig und rächend, sich seinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Mensch, darfst du nur Eine schauen! Diese Nachricht hat mich sehr erschreckt. Wenn ich mich des Spazierganges erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabende auf dem Gartenberg bei Hiezing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde so schön ist, so erfüllt mich die Vorstellung, daß der gute liebe Kerner blind werden soll, mit großer Traurigkeit.

Meine Geschäfte hier will ich sogleich in Gang bringen. Noch habe ich Cotta nicht gesprochen; doch Reinbeck sagte mir, daß nicht nur von

meinem Fauſt, auch von Savonarola eine neue Auflage zu machen ſey. Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden, dieſe beiden Bücher nochmals zu leſen, ſo bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen Brief, worin Sie mir Alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünſchen. Verſagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen; der Ausſpruch Ihres feinen und ſichern Gefühls, des von mir ſchon oft als Leitſtern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht verſagen. Weiſen Sie dießmal Ihre Beſcheidenheit zurecht, und ſeyen Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Compliment für Sie ſeyn ſoll, ſondern aus meinem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe entſprungen iſt. Kein Tadel wird mich verletzen; ſeyn Sie ganz offen! Ich bitte Sie ſehr, liebe Sophie!

Den Druck meiner Bücher werde ich hier nicht abwarten. Es kommt mir ſo viel zuſammen, daß ich mit der Wiederauflage meiner neuern Gedichte vielleicht bis zum Verſchluß des letzten Exemplars der erſten Auflage werde warten müſſen. Ueber meine Reiſe werd' ich Einiges an Max ſchreiben. Grüßen Sie mir die Mutter, deren elaſtiſche Uhrſchnur mir ſehr bequem iſt, herzlich. Sie möchte doch nach Gaſtein kommen, und mir dort eine oder mehrere Taſſen Kaffee einſchenken. Sagen Sie meiner verehrten Freundin, daß ich ihrer Güte gegen mich dankbar gedenke. Auch Ihre lieben Schweſtern und Kinder grüße ich ſchönſtens.

Leben Sie wohl, liebe Sophie. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wohl könnte jetzt ſchon eine Antwort auf meinen Münchner Brief gekommen ſeyn, doch ſcheint derſelbe einer ſolchen nicht werth befunden worden zu ſeyn ſeiner Flüchtigkeit und Kürze wegen. Ich muß mich alſo gedulden, bis meinem zweiten Brief, den ich hier vor acht Tagen an Sie geſchrieben, ein beſſeres Schickſal widerfährt. Unterdeſſen will ich fortfahren, Sie von meinem Leben zu benachrichtigen.

Dem dießmaligen Aufenthalte in Stuttgart verdanke ich einige

interessante Bekanntschaften. Eine Gräfin P... aus München und ihre Cousine Fräulein Agnes v. G. So eben wollte ich Ihnen eine genaue Beschreibung dieser Damen und der Gesellschaften, in denen ich sie getroffen, niederschreiben, allein ich merke, daß mich der unbeantwortete Brief doch zu sehr ärgert, als daß ich für Ihre Unterhaltung sorgen möchte, während Sie sogar versäumt haben, mich über Ihr und der Ihrigen Befinden mit ein paar Zeilen zu beruhigen. Also vor der Hand nichts weiter, als daß ich mich wieder wohl befinde, übermorgen mit Graf Alexander zu Kerner fahre und dann, von Weinsberg zurückgekehrt, meine Geschäfte beginnen werde, deren Beendigung ich übrigens hier nicht abwarten werde. Mein Sinn steht nach Baden. Dort ist bessere Luft; hier rückt einem schon wieder die lästige Sommerschwüle auf die Brust, daß man nie Luft bekommt zu einem ordentlichen Athemzuge oder Fluch.

Aber auch in Baden werde ich nicht lange bleiben, sondern in unsere Alpen hineinziehen. Vielleicht daß ich dann im Spätherbst wieder nach Stuttgart und von da nach Paris reise. Eine Cigarre im Mund und einen Plan im Kopfe muß ich fast immer haben. Oft ist der letztere mit der ersteren schon ausgeraucht. Neulich waren wir in Serach bei Alexander. Dort steht eine große Schaar von Blumen in voller Blüthe, aber .... Leben Sie wohl, liebe Freundin. Beste Grüße an Freund Max, Ihre Eltern und Kinder und Schwestern. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 13. Juni 1840.

Gestern Abends bei meiner Ankunft von Weinsberg wurde mir der sehnlich erwartete Brief überreicht. Meine Hauswirthe nebst einigen Fremden waren eben im Garten am Thee; ich mußte mich beigesellen und las die guten Nachrichten mit einer Freude, die durch das Tassengeklirr und Redegeräusch um mich herum sich nicht stören ließ. O diese leidige Entfernung! Könnte ich nur die Erde umstülpen und so mir alles nahe bringen, was zu meinem Leben gehört, wovon mein Herz eigentlich lebt!

Auf meinen unglücklichen Freund Kerner hat meine Anwesenheit über alle Erwartung und wunderbar erheiternd gewirkt; denn ein Wunder ist es mir, daß ich im Stande bin, eine Sorge zu lichten und einen Gram zu mildern. Für Kerners Augen hat man leider das Schlimmste zu fürchten; das rechte ist bereits grau überzogen und nur noch für einen schwachen Schimmer empfänglich; das linke hat auch schon eine leichte Trübung und ist äußerst matt. Er entließ mich mit schwerem Herzen und nur gegen das Versprechen, daß ich wiederkomme, und ich ließ ihm dessen zum Pfande meinen Mantel zurück. Ich hole den Mantel ab, wenn ich nicht, wie Elias, in den Himmel fahre. Nun noch Einiges über mein hiesiges Treiben oder Getriebenwerden. Ich konnte mich einigen größeren Gesellschaften nicht entziehen, wobei ich, wie Sie bereits wissen werden, die Gräfin Fernanda P..., ein Fräulein von etwa 28 Jahren, kennen lernte. Sie ist sehr gebildet, ihr ganzes Wesen hat das Gepräge des hohen Adels, der für mich dadurch genießbar wurde, daß ihr Herz nicht davon ausgeschlossen ist, wie dieß bei einer gewissen anderen Gräfin der peinliche Fall ist. Zugleich lernte ich Fernanda's um einige Jahre jüngere Cousine, Agnes v. G., kennen.

Sie ist sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigenthümlichen sehr schönen Gesang. Ein weiblicher Schönstein.[1] Die dritte im Bunde ist Agnesens Schwester, Frau v. S..., von der Sie unter dem Namen Niendorf „Die Villeggiatur bei Kerner in Weinsberg" gelesen; eine äußerst gutmüthige Frau. Mit diesen und andern Damen habe ich einige Abende zugebracht. Unter den letzteren befand sich auch Gräfin Marie. Sie trat mir mit dem alten Wohlwollen und lebhafter Freude über unser Wiedersehen entgegen.

Sie fragen um meine Eßlust? Die ist schlecht. — Das Wetter? Das ist gut. Des Lokomotivs gedenk' ich freilich. Ich habe überhaupt Heimweh.

Ueberwinden Sie die letzte Scheu und recensiren Sie mich. Von Beethoven, dem Meere, dem Hochgebirg und Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt oder vielmehr durch Euch vier von Gott. Es ist kein

[1] Ihr gilt Lenau's Gedicht: „An Agnes", das er ihr am 6. Juni 1840 in ihr Stammbüchlein geschrieben. Baron Schönstein in Wien sang ausgezeichnet.

Hochmuth, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich?[1]

Der Karoline hab' ich einmal geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Dem lieben Arthur werde ich keinen eigentlichen Pinscher, aber doch etwas mitbringen, was man, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, füglich auch so nennen könnte. Ich grüße den Vortrefflichen, wie auch Zoe und Ernst, aufs allerschönste. Auch Ihre Eltern und Schwestern ebenso. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Wenn meine Briefe Ihnen Freude machen, so will ich in meiner unerhörten Pünktlichkeit fortmachen. Hüten Sie Ihre theure Gesundheit. Gott küsse Sie! Niembsch.

Zu seinem damaligen Treiben hätte Niembsch auch noch oben zählen können, daß er eine Weile mit großer Geduld Chiromantie studirte, die im Buche enthaltenen Nachbildungen von Händen fleißig nachzeichnete und sich alle Regeln geläufig machte, dabei aber staunte über ihr Eintreffen. So betrachtete er z. B. stillschweigend die Linien in der Hand von Graf Alexander, und fand darin alle seine Geschicke vorausgezeichnet und bestätigt.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 20. Juni 1840.

Was Ihr letzter Brief mir von meinen interessanten neuen Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine älteren Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabelei. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die sich bei mir so leicht verdrängbar erachten, mögen wissen, daß gerade eine Verbindung mit ihnen zur innersten und gediegensten Substanz meines Lebens gehört, die sich nicht von mir abstreifen läßt durch die nächste beste leichte Berührung mit neuen Bekanntschaften.

Ich habe Ihrer freundlichen Sorgfalt gemäß wieder einige Tage auf

[1] S. „Zueignung."

dem Lande, und zwar bei Alexander in Serach, zugebracht. Wir waren in köſtlicher Ruhe und bei herrlichſtem Wetter allein.

Unter Ruhe verſtehe ich aber hier nur die Entfernung von aller Geſellſchaft, denn im Uebrigen war ich in beſtändiger Bewegung, und bin ſo zu ſagen, außer dem Eſſen und Scheibenſchießen, gar nicht vom Pferde gekommen, das Schlafen natürlich mit eingerechnet. Alexander hat ein Pferd, das mir beſonders angenehm iſt und mich ſogar zum paſſionirten Reiter machen könnte. Die Gräfin ſah ich ſehr ſelten. Geſtern wollten wir im Walde etwas ſchießen, doch dieſes etwas „was“ nicht zu ſehen.

Meine Hausfreunde haben mich mit der alten Herzlichkeit aufgenommen. Es wundert mich, daß ich Ihnen das nicht früher geſchrieben habe. Meine Geſundheit iſt recht gut und die Leute rühmen mein Ausſehen, obgleich mein Stuttgarter Friſeur mich wieder ſchändlich zugeſchnitten hat. Alexander iſt ſo eben bei mir eingetreten und hindert mich am Verlaufe dieſes Briefes; ich muß ſchließen, um bald wieder und mehr zu ſchreiben. Auch Maxen würde ich, hätte ich nicht Beſuch bekommen, einige Zeilen ſchreiben. Schon iſts fünf Uhr und die Poſtzeit auf der Neige. Tauſend Schönes! Alexander trägt mir viele Grüße an Sie und Freund Max auf. Ihr Niembſch.

Niembſch an Kerner.

Stuttgart, 21. Juni 1840.

Mein innigſt geliebter Freund!

Alexander ſagte, es ſey leicht möglich, daß er mich nach Weinsberg bringe, und bat mich, meine Reiſe deßhalb aufzuſchieben; auch wollen wir das Buchdruckerfeſt mit anſehen, und kommen daher erſt morgen über acht Tage, d. i. Montag, zu Dir.

Daß die wenigen mit Dir verlebten Tage mir ſehr glückliche waren, und daß ich mich nach einer Wiederholung ſolchen Glückes von Herzen ſehne, iſt alles, was ich Dir zu ſchreiben habe. Das übrige geht beſſer durch den Mund als durch die Feder.

Die Stunde meiner Ankunft in Heilbronn iſt noch nicht gewiß, weil

es auch die Gelegenheit nicht ist, mit der ich komme; ob Alexander, Eilwagen oder Hauderer mich bringt, das muß erst reif werden.

Das Wahrscheinlichste ist bis jetzt ein Hauderer. Ich umarme Dich. Schönste Grüße Deiner lieben Frau, Deinen vortrefflichen Kindern.

Immer und recht Dein Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, den 27. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wie freundlich und erfreuend, daß Sie mir den Eingang Ihres Briefes mit einer Blume schmücken, und das theure Blatt noch werthvoller machen. So schön wächst in ganz Schwaben keine Rose, wie die gemalte da. Dafür setze Ihnen der Himmel seine schönsten Freudenblumen ins Herz! Die Entfernung, liebe Freundin, ist ein gar zu unbehülfliches Ding, oder macht wenigstens mich dazu; denn oft ist mir nicht anders, als müßten Sie alles, was, mich betreffend, um mich vorgeht, schon von selbst wissen, bis Ihre Briefe mich erinnern, daß ich es Ihnen erst zu schreiben habe. Die hiesigen Drucker und Buchhändler waren Alle bisher wie besessen über das bevorstehende Buchdruckerfest, so daß sie vor lauter Jubel über den erfundenen Druck diesen selbst vergaßen. Dadurch wurde meine Angelegenheit verzögert. Auch mußte die Rückkunft der Cotta'schen Geschäftsführer von der Leipziger Messe und mit ihnen das Resultat des Verschlusses meiner Schriften abgewartet werden, ehe man über die Nothwendigkeit einer neuen Auflage im Gewissen seyn konnte. Das Fest ist vorüber, Cotta's Leute sind da mit der Nachricht, daß mein Faust bis auf einige Exemplare vergriffen sey. Nachtheilig ist es für die Verbreitung meiner Schriften, daß die Cotta'sche Buchhandlung mir nun schon zum zweitenmale mit der neuen Auflage so lange gezögert hat, bis die alte mit Rumpf und Stumpf hinaus war. Mein Faust fehlt seit einiger Zeit im Buchhandel. Dem soll aber für's Künftige vorgebaut werden. Von meinem Savonarola ist ein verhältnißmäßig geringer, doch für dieses Jahr noch ausreichender Vorrath übrig. Die neueren Gedichte sollen zur Herbstmesse wieder aufgelegt werden. Unterdessen hab' ich mich in Serach herumgetrieben.

Ein paar köſtliche Ritte mit Alexander waren mein Hauptvergnügen. Da ging es einmal am Johannis-Vorabend bei wunderſchöner Beleuchtung durch herrliche Wälder im flüchtigſten Trabe fort, ganz fauſtiſch. Die feſtlich beleuchteten, vorüberſchwindenden Bäume waren eine ſchöne Frühlingsproceſſion, und eben auch zu Johannis.

Ich habe zu viel Zeit hier müßig verpaſſen müſſen, als daß ich nach Baden reiſen möchte. Zudem wird, der getäuſchten Savonarola-Hoffnung wegen, meine klingende Ernte um ein Bedeutendes geringer ausfallen, wodurch der Reiſeteufel in etwas gebannt iſt.

Nach unſerem Oberöſterreich aber ziehen mich gewiſſe ſteinerne Leute, nämlich die Hochberge, ſo gewaltig, daß ich bald aufbrechen, und mir Correkturen dahin nachſchicken laſſen werde.

Sie fragen um die Geſellſchaften, in welchen ich alle die intereſſanten Damen geſehen habe? Solches iſt geſchehen bei Reinbeck, bei Madame H .., bei Weiſſer, S., in Serach. Eine dieſer Damen hab' ich nachträglich noch zu nennen, das Hoffräulein der Gräfin Marie, v. B., ein ſehr hübſches und artiges Mädchen. Sie hat etwas Birkenartiges. Die P. und Agnes ſind wieder fort. Von allen dieſen Schönheiten iſt jedoch in dem bewußten „Strohmagazin" auch nicht ein Halm entzündet worden; weit eher dürften die überaus trefflichen Cigarren, die ich hier rauche, dieſem Magazin gefährlich werden, auch meinen Kopf leichter betäuben, als das mir von Ihnen aufgemutzte „Rauchfäßlein," das viel weniger narkotiſch iſt, und würde es auch von den ſchönſten und ariſtokratiſcheſten Händen geſchwungen. Der von Karoline mit mir beſprochene Trauerſpielſtoff iſt Ihnen längſt bekannt, und jene Mittheilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre verſprochene Recenſion vorenthalten; ſuchen Sie aber einen ſolchen, ſo will ich mich beſcheiden. Ich gedenke den 12. Juli von hier abzureiſen; bitte daher, mir Ihren nächſten Brief post restante nach Iſchl zu adreſſiren. Dort bleibe ich einige Tage und werde ſodann nach meinem geliebten Auſſee und vielleicht weiter ins Steieriſche gehen. Könnt' ich nur das treffliche Reitpferd von Serach mitnehmen!

Meine Geſundheit iſt leidlich; der Appetit will erſt in unſern Bergen geholt werden. Das Stuttgarter Klima iſt abſcheulich; ich liege in dieſem Thal wie auf einer Bratpfanne. Ich habe Alles gethan, was mir leiblich

frommen sollte, auch das Baden nicht vergessen. Doch die Luft ist gar zu lax und erbärmlich. Ich grüße Ihre ganze Familie herzlich. Leben Sie wohl, innigst verehrte Sophie! Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 5. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Wieder hab' ich meinem armen Freund Kerner auf sein dringendes Verlangen einige Tage geschenkt, und zwar in Gesellschaft Reinbecks und Emiliens. Abermals neue Bekanntschaften wurden gemacht und hiemit Fäden aufgenommen, die ich jedoch bald wieder fallen lasse, denn nicht allzuviel Fäden kann man in der Hand behalten, wenn das Gewebe des Lebens nett, klar und unverdrießlich ablaufen soll. Dießmal will ich Sie mit Beschreibung meiner Damennovitäten nicht unterhalten oder langweilen; wohl aber ein paar Worte von einem sehr interessanten Ausfluge nach Wimpfen machen. Dieß ist ein Städtchen und Badeort im Großherzogthum Hessen. Höchst anmuthig nimmt sich der Ort aus am linken Bergufer des Neckars; mit Gartenanlagen, gothischen Kirchen, Römerthürmen und einigen Resten weiland prächtiger Imperatorenbehausungen. Die Aussicht ins flache Land hinab ist ganz herrlich. Mir das Liebste, und was mich wahrhaft ergriffen, war die uralte Katholikenkirche im Thale. Es war eben die schönste Abendbeleuchtung im letzten Ausglühen, als ich in den Kreuzgang des Klosters trat. Beiliegendes Epheublatt hab' ich für Sie dort genommen zum Andenken der schönen halben Stunde, die ich in dem stillen Klostergemäuer zugebracht. Dieses schließt den Kirchhof so traulich ein, das frischgemähte Gras lag so schmiegsam und duftend über den hingemähten Menschen einer alten und bessern Zeit, und so hell und fromm schien die untergehende Sonne herein, daß ich wunderbar bewegt, und von den höchsten Stimmungen, worin ich meinen Savonarola gedichtet, wieder ergriffen wurde. Das herrliche gottdurchdrungene Mittelalter umschlang mich mit seinen Armen, und reichte mir einen Trunk Frieden aus seinem tiefen Brunnen herauf. O wären Sie dagewesen! Sie verstehen diese Lichter, diese lieblichen Schwärmereien des Todes.

Nehmen Sie wenigstens das Blättchen und legen Sie es in meinen Savonarola.

Gestern Abends sind wir zurückgekommen. Meine Geschäfte sind jetzt im lebhaftesten Gange und bald beendigt. Das Resultat erfahren Sie durch meinen nächsten Brief. Cotta war heute bei mir und von großer Freundlichkeit. Eben so war Hallberger bei mir und von großer Unzufriedenheit, als er hörte, daß ich im Laufe des nächsten Jahres meine beiden Gedichtsammlungen in der Cotta'schen Buchhandlung vereint wolle erscheinen lassen. Diese beabsichtigt eine Sammlung deutscher Lyriker in-elegantester Taschenausgabe, bestehend aus den Gedichten Schillers, Goethe's, Uhlands, Herders, Platens und meiner Wenigkeit. Doch da bin ich ja bereits im Zuge, Ihnen das Geschäftsresultat mitzutheilen, wenigstens wie ich es wünsche und betreibe. Unterdessen sollen meine „Neueren Gedichte" in Octavo bei Hallberger in zweiter Auflage kommen.

Mit dem Druck des Faust wird nächstens begonnen werden. Am 12. d. will ich abreisen. Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Recensionen versagen, sondern auch die Dedication so unfreundlich abweisen, ist eben auch beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen.

Mit Kerners Augen geht es leider um nichts besser, vielmehr scheint die Verdunkelung derselben, zwar langsam, doch unaufhaltsam, fortzuschreiten.

Auf das schöne Arthursbild freue ich mich sehr. Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben. Auch die schönen Initialblumen lassen Sie nicht abkommen. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude, denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab' und Gut auf Erden, nicht verloren habe. Tausend Grüße dem lieben Max und allen Ihrigen.

Von Karoline hab' ich kein Lebenszeichen, und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten. Niembsch.

Von Lenau's dießmaligem Aufenthalte bei Kerner erzählt Emma Niendorf:

„Damals saßen auch einmal noch Alle bei Tische in voller Gemüthlichkeit, da ging die Thüre auf und zwei junge, hübsche, schwarzäugige Männer traten herein; der Eine stellt sich als Graf Crivelli vor, der

Andere murmelt etwas von einem Herrn von Starkenſtein. Emilie erkannte ihn ſogleich als Prinz Jerome von Montfort, konnte aber ihre Entdeckung den Uebrigen nicht einflüſtern. Beide ſprachen geläufig deutſch. Man kam auf italieniſche Poeſie und Philoſophie. Niembſch, dem es überhaupt nicht behagte, daß die fremden jungen Leute mit gar ſo viel Sicherheit auftraten, und ſo keck weg über Dichtkunſt u. ſ. w. abſprachen, äußerte, weil er nicht wußte, wen er vor ſich hatte, von italieniſcher Philoſophie könne überhaupt gar nicht die Rede ſeyn; ſie haben keine, weil die Italiener Flachköpfe ſind, und eben ſo die Franzoſen und dergleichen mehr. Beide wurden roth. Reinbeck wollte auch mit einſtimmen; aber ſeine Gattin fand Gelegenheit, ihn mit dem Arme anzuſtoßen. Später war man höflich, ging zuſammen auf die Burg und dann entfernten ſich die jungen Herren. Sie kehrten nach Schweigern zurück, wo ſie vom Schloſſe des Grafen Neipperg den nachbarlichen Ausflug in das Dichterhaus unternommen hatten. (Niendorf S. 34.)

Bei der Wanderung im Kreuzgange zu Wimpfen entdeckte Emilie an den reichen Skulpturen der ſchlankgewölbten Bogen, verborgen im Schmuckwerke, auch ein kleines ſteinernes Vogelneſt, auf welchem der alte Vogel ſaß — nur leider mit abgeſchlagenem Kopfe — und blieb gefeſſelt vor ſolchem holdſeligen kindlichen Spiele der alten Kunſt ſtehen. Dieß Vogelneſtlein nun, das jene ihren Reiſegefährten wies, finden wir in den Albigenſern wieder (Niendorf 39). Ebenſo kam Lenau die Idee in ſeinen Albigenſern: „Schreckliche Zeiten, wenn ſogar Tauben mit Menſchenblut gefärbt ſind!“ durch ein weißes Täublein unter Emiliens Tauben, an deſſen Fittig ein Blutstropfen ſichtbar war (Niendorf 287).

Niembſch an Max.

Iſchl, 15. Juli 1840.

Wundre Dich nicht, mich ſchon hier zu ſehen. Mir lag Alles daran, mit Karoline noch zuſammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbare Nachrichten von ihr geblieben war, wie lange, und ob überhaupt ſie in Iſchl verweile, beſorgte ich ſchon, ſie möchte nach Italien gezogen ſeyn, oder doch bald dahin verſchwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt

ſeyn, wornach ich ſeit meiner Abreiſe von Wien mit wahrer Leidenſchaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte ſich nie die rechte Stunde dazu finden, und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemüthsbewegung befürchten, daß ſie mir die Auslieferung meiner documentirten Narrheiten verweigere. Du haſt recht, Freund: „Nur nichts Schriftliches!“

Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet, und ich ſchloß daraus, es ſey nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Brieftaſche. Da war nicht mehr zu ſäumen. Ich ließ in Stuttgart Alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. Abends bin ich nach ſchnellſter Reiſe hier eingetroffen, und den 14. Morgens hatte ich alle meine Briefe in der Taſche. Wohl mochte ſich eine ſo natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verluſt ſo werther Trophäen ſträuben; doch hatte ich einen ſcharfen Anlauf genommen, und ich war feſt entſchloſſen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlaſſen. Ich hatte ſie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikateſſe und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die ſie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt erſt iſt der dumme Streich maustodt geſchlagen, und mir iſt unbeſchreiblich wohl zu Muth darüber. Uebrigens benahm ſich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundſchaft, die ich ihr aufrichtig zuſicherte.

Ich finde hier nur beizuſetzen, daß Niembſch ſpäter ſeinem Freunde Evers geſtand: er habe gezittert vor Freude beim Anblicke ſeiner Briefe. Als er wieder in deren Beſitz war, ſo ſoll er — wie ich anderwärts erfuhr — dieſelben in ſeinem Zimmer bei Nacht durchleſen, und dabei über ſeine daraus hervorleuchtende hohe Aufregung in immer höhere Aufregung gerathend, und ſeinen eigenen Augen kaum mehr trauend, oftmal ingrimmig mit flacher Hand vor die Stirne ſich geſchlagen und laut ausgerufen haben: „O du Eſel, du!“ — Nach einiger Zeit verbrannte er ſie. Ewig Schade darum!

Ich weiß von Jemand, der ſie kannte, und wie niemand Anderer ſie zu würdigen verſtand, daß ſie zu dem Allerſchönſten gehörten, was

nur jemals geschrieben worden seyn mochte; zumal waren zahlreich dichterische Bilder darin, wie sie selbst einem Lenau, dem „Gedanken-Bildhauer“ nur in höchster Entzückung vor die Seele treten konnten. Diese Briefe wünschte Niembsch um so mehr zurück, als er erfahren hatte, daß einer derselben bei Tieck in Dresden vorgelesen worden war. Nach jenem Auftritte speisten noch Beide zusammen, und spazierten dann in einen Wald, der früher ihr Lieblingsgang war. Dieser Abschied gestaltete sich noch ganz sentimental; die Sängerin grub in einen Baumstamm ihren Namen und dazu: geboren den 24. Juni 1839 (das war der Tag, wo sie Niembsch zum erstenmale sah) und gestorben den 14. Juli 1840 (der Tag, wo sie sich trennten). Sie lebte also nur etwas über ein Jahr.

Ich weiß ferner (berichtet Niendorf S. 121) von dem Portrait, das sie ihm geschenkt. Es ist kein schönes Gesicht, versicherte Jemand, der es gesehen. Sie war schon vierzig Jahre alt. Oben hatte sie darüber geschrieben: „Weil' auf mir, du dunkles Auge“ und unten heimlich in den ganz dunklen Grund: „Karoline von Strehlenau, geb. ...“ Sie ließ sich malen wie die Maria im Faust; auf den finstern Gewitterhimmel, hinten das wilde Meer; und da sticht denn die Gestalt gar schön ab.

Auffee, 19. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Ihren Brief hab' ich auf dem Kupferschmiedschlössel im Angesichte unserer grauen Berge und des Dachsteins gelesen, und ich ließ Ihren Namen rings herum schauen, und von der herrlichen Alpenluft anwehen. Nur auf wenige Minuten waren die grauen Berge sichtbar, und sonderbar war es, daß sie sich im nämlichen Augenblick wieder verhüllten, als ich Ihren Brief einsteckte. Das schlechte Wetter hat nur spärliche helle Zwischenträume. Regen und Regen! Bis jetzt haben Sie wenig versäumt; doch kommen Sie mit Max und Rosalie für bessere Zeit! Bedenken Sie die Flüchtigkeit des Lebens, und wie bald Eines von uns dort liegen kann, wo ihm alle Berge versinken, und sich der Himmel für immer verfinstert. Kommen Sie!

In Ischl ist es so schön, doch kann ich dießmal dort nicht so recht heimisch werden. Meine Wohnung ist sehr angenehm. Ich sehe von

meinem Fenſter auf die Zimitz, das Kattergebirg und den Dachſtein. Meine Wirthin iſt eine gute, brave alte Frau. Ich werde nicht lange in Auſſee bleiben, denn ich bin hier weniger einſam und ungeſtört als in Iſchl. Zudem kommt in dieſen Tagen der Erzherzog Johann her, und da gibt es Triumphpforten und Huldigungen und Feſtſchießen und hundert andere Anthipathien für mich.

Baron F. iſt viel um mich. Ein durchaus origineller Mann, doch zu ſehr Lachen erregend, als daß ich hier in die Stimmung kommen könnte, die ich zu einigen Abänderungen in meinem Fauſt brauche. Gleichwohl hab' ich in Auſſee bereits eine ganze neue Scene gedichtet, die zur Vermittlung und zum Verſtändniß der Kataſtrophe weſentlich helfen wird.

Nachträglich ſoll ich Ihnen meine Damenneuigkeiten beſchreiben? Meinetwegen. Die Eine, Fräulein L. v. G., Tochter des Hofmarſchalls, ein nettes, lebhaftes, freundliches und ſehr gebildetes Mädchen. Ich lernte ſie in Heilbronn kennen im Hauſe des Banquiers v. R., dem ich einen Beſuch ſchuldete, weil er mit Frau und Tochter mich voriges Jahr, während ich in Iſchl war, in Wien aufgeſucht hatte. Dieſe Frau und Tochter aber ſind beide ſehr artige Damen, letztere überdieß recht hübſch. Beſonders Merkwürdiges weiß ich nicht von ihr, noch von den Andern zu berichten.

Mein Antrag der Dedication war nicht im Scherz gemeint. Dieſe Ehre iſt doch zu erheblich, als daß ich ſie Jemanden im Spaß anbieten möchte; denn meine ſämmtlichen Schriften ſind, da ich für Thaten keinen Raum finde, mein ſämmtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernſtere, ich möchte ſagen eine feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; ſo aber antworten Sie, als wären meine Bände — Nüſſe.

Den Tag vor meiner Abreiſe von Iſchl hab' ich bei W... s geſpeist. Sie waren ſehr herzlich gegen mich. Eine Flaſche trefflichen Gebirgsweins ſtand und Frau W. ſaß mir zur Rechten, Thereſe zur Linken, Marie gegenüber. Wir aßen Fiſche und Wildprät nebſt andern guten Gerüchten.

Ihre Anfangsblumen freuen mich freilich, liebe Sophie. Der Poſtexpeditor trug mir lebhafte Grüße an Fräulein v. K. auf. Ich aber grüße Roſalien ebenfalls, und laſſe ſie bitten, ſie möchte Sie und Max bereden, daß Ihr Alle nach Iſchl kommt. An Trauerſpiele kann ich vorerſt nicht denken. Die Schuſterfamilie will ich beſuchen.

Eure projectirten Landpartien sind gegen das, was Ihr hier haben könntet, wahre Schandpartien.

Aussee bleibt mir das Schönste. Gestern that ich allein einen Spaziergang, den ich nie vergessen werde. Es ist zehn Uhr Abends und starker Regen rauscht mir in die Ohren. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Schreiben Sie bald wieder, und ob Ihr kommen wollt. Niembsch.

Damals vielleicht hat sich zugetragen, was Frankl im „Wanderer" vom 19. April 1851, Z. 184, meldet:

Niembsch wohnte in dem Gasthause „zu den Hackeln." Er verlangte statt der ihm unangenehmen Unschlittkerzen zwei Wachskerzen auf den Tisch. Die Wirthsleute waren gar sehr in Verlegenheit und entschuldigten sich, keine zu besitzen; auch seyen keine in Aussee zu haben.

Die fromme Wirthin kam, bis ins Herz erschrocken, zu ihrem Manne, und erzählte ihm, der fremde Herr habe sie ganz zornig mit den Worten angeschrieen: „Ich kann den Geruch Eurer Unschlittkerzen nicht vertragen; zum Teufel! gibt's denn bei den Pfaffen hier keine Wachskerzen? Ich werde mir selbst welche aus der Kirche holen!"

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 21. Juli 1840.

Mein treuer Freund!

Das Urtheil des britischen Recensenten über unsern Niembsch ist nur gerecht, und ich habe es mit stolzer Freude gelesen.

Es konnte übrigens nur in England, der Heimath des gottlosen Byron, oder allenfalls noch in Frankreich, dem Vaterlande Victor Hugo's, eine Recension ans Licht treten, die ganz allein mit dem Genie des Dichters sich beschäftiget, ohne über die beklagenswerthe Richtung der Gedichte zu trauern. Wie sonderbar! Wenn ich jetzt zu Niembsch spräche: „Freund! kehre Dich aufwärts und vertraue!" Wenn ich, ihn beschwörend, all mein Herzblut dafür vergösse, es würde vergebens seyn. Wenn mir aber von dem Sterne aus, wo ich nun bald, sehr bald mein Zelt aufschlagen werde,

ein Wort an ihn zu richten vergönnt wäre, das hätte Kraft, das fiele auf guten Boden. Und doch kann auch dort für ihn mein Herz nicht wärmer, nicht treuer ſchlagen, mein Glaube und mein Vertrauen nicht feſter ſeyn.

Hier hat man übrigens von ihm nichts geſehen oder gehört.

Niembſch an Sophie in Wien.

Iſchl, den 2. Auguſt 1840.

Liebe Sophie!

Ihr Schreiben vom 24. Juli habe ich hier erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechslung zwiſchen uns geſchehen.

Die lebendige Gebirgsluft Iſchls bewährt ſich an mir auch dieſen Sommer aufs Wohlthätigſte. So ſehr auch Münch mir jedes Aendern an meinem „Fauſt" mißrathen hat, indem ich, nach Jahren nothwendig ein Anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können, und ſomit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in mein Gedicht hineinzuarbeiten; ich habe mich dennoch daran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück. Manches allzu Skizzenhafte und nur Angedeutete iſt weiter ausgeführt, mancher Uebergang geebnet und viele zerſtrente Lichter ſind in die rechten Brennpunkte geſammelt worden, wodurch das Gedicht an Zuſammenhang und Motivhaftigkeit bedeutend gewonnen hat. Mein Geiſt iſt hier in beſtändigem Produciren, und der von herrlicher Gebirgsluft ſtets lebendig angefachte Körper läßt jenen nicht im Stiche.

Es geht gut. Mephiſtopheles hat einige tiefere Evolutionen des Böſen gemacht, und beſonders iſt „Fauſts" Stellung zum Chriſtenthum ſchärfer gezeichnet.

Sie fragen, wann ich in Heilbronn geweſen ſey? Einigemal mit Kerner hab' ich das von Weinsberg nur eine halbe Stunde entfernte Städtchen beſucht.

Ich wohne hier in der ſogenannten Kleienkammer, dem erſten Hauſe links, wenn man auf der Salzburger Straße hereinkommt, faſt gegenüber

dem ehemals von Kriehuber bewohnten. Dicht unter meinem Fenster führt der Pfad zur Ischler Brücke hinab. Sollte diese Beschreibung nicht genügen, so will ich eine Zeichnung für Sie wagen; genügt sie aber, so bitte ich, mir solche Prostitution zu erlassen. Meine Wirthin ist eine alte Wittwe, Frau Kößler.

Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämmtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich mir durch vorzeitiges Gerede abermals einen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dieß der Fall ist, will ich meine Zukunft und Alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern; das sey das Einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre.

Daß Ihr nicht nach Ischl kommt, muß ich beklagen. Schade, Schade! Karoline ist gestern nach Italien abgereist. Sie hat ihre Briefe an mich bereits verbrannt. Es ist nicht so leicht, mich zu beglücken, daß jeder beliebige Rest jenes aufgehobenen Verhältnisses dieß im Stande wäre.

Die übersetzte englische Recension der Allgemeinen Zeitung hat dahin gehört. Nachdem dort von der Anerkennung die Rede gewesen, welche Freiligrath in England gefunden, mußte ein Gleiches auch in Betreff meiner Schriften geschehen, wenn das deutsche Publikum über die Geltung deutscher Dichter in England richtig und der Wahrheit gemäß unterrichtet werden sollte. Es ist mir dadurch nur ein gutes Recht geworden. Die Uebersetzung ist im Ganzen gut. Auch hier hat der Artikel Aufsehen gemacht; was mich aber eher ärgert als freut, denn nur das Unerwartete macht Aufsehen. Ihr Name hat sich im Angesicht der hohen Freunde, der Gamsberge, schön ausgenommen; noch viel schöner würden Sie selbst sich ausnehmen. Die W.... schen sind sehr gut gegen mich. Sie schreiben schon an der Antwort an Max. Gestern gab Madame B. ein Concert im hiesigen Theater, wobei Karoline vor ihrer Abreise noch sang. Es fiel gut aus. Neue Bekanntschaften: Frau v. P..., das Idol Witthauers; Frau v. D..., Fräulein P. und L., Dr. Z. Erneuerte Bekanntschaften: Baron W. und Frau v. J., von der ich eine Geschichte erzählen werde.

Ich grüße Alle von Herzen. Daß ich sie ausdrücklich nicht grüßen

ließ, war ja eben ein eindrückliches Grüßenlaſſen. Leben Sie wohl, ungläubige Freundin! Niembſch.

Jakob Huber an Niembſch.

Wheeling, 2. Auguſt 1840.

Jetzt will ich Sie berichten, daß ich den Brief, ſo Sie den 26. März 1840 geſchriebeu, den 26. Juni erhalten habe, nach meines Bruders Philipp Tod. Er iſt geſtorben den 3. Juni 1840. Sie ſchreiben in dieſem Brief, daß unſer Bruder Philipp den eingedrungenen Mann vertreiben ſoll; aber das iſt zu ſpät, weil unſer Bruder Philipp geſtorben iſt. Jetzt bitten wir Sie, ich Jakob Huber und Friedrich Huber und des Philipp Frau, was wir thun ſollen? Der Friedrich Huber iſt verheirathet, und ich Jakob Huber bin Gottlob noch ledig. Auf die Vollmacht, die Sie dem Philipp geſchickt, haben wir zwei Brüder keine Erlaubniß. Ich wünſchte, Sie kämen ſelbſt; dann könnten Sie machen, was Ihnen beliebt. Nun will ich Sie berichten, was unſer Bruder Philipp für einen Tod gehabt hat. Er iſt friſch und geſund an die Arbeit gegangen, und er arbeitete in der Kohlpinge bis nach halb neun Uhr; da fällt ein Stein auf ihn und ſchlägt ihm den linken Fuß ab, und das wäre noch das Aergſte nicht, aber ſein ganzer unterer Körper iſt ihm verſchlageu und ganz blau, und da lebte er in großen Schmerzen von halb neun Uhr bis Nachmittag 2 Uhr, und da gab er ſeinen Geiſt auf unter vielen Thränen ſeiner Frau, ſeines Sohnes und ſeiner zwei Brüder, Jakob Huber und Friedrich Huber und vieler anderer Menſchen in Wheeling. Jetzt will ich mein Schreiben ſchließen mit vielen Grüßen. Sein getreueſter Bruder, Jakob Huber und ich werde beſorgt ſeyn für Ihr Land, wie mein Bruder Philipp.

Alſo erlitt der brave Philipp wirklich den bitteren Tod, welchen er ſchon laut ſeines Briefes vom 16. April 1837 ihm in Ausſicht ſtehen ſah; und zwar in demſelben Monate, worin Niembſchens Vollmacht für ihn in Amerika anlangte, den Eindringling in die Ländereien ſeines früheren geliebten Herrn daraus zu vertreiben, und ſich ſelbſt als Pächter darauf

niederzulaſſen. Kam der Brief Niembſchens nur einige Wochen früher, ſo verließ Philipp die böſe Kohlenpinge heil und friſch, kein mörderiſcher Stein hätte ihn getroffen, er lebte wohl noch, vielleicht jetzt wohlhabender Herr des Beſitzthums Niembſchens, nachdem er ſolches durch redlichen Fleiß auf einen namhaften Werth gehoben.

Hätte Lenau im Jahre 1844 bereits eine hübſche Rente von ſeinen Ländereien gezogen, wer weiß, wie damals Alles anders gekommen wäre, wenn er mindere Sorgen um ſeine Zukunft, die ihn vorzüglich mit in den Abgrund ſtürzen halfen, hätte hegen dürfen.

Es ſollte nun einmal nicht ſo ſeyn. Lenau fühlte den ſchweren Stein, den das Schickſal auf ſeinen geliebten trenen Diener warf, ihn ſelbſt treffen. Der Wurf, dünkt' ihm, galt ihm. Von dieſem Augenblick wollte er von Amerika — ſchon früher darauf erbittert wegen der Enttäuſchung, die ihm daſelbſt geworden, wegen der Kränklichkeit, die er ſich dort geholt, und wegen des ewigen Verdruſſes, den ihm ſeine verwaisten Ländereien als Pachtzins abwarfen — ſchon vollends nichts mehr wiſſen, ſelbſt Sophie durfte davon kaum reden, ja er wollte ihr einmal, um nur der Qnälerei auf immer und ewig los zu werden, ſein ganzes Beſitzthum dort mit Gewalt ſchenken, wie ſie ſich auch dagegen wehrte. Er entrichtete nun auch keine Taxen mehr, und die Folge davon blieb nicht aus.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 18. Auguſt 1840.

Liebe Sophie!

Ihr letztes ſchwindſüchtiges Briefchen hab' ich hier erhalten. Gleich am Kopf deſſelben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrſcheinlich dießmal nur darum weggelaſſen haben, um meinen beglückwünſchten Geburtstag in keinerlei Weiſe mit Blumen in Verbindung zu ſetzen. Ich danke Ihnen für dieſe ſinnig-ſchweigende Anſpielung auf mein ödes Leben; wie für die Erinnerung an den Tag, wo es ſeinen Anfang genommen.

Hier habe ich viel zu thun. Eben wird mein Fauſt gedruckt, deſſen Caſtigirung ich in Iſchl beendigt habe, worüber dort größere Partien unterlaſſen werden mußten. Der Umgang mit Ihren Orchidäen mag

auch nicht um vieles luſtiger ſeyn, als der meinige mit den Wienern in Iſchl; mir kämen dabei gewiß Schnarchideen. Die Geſchichte mit der J. wird mündlich folgen; iſt übrigens nicht viel daran.

Ich bleibe vier Wochen hier und kehre dann nach Wien zurück über Iſchl, wo ich noch ein paar ſchöne Tage einſchieben will.

Leben Sie wohl! Mir iſt etwas flau und verdrießlich zu Muthe. Die hieſige Luft hat mich bereits zur Medicinflaſche gebracht. Gaſtriſche Störungen. Gruß an Max und die Ihrigen Alle. Max antwort' ich bald. Niembſch.

Am 18. Auguſt 1840 kam zwiſchen Niembſch und der Hallberger'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart ein Vertrag zu Stande, gemäß deſſen dieſelbe das Verlagsrecht der im Jahre 1838 bei ihr erſchienenen „neueren Gedichte Lenau's" noch bis 1. Jänner 1844 behielt, weſſenungeachtet ſolche vom Herbſtmond 1841 an auch bei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung in was immer für einem Formate in Druck gelegt werden durften, jedoch in der Art, daß dieſe Buchhandlung dieſelben nicht abgeſondert für ſich, ſondern nur als zweiten Band der Gedichte von Nikolaus Lenau, in Verbindung mit dem erſten Bande, verkaufen oder abſetzen konnte.

Niembſch an Max in Wien.

Stuttgart, 30. Auguſt 1840.

Neulich ſpielte mir mein übler Humor einen verdammten Streich. Cotta hatte mich zu Mittag geladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag zwei Uhr, erſchien ich in ſchwarzem Frack, mit neuen Pariſer Handſchuhen (unterwegs angekauften) aufs Eleganteſte und Feierlichſte herausgeputzt. Er und ſeine Tochter empfingen mich huldfreundlichſt. Da machte ich mit ihm einen Gang durch ſeine lange und prachtvolle Zimmerflucht und im Speiſeſaale, weh mir! erblickte ich den Tiſch mit zahlreichen Gedecken für mancherlei Gäſte. Zum erſtenmal in meinem Leben befiel mich plötzlich eine wahre Menſchenſcheu und mit einer Indiſpoſition mich entſchuldigend, lief ich auf und davon. Reinbeck empfing mich zu Hauſe mit überraſchten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen Närriſch-

gewordenen ansehen mag. Ich hoffe zu Gunsten meiner Muse, daß solche Anfälle bei mir nicht sich wiederholen. Cotta ist freundlich genug, mir den Streich nicht nachzutragen.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 7. September 1840.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen hab' ich Ihre Fragen zu beantworten.

Ich bin von Ischl am 10. August abgereist. Den Entschluß dazu hatte mir die Nothwendigkeit diktirt, mit meinen beiden Verlegern jene Uebereinkunft zu treffen, deren Inhalt ich Maxen in meinem letzten Schreiben mittheilte. Es setzte mit Herrn Hallberger so weitläuftige Erörterungen, daß ich auf schriftlichem Wege vor einem halben Jahre nicht damit ins Reine gekommen wäre; so aber sind die „neueren Gedichte" bereits gedruckt.

Als ich mit Frau v. S. sprach, war ich noch nicht entschieden, ob ich nach Stuttgart oder Wien reisen würde. Auch äußerte ich mich meines Erinnerns gegen dieselbe nicht bestimmt, sondern nur die Reise nach Wien als die wahrscheinlichere bezeichnend, weil sie mir die liebere gewesen wäre, und ich meinen Geburtstag gern mit Euch zugebracht hätte. Unterdessen wartete ich immer vergebens auf einen Brief von Hallberger. Der Brief kam aber nicht, und beim Heranrücken der Herbstmesse war keine Zeit zu verlieren. Darum bin ich hieher gereist. Daß über meine Reise der geordnete Gang unsers Briefwechsels etwas gestört wurde, habe ich am meisten zu bedauern, dem Ihre Briefe so theuer sind.

Ich habe am Drucke meiner beiden Bücher mit so rastlosem Eifer gearbeitet, daß ich nicht einmal nach Serach gekommen bin, und dort das Pferd stehen und die Hasen laufen ließ. Mein Faust ist fertig und ich werde so glücklich seyn, Ihnen ein Exemplar an Ihrem Geburtstage persönlich zu überreichen. Die Beendigung der Gedichte aber werd' ich hier nicht mehr abwarten, sondern so bald sie nur gesetzt und revidirt sind, Stuttgart verlassen.

Mein Befinden ist, seitdem es hier kühler geworden, besser. Große

Freude macht mir das Einſtudiren ſteieriſcher Ländler, die ich von Auſſee mitgenommen.

Ich lebe jetzt ziemlich einſam. Mein menſchenſcheulicher Paroxysmus bei Cotta hat nicht weiter Gelegenheit gefunden, ſich zu wiederholen. Schönen Dank für die ſchöne Roſe, liebe Sophie. So etwas macht einen gar wohlthuenden Eindruck auf mich, wie ein ganzer Frühlingsgarten. Die vier dürren Blätter am Stiele, das eine davon noch nicht völlig dürr, gemahnen mich an meine vier Lebensdecennien, deren letztes noch nicht voll iſt, aber bald ſeyn wird. Darüber ſteht der grüne blühende Segen Ihrer Freundſchaft ſehr tröſtlich und erheiternd.

Neues fällt hier wenig vor.

Den Tag meiner Abreiſe von hier kann ich noch nicht wiſſen. Ich bitte es ſo zu machen, daß mir der Poſtexpeditor in Iſchl bei meiner Ankunft einen Brief von Ihnen überreichen kann. Dort hab' ich noch einen Theil meiner Bagage, muß alſo hin. Leben Sie wohl!

Ich grüße alle die Ihrigen herzlich. Auf frohes Wiederſehen. Niembſch.

Schleifer an Schurz.

Gmunden, den 25. September 1840.

Mein liebſter Freund!

Ungemein hat es mich erfreut, unſern Niembſch ſo friſchkräftig, ſo heiter und frohgelaunt zu ſehen. Nimmer hätte man glauben ſollen, daß das der Vater jener Gedichte ſey, bei deren Leſung ich in den Haaren ein Rauſchen ſpüre, als ob ſie mir zu Berge ſtänden....

Niembſch an Emilie.

Wien, den 16. December 1840.

Mit meinen poetiſchen Productionen geht es ſpärlich. Man fühlt ſich oft matt und niedergeſchlagen, wenn das elektriſche Fluidum in der Luft verſtimmt iſt; und ſo fühlen jetzt gewiß alle Dichter, daß das poetiſche Fluidum in unſerer Zeit verdorben iſt. Ich fühle die ſchlechte

Geisteswitterung deutlich, und oft will mich's gemahnen, als hätt' ich auf Erden nichts mehr zu thun.

Ebenso.

Wien, den 15. Jänner 1841.

Ich hatte wieder schlechte Tage. Häufiges Uebelbefinden und namentlich der böse Hypochonder! Gedichtet wird wieder fleißig, gegeigt noch fleißiger. Meine Passion darin ist hier schon berüchtigt. Sogar einen Lehrer hab' ich mir genommen. Der vortreffliche Mann heißt Karl Groß, und ist so recht nach meinem Herzen, ein vollkommenes Geigengesicht und sein rechter Arm gleichsam selbst ein Fidelbogen. Großer Beethovenspieler. Ein falscher Ton erscheint ihm als ein großes Unglück. Meine Geige grüßt Sie mit ihrem schönsten, weichsten Tone.

In einem Beethoven'schen Geigenstücke muß man mit entsetzlichem Sprunge einen Ton in höchster Höhe haschen. Wehe dem Ohre, wenn's mißlingt! Als Groß dieß Niembsch vorspielte, sprach er zu ihm: „Sehen's, Herr v. Niembsch! Wenn man das spielt, sollte gleich ein Abgrund neben einem seyn, um sich hineinzustürzen, wenn man falsch greift!" Niembsch gefiel diese Vorstellung ungemein, und er sprang den Halsbrechsprung wohl hundertmal. — Später wieder schrieb Niembsch ohne Zeitangabe:

„Ich spiele jetzt wieder fleißig die Violine, und wenn es mit meinen Fortschritten darin so fortgeht, wie bisher, so könnte mit der Zeit noch wahr werden, was im Morgenblatte: „Villegiatur in Weinsberg" von mir gerühmt wird, daß ich die Geige mächtig phantastisch spiele."

Niembsch an Emilie.

Wien, den 13. März 1841.

Der Gang unseres Briefwechsels hat durch meine Krankheit eine Unterbrechung erlitten, die mir selbst schmerzlich ist, wie Ihnen, meine treue, geliebte Freundin. Der abscheuliche Winter mit seiner Ausgeburt, der Grippe, hat mich ordentlich gepackt. Ich bin seit vier Wochen nicht mehr der Alte. Ich mußte mehrere Tage das Bett hüten, mit einem

tüchtigen Fieber behaftet, von welchem meine Umgebung schon besorgte, es würde in einen bedenklichen Charakter ausschlagen. Jetzt ist es damit vorüber, doch bin ich noch immer sehr abgemattet, habe Schnupfen, ab und zu auch Halsschmerzen, ein molestirtes Kinnladengelenk und dergleichen kleinere Miseren. Dazu kommen noch hypochondrische Anfälle und ganz garstige, stockfinstere Gedanken, wie denn der Teufel ein ganz gemeiner Kerl ist ohne alle Großmuth, und gerade mit dem leidenden Menschen am liebsten anbindet und ihn mit seinen Aufhetzereien plagt.

Den Winter über hatte Niembsch zwei Zimmer bei einem Schwestermanne Sophiens, Freiherrn v. S., mit dem er auch selbst sehr befreundet war, in der Stadt im Hause „zum kleinen Greifen," hinterhalb des Gasthofes „zum Erzherzog Karl," in der Kärnthner-Straße, Z. 968, und zwar im zweiten Stockwerke, innegehabt. Zu dieser Zeit machte er zwei anziehende Bekanntschaften, wovon die eine ein dichterischer und die andere ein tonkünstlerischer Jüngling war. Jener berichtet in den „Grenzboten" von 1843, 3. Bd., S. 185 u. w.:

„Von der Verschlossenheit und Schroffheit in Lenau's Umgang, von denen man mir so viel erzählt hatte, fand ich keine Spur; im Gegentheil war er damals, wie oft noch in der Zukunft, voll Humor und heiterer Laune. Ich werde es nie vergessen, wie er einst im Gasthause an der offenen Tafel zwischen preußischer und österreichischer Politik mit wahrhaft Börne'schem Witze die Parallele zog, und das Porträt des Kaisers Franz, von Ammerling gemalt, schilderte. Ihm war das faltenreiche Gesicht ein Buch, daraus er die komischsten Geschichten mit den erschrecklichsten Pointen vorlas. Die Hofräthe und hohen Beamten, welche in der Nähe saßen und ein unfreiwilliges Auditorium bildeten, entsetzten sich über ihr eigenes Lachen, das sie nicht unterdrücken konnten. Doch war sein Witz nur immer die Schale des tiefsten Ernstes.

Wenn man in Deutschland Freiheitslieder nennt, hört man Namen wie: Herwegh, Prutz, Fallersleben ꝛc., aber Lenau, bei dem das Wort Freiheit am seltensten vorkommt, mag doch wohl unser größter Freiheitsdichter seyn. Er besingt keine Tagesereignisse, er schreibt keine Abhandlungen in Versen, auch sind wenige seiner Lieder dazu geeignet, bei Zweckessen abgesungen zu werden; aber er ist ein freier und unabhängiger Geist,

der für die innere Freiheit, für die Rechte der Natur gegen alle Gräuel der Weltgeschichte kämpft und Blut und Leben auf dem Kampfplatze läßt. Das sieht man wohl seinen Polenliedern, seinen Albigensern an. Diese Freiheitslieder berauschen nicht, machen nicht schwindeln und reißen nicht hin; aber hast Du sie gelesen, bist Du zu jedem Märtyrthum bereit, wie Leonidas, die Cevennenstreiter, Huß und Hutten; fühlst Du Dich Eins mit dem Geiste Gottes, der durch die Weltgeschichte geht, und Du bist erstarkt durch das Bewußtseyn, daß Du Eins bist mit dem großen All und ein Glied in der großen Kette.

In unserer Zeit, wo Jeder entweder sich selbst in den Strudel stürzt oder willenlos mitfortgerissen wird, wo Keiner, der Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören, von der Zeit unberührt bleiben kann; da gibt es wenige, die sich in der Wirrniß und im Gedränge von jedem Makel rein halten können, und die Gestalten sind selten geworden, zu denen die Nation wie zu unbefleckten Heiligen vertrauensvoll aufblickt. In ihrem Bedürfnisse nach Liebe und Vertrauen muß sie bei Manchem Manches vergessen, um in ihren Illusionen nicht gestört zu werden. Lenau ist einer der wenigen, die rein und makellos dastehen, vor denen die Parteien mit Ehrfurcht zurücktreten, und welchen sie kein Blättchen aus dem Kranze zu rauben wagten. Er ist noch eine von den schönen Dichtergestalten, die selbst wie ein Gedicht durch das Leben gehen. Auch in seinem persönlichen Umgange hatte man die schöne Genugthuung, ganz denselben Lenau zu sehen, den man in den tiefmelancholischen Herbstliedern lieben gelernt, und denselben Lenau, der im Faust ein erschütternder Skeptiker, im Savonarola und den Albigensern ein zürnender gottbegeisterter Redner ist... Lenau liebte sein Wien und vertheidigte es immer gegen die Anschuldigungen, als ob in seinem Schooße keine edle Frucht gedeihen, als ob sich aus seinem Volke kein edler Geist erheben könnte, ja er behauptete immer, daß die Oesterreicher mit zu jenen deutschen Stämmen gehörten, die für das Schöne und Edle am empfänglichsten sind."

Dieß die eine der anziehenden neuen Bekanntschaften Lenau's, der Dichter Moritz Hartmann; und nun die andere: der Tondichter und Meister, Karl Evers. Dieser erfreute mich am 2. Hornung 1851 mit

folgender schriftlichen „Erinnerung an Lenau“: „Es war im Winter 1840 bis 1841, als ich nach Wien kam und Lenau kennen lernte. Ich wurde durch einen Brief der Frau v. Reinbeck bei ihm eingeführt, und obgleich ich um die Hälfte Jahre jünger war als er, so entspann sich doch eine so innige Freundschaft zwischen uns, daß er mir nach einigen Monaten das trauliche Du antrug. Ich verehrte und liebte Lenau so sehr, daß unter seinen Freunden nur die Frau v. Reinbeck meine Rivalin in dieser Beziehung seyn konnte. Lenau war empfänglich für wahre anhängliche Freundschaft, weßhalb er mir auch meine Zuneigung zu ihm durch Violine und Freundschaft vergalt. Lenau liebte, wie bekannt, Musik mit aller Leidenschaft und spielte damals sehr viel Violine. Sein Spiel war wild, unregelmäßig, oft aber ergreifend und im höchsten Grade genial. Er war schüchtern und spielte fast nie mit Fremden, mit mir jedoch sehr oft. Sein Liebling war die sogenannte Kreuzerische Sonate in A dur von Beethoven. Die Variationen darin spielte er bisweilen sehr schön. Die Akkorde im Anfange wurden ihm sehr schwer; er übte aber manchen Tag acht Stunden Violine mit solcher Leidenschaft, daß es ihm in der Gesundheit Schaden brachte, und ich ihn oft davon abhielt. Endlich gingen die Akkorde so ziemlich, jedoch beim letzten Satze der Sonate, welcher sehr feurig ist, ging er gewöhnlich mit seiner Phantasie durch; er hörte dann nicht mehr auf mich am Fortepiano, überstürzte sich, beachtete gar keine Pausen mehr, arbeitete zugleich mit den Füßen immerfort, kaum daß ich ihm im Tempo folgen konnte, bis er, im Angesichte die hellen Schweißtropfen, erschöpft innehielt. Er sah wohl seinen Fehler ein, aber umsonst; er war nicht zu bändigen, wenn er ins Feuer kam. Die steyerischen und auch oberösterreichischen Ländler spielte er ganz ausgezeichnet. Ich schrieb mehrere seiner Lieblingsstücke, welche er vom Volke gelernt hatte, und nur nach dem Gehör nachspielte, in Noten auf. Es ist merkwürdig, daß er bei dieser Musik sich niemals im Tempo übereilte, sondern mit einer ruhigen Heiterkeit auf und nieder im Zimmer tanzte.

Auch wenn er saß, so tanzten seine Füße. Selbst bei ungarischen Melodien blieb er im gehörigen Takte, obgleich sein Gesicht finsterer wurde. Nur bei Beethoven verließ ihn alle Besinnung. Sein Urtheil über Musik war aber sehr einseitig. Für ihn war nur Einer, nämlich Beethoven,

alle andern verachtete er; ja es ging so weit, daß er Mozart förmlich ins Lächerliche zog. Eines Nachmittags tranken wir in seinem Zimmer Kaffee, jeder von uns rauchte eine Cigarre, er lag in Hemdärmeln auf dem Bett, ich auf dem Kanapee; es entspann sich ein Streit über Musik, namentlich über Mozart und Beethoven, welcher damit schloß, daß er behauptete: „Letzterer sey der Chimborasso und Ersterer der Bohzer bei Stuttgart" (ein kleiner Berg). Ueber diesen Vergleich lachte er herzlich obendrein, so daß ich zornig davonlief. Sein gutes Herz zeigte sich aber, denn als wir zwei Stunden später zusammenkamen, bot er alle seine Freundlichkeit auf, mich wieder zu versöhnen, was ihm auch leicht gelang.

Er war nicht unempfänglich für delikate Speisen. Ich erinnere mich, daß er mich mit einer sehr wichtigen Miene im Gesichte in ein kleines Gasthaus[1] zu Mittag führte, wo man einen vortrefflichen gemischten Salat, Rebhuhn am Spieß gebraten (seine Lieblingsspeise) und einen herrlichen alten Weidlinger erhielt (von Weinen trank er in Oesterreich niemals einen andern); die übrigen Speisen und Getränke waren jedoch unter der Mittelmäßigkeit in diesem Gasthause; also ein Beweis, daß er die Speisen, welche er genießen wollte, sogar in gewissen Restaurationen aufsuchte. Auch Cigarren konnten nicht gut genug seyn, und er zahlte den höchsten Preis, wenn sie nur ächt und ausgezeichnet waren. Sehr oft ließ er sich aber schlechte Waare anpreisen und glaubte den Leuten aufs Wort. Bei solcher Gelegenheit erlebt' ich mit ihm eine komische Scene auf einer Reise von Wien nach Stuttgart. Wir fuhren per Dampfschiff nach Regensburg. Da Niembsch sehr gerne bequem und mit größtem Zeitaufwand reiste, so blieben wir dort einen Tag und eine Nacht. Kaum angekommen in „den drei Helmen" ging er sehr vergnügt aus, in der festen Ueberzeugung, dort ausgezeichnete Cigarren zu finden, und hieß mich auf seine Rückkehr warten, er wolle gleich wieder kommen. Jedoch einen halben Tag blieb er fort und trat dann ermüdet ins Zimmer, hinter ihm her ein Knabe, beladen mit Cigarrenkisten, alle mögliche Sorten. Er versicherte mit Wichtigkeit, er würde viele Tausend davon mitnehmen nach Stuttgart. Als ich nun mein Urtheil abgeben sollte und wir lange

[1] Beim Pfauen in der Kärnthnerstraße zu Wien.

hin und her kosteten, sagte ich ihm, daß gar nichts daran sey und in Stuttgart viel bessere und wohlfeilere zu haben wären. Wie leicht er sich oft etwas einreden ließ, eben so geschwind konnte man ihn auch wieder davon abbringen. Er wurde sehr böse auf den Cigarrenhändler, indem es sich nun herausstellte, daß er schon eine Kiste mit tausend Stück gekauft und bezahlt hatte. Wie gewöhnlich bei solcher Gelegenheit mußte ich auch hier helfen, ging mit dem Buben zum Kaufmann und erhielt mit Mühe und mit Verlust von einigen Gulden das Geld wieder, worüber sich aber Lenau sehr freute. Wie ich schon erwähnte, war er kein Freund vom eiligen Reisen. Sogar in Linz wurde schon ein Tag Rasttag gehalten, die Geige herausgenommen und Ländler gespielt.

Bei einem solchen Aufenthalte war er immer sehr lustig und gesprächig, während der Reise aber wortkarg. Auf der Fahrt von Linz nach Regensburg frug ihn eine Dame, ob ich sein Sohn sey? (Damals sollen wir uns ähnlich gesehen haben.) Er wurde darüber im Ernst melancholisch und frug mich später, ob er denn wirklich schon so alt aussehe? Bagage hatte er gewöhnlich übermäßig mit; ich zählte 25 Stück; meine vier Stück abgerechnet, hatte Lenau also 21 Piecen mit, worunter zwei Koffer mit Büchern (obgleich er nur acht Wochen in Stuttgart bleiben wollte), eine Menge kleiner Kästen, Necessaires, Stöcke, Schirme, kurz, woran er gewöhnt war, das mußte auch mit auf die Reise.

In Regensburg erklärte er, nicht mit dem Eilwagen, sondern mit einem „Hauderer" weiter zu reisen; „da streckt man sich bequem aus, raucht Cigarren, schaut in die Wolken und läßt sich so angenehm weiter schleifen." Dieß waren seine Worte. Da man uns aber in Stuttgart schon lange erwartete, so überredete ich ihn, es bis Augsburg per Eilwagen zu versuchen. Er war während dieser Fahrt sehr verdrießlich und sagte, dort angekommen, bestimmt, er fahre nicht weiter, sondern wolle wieder zwei Tage rasten und dann „haudern." Mir ging aber die Geduld aus und ich ließ mich weiter einschreiben. Da man dort aber einige Stunden warten muß, so begleitete ich ihn mit seinen 21 Stück Gepäck ins Gasthaus, wo man um 1 Uhr zu Mittag aß. Es war aber erst 12 Uhr, Lenau hungrig, und als er noch auf der Flur des Hauses war, bestellte er sich schon ein Essen auf sein Zimmer, worauf aber die Frau

Wirthin nicht höflich antwortete und ihm bedeutete: um 1 Uhr wäre table d'hôte, früher könne er jetzt nichts erhalten. Diese Antwort und die Manier derselben erschreckte den gutmüthigen Lenau so, daß er mich bat, augenblicklich auf die Post zu gehen und einen Platz für ihn nach Stuttgart zu nehmen, und eine Viertelstunde später kam er wieder mit allen seinen Sachen auf die Post zurück.

Es war ein Glück, daß ich damals so eilte, denn zwei Tage nach seiner Ankunft in Stuttgart bekam er das Scharlachfieber.

Lenau glaubte wohl nicht selbst an alles, was er so schön in religiöser Beziehung gedichtet hat; denn als wir eines Nachmittags recht viel über diesen Punkt gesprochen hatten, machte ich die Bemerkung gegen ihn, daß er aber in seinen Werken ganz anders denke und fühle, namentlich im „ewigen Juden," „Savonarola," in den „Albigensern." Er sah mich lange an, lächelte und sagte: „Lieber Evers, du hast recht!" ging zum Fenster, trommelte an die Scheiben und sagte: „Es ist halt nichts."[1]

Von Lenau's Gedichten wurden einige von mehreren Componisten in Musik gesetzt, jedoch meistens nicht glücklich. Zu meiner großen Freude gefiel ihm meine Composition seiner Gedichte, von denen er die Bitte: „Weil' auf mir, du dunkles Auge!" fast täglich auf der Geige spielte, so wie auch die „Schilflieder." Ich setzte noch in Musik: An *; „O wärst du mein!" „Einsamkeit;" „Traurige Wege;" „Herbstklage;" „Holder Lenz, du bist dahin!" „An die Entfernte;" „Vision;" „die Thränen;" „Lied eines Schmiedes;" „An den Wind."

Der anziehenden und getreuen Mittheilung des gefälligen Evers sey bloß beizufügen erlaubt: Daß Lenau in mancher finstern Stunde an Gott und der Seele Fortdauer verzagte, bezeugen leider allerdings manche Stellen seiner Gedichte; dagegen aber auch andere wieder noch weit deutlicher, daß alle seine unselige „schwarze Galle" (Melancholie) ihm gleichwohl jene nie ganz aus dem Herzen, worin sie unausrottbar wurzelten, fortzuschwemmen vermochte. Sein edles Leben endlich spricht solches noch

[1] Mit diesen Worten schloß Lenau auch seine Sage: „Der Raubschütz."

viel lauter aus, als dieß jemals Worte, gedruckte und ungedruckte, im Stande seyn könnten.

Uebrigens hatte Niembsch im Laufe der Zeit auch noch mit andern jungen Männern, besonders mit jungen Dichtern, denen er sehr freundlich entgegenzukommen pflegte, Umgang gehabt. Ein Näheres hierüber, so wie einige gelegentliche Aeußerungen Lenau's über ältere Sangesgenossen, gibt Frankls Buch S. 78—89 und 67—72.

Niembsch an Sophie.

Linz, 6. April 1841.

Liebe Sophie!

Ich habe die Freude am Reisen, so wie manche andere, völlig verlernt; auch das bequemste, und wenn es durch die schönsten Gegenden geht, hat für mich sein Lästiges und Absurdes. So bin ich denn mürrisch und verstimmt gestern Abends hier angekommen und bewohne dasselbe Zimmer im Adler an der Donau, welches Sie mit Ihren Schwestern innehatten.

Kaum angekommen, wurden wir von B. empfangen, und Evers mußte nolens volens heute Vormittag der Gemahlin desselben etwas vorspielen. B. wurde mir dießmal etwas lästig, denn mir kommt vor, als seyen seine Aufmerksamkeiten mehr ein Wunsch, mit celebren Leuten in Linz zu paradiren, als wahrhafte Neigung.

Wir tragen solche Bekanntschaften, die unser Leben nichts angehen, gleichsam als todte Massen mit fort, und früher oder später wird sie unser Leben, wenn es anders ein fließendes, bewegtes ist, hinauswerfen, wie der Wasserstrom die Leichen, womit er sich eine Strecke weit schleppen mußte. Darum wird man je älter, je ausschließender und unduldsamer. Das Todte muß hinaus ohne Complimente.

Morgen früh reisen wir weiter nach Regensburg. Die Dampfschiffe des Königs von Bayern sollen fast seinen Versen gleichen.

Zum Glück wird Abends gelandet. Auf dem Dampfschiffe „Sophia" traf ich mit Betti H.. zusammen. Sie erneuerte die alte Bekanntschaft und theilte mit mir die Langeweile und eine Pomeranze.

Die liebste Figur unter den Reisenden war mir ein italienischer Matrose. Ein antiker, echt römischer Kopf, mit der reinst erhaltenen römischen Derbheit und usurpirenden Insolenz. Die Augen nicht größer, als nöthig, um in die Welt zu schauen und sich die Leute darin zu suchen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehämmerter Kerl, neben dem sich ein österreichisches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zusammengeblasenes Officierle kläglich genug ausnahm, daß es trotz seiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte.

Dann war ein Bauer an Bord, der beständig durch das Gitter auf die Maschine hinunterspähte und herumschlich, wie die lauernde Dummheit. Die Kajüte stack auch voll Dummheit, theils schwatzender, theils schnarchender; der Teufel hole das Reisen! Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie Max und die Kinder schönstens. Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 13. April 1841.

Liebe Sophie!

Vorgestern Abends bin ich, und zwar in einem schlechten Zustande, hier angekommen. Das übelste Wetter traf mit der Erbärmlichkeit der Kajüte zusammen, um mir einen beträchtlichen Schmerz im Rückgrat anzuhängen.

Den ersten Tag fuhren wir bis Fitzhofen,[1] oder wie das Nest heißt; dort ward übernachtet. Um vier Uhr früh ging's weiter bei großer Kälte und einem garstigen Schneesturm.

Ich legte mich in der sogenannten Kajüte auf die Bank und schlief, während Wind und Wasser auf mich hereinspülten und hinter meinem Rücken und in demselben ein hübsches Rheuma zusammenbrachten. In Regensburg schlich ich bereits gekrümmten Leibes umher, und die Fahrt von da nach Augsburg im Eilwagen die Nacht durch war eine wahre Folterfahrt. In Augsburg wurde ausgeruht von zehn Uhr Vor- bis vier Uhr Nachmittags, dann bestieg ich einen neuen Folterkasten und kam nach einer Nacht und einem Tage voll Schmerzen und Verwünschungen in

[1] Vilshofen.

Stuttgart an. Gestern rastete ich total. Die Ruhe und ein Zugpflaster haben so weit gewirkt, daß ich heute, obschon mit Beschwerde, ausgehen konnte.

Der erste Weg war zu Hallberger.

Es ist mir gelungen, ihn etwas mürbe zu machen. Er wird wohl abstehen von seinem Projekt. Von ihm ging ich zu Cotta. Der war, wie gewöhnlich, ganz Artigkeit und Gefälligkeit. Im Herbste wird die Taschenausgabe meiner sämmtlichen Lyrereien in zwei eleganten Bändchen mit zwei Stahlstichen erscheinen. Das Weitere der Bedingungen wird nächstens abgemacht werden. Nun will ich mit Energie an meine Albigenser dran. Vielleicht bring' ich sie fertig bis zu meiner Abreise, die unwiderruflich festgesetzt ist auf den 20. Juni.

Mein verblichenes Latein wird mit Lust und Liebe wieder aufgefrischt. In Regensburg kaufte ich von einem Antiquar in seiner Straßenbude ein paar Bücher von großer Brauchbarkeit. Mein Aufenthalt in Ischl soll nicht nur für mich ein angenehmer, sondern auch für Sie und Ernst ein nützlicher werden. Ich will mir wenigstens meinen Kaffee und meine Erdbeeren mit Schulmeisterei redlich verdienen.

Reinbecks und Hartmanns hab' ich Alle vergnügt und gesund angetroffen. Auch Mariette mit ihren Kindern. Als ich vor Alexanders Haus vorbeifuhr, ward ich von einem seiner Bedienten erblickt, und der treue Freund fand sich bald nach meiner Ankunft bei mir ein. Er ist durch seine Wasserkur wunderbar hergestellt. Außer ihm sah ich noch Pfizer, den ich zu mir bitten ließ, nämlich den Gustav. Evers ist eine gute, liebe Haut. Ich werde hier viel arbeiten.

Alexander und Evers haben bereits meine bestimmte Erklärung, daß ich Vormittags nie einen Besuch annehmen werde; ich aber werde weder Vor-, noch Nachmittags mich viel damit abgeben. Die Albigenser, die Römer und die Geige brauchen viel Zeit, und meine Hausgenossen wollen auch etwas von mir haben. Doch einige Gänge sind freilich unerläßlich. Uhland ist hier und Schwab wird erwartet. Mit Kerners Augen geht's immer schlechter. Ich werde ihn bald besuchen, wie Mayer in Waiblingen.

Noch immer bin ich etwas kreuzlahm. Das Reisen wird Einem je lästiger, je näher man der großen Reise rückt.

Bei Euch wird es jetzt schon lebhaft hergehen. Die Theatervorstellung sollte doch durch den Trutsch als Mönch beschlossen werden. Ich lasse dem lieben Buben sagen, daß ich von meiner Bagage nichts verloren habe, und ihm für seinen herzigen Abschied etwas Schönes mitbringen werde. An Freund Max werde ich schreiben, sobald ich mit Moritz gesprochen. Ich will seiner Angelegenheit mit Eifer gedenken. Grüßen Sie auch Zoe und Ernst und schreiben Sie recht bald. Ihr Niembsch.

Gleichfalls.

Stuttgart, den 20. April 1841.

Liebe Sophie!

Dießmal schreib' ich Ihnen im Bette. Mein Unstern hat es bei einem Rückenschmerz nicht bewenden lassen, sondern mit malitiöser Ausführlichkeit eine Halsentzündung hinzugefügt, an der ich seit vier Tagen zu leiden habe; heute aber noch einen Scharlach darauf gesetzt. Hoffentlich wird der niederträchtige Cyklus, wenigstens fürs Erste, damit geschlossen seyn. Beim Aufstehen sah ich heute meinen Hals so roth, wie österreichische Generalshosen, und fand die Röthe auch über Brust, Schultern und Unterleib verbreitet. Die Eruption ist eine rasche, allgemeine, und sie läßt nach der Aussage meines Arztes, des Medicinalrathes Becher, einen leichten und günstigen Verlauf erwarten. Daß meine Krankheit ungeselliger Natur, und mir hoffentlich alle Besuche vom Leibe halten wird, das ist wohl noch das Beste daran; ihr Schlimmstes ist, daß sie mich um den Frühling verkürzt. Fieber stellt sich des Abends bereits seit einigen Tagen ein, wurde aber von mir, indem ich es lediglich für ein Attribut der Halsentzündung nahm, wenig beachtet. Nun hat es freilich eine edlere Bedeutung. So ein Menschenkörper ist eben eine gar unruhige, unsichere Wohnung. Sehr traurig wäre mir's, wenn sie mir fern von Ihnen, liebe Sophie, gekündigt würde.

Außer Cotta, Hallberger und Alexander habe ich hier noch Niemand besucht, meines übelzugerichteten Leichnams wegen. Mir ist die Geselligkeit zum Greuel geworden, und ich habe auf das Bestimmteste erklärt, daß ich gar keine Gesellschaft besuchen werde; und daß ich Wort halten werde,

ſchwöre ich bei meinem Scharlach, und ſo wahr ich deſſen glückliches Ende und Sie in Iſchl wiederzuſehen wünſche.

Die Donauzimmer im Adler zu Linz hab' ich ausdrücklich verlangt. Ich war dort am beſten beherbergt während der ganzen Reiſe, nur daß mir das Dampfſchiff, zum Rückzug verſuchend, den ganzen Tag vor Augen lag. Ja, wir haben uns recht zuſammengelebt, und daß mir Ihre Kinder, wie Sie ſchreiben, noch immer gute Nacht wünſchen, als wäre ich da, hat mich wehmüthig ergriffen. Auch mein Freund Max, obgleich ihm unſer Abendeſſen manchmal zu ſtill dünkte, wird mich zur gewohnten Stunde gewiß auch ein wenig vermiſſen.

Nun iſt Euer Polterabend und Jetti's Hochzeit auch vorüber. Wenn ſie Glück hat, wird ſie glücklich ſeyn; die inneren Bedingungen einer guten Zukunft ſind auf beiden Seiten der jungen Ehe vorhanden. Gott ſegne ſie!

Daß Ihre Brüder in der Nähe wieder für Sie erwarmen, freut mich. Sind auch beide jetzt mit ihrem Glück viel zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie der Liebe viel Raum geben könnten, ſo wird doch beiden einſt gewiß die Erkenntniß werden, daß es ohne die Grundlage der Liebe kein wahres Glück gibt, und daß von aller Gunſt des Geſchickes, die ſie erfahren haben, eine Schweſter wie Sie, die ſeltenſte iſt.

Während ich dieſes ſchrieb, hat ſich der Ausſchlag auch über die Hände gezogen, und er reicht mir beinahe bis an die Feder. Im Zimmer iſt's recht warm, daß ich die Hände wohl ausſtrecken kann. Das gutmüthige dicke Stubenmädle heizt wacker ein, und wenn ich klingle, ſpringt ſie „tapfer" (ſchwäbiſch für „ſchnell") zu. Meine freundlichen, theilnahmsvollen Hauswirthe werden es an ſorgfältiger Pflege eben ſo wenig fehlen laſſen, als ich an Gehorſam. Höchſt fatal wäre mir's, Mariettens Kinder anzuſtecken; das könnte zur Vervollſtändigung des obigen Cyklus noch fehlen.

An den Albigenſern hoff' ich weiter zu arbeiten, auch während der Krankheit. Dieſer Tage hab' ich einen angefangenen Geſang beendigt, den Comminges. Die Latinität wird aber jedenfalls mein Lager theilen.

Leben Sie wohl, theuerſte Sophie! Mein Zuſtand iſt ganz unbeſorglich. Grüßen Sie Max und die Kinder herzlich. Ihr Niembſch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 22. April (eingelangt erst am 5. Mai) 1841.

Lieber Bruder!

Hat mich der Himmel oder die Hölle damit heimgesucht? ich weiß es nicht; ich habe den Scharlach. Plötzlich ist dieser Feuerteufel hervorgebrochen mit einer Vehemenz, daß ich schon am ersten Tage ganz und gar bedeckt war. Heute ist's der dritte Tag, daß ich liege. Aber eben die Raschheit und Allgemeinheit der Eruption sind Bürgschaft für einen guten Verlauf der Krankheit. Meine Haut ist rüstig aufgetreten und scheint den ganzen Handel allein ausfechten zu wollen. Kopf und Brust sind frei, das Fieber ist gering. Ihr könnt ganz ohne Sorgen seyn. Der Doctor rühmt die Productivität meiner Haut und das energische Verhalten meiner Natur überhaupt. Ich glaube nicht, daß ich die Krankheit durch Ansteckung überkommen habe, indem man hier vom Scharlachfieber gegenwärtig keinen Fall hat, außer den meinigen. Wahrscheinlich hat sich die Krankheit in meinem geschwächten, von der Grippe noch immer nicht freigelassenen Körper durch die Beschwerden der Reise, Kälte, Wind, Schneegestöber und Regen, Mangel an Schlaf und Eilwagenermüdung von selbst erzeugt: generatione aequivoca. Hoffentlich stoßt die Natur alles Kranke in diesem Proceß heraus, wenigstens das physisch Kranke, und ich werde dann um so gesunder seyn und mit einer nagelneuen feinen Epidermis (Oberhaut) und einer heitern Seele unsere geliebten Berge in Oberösterreich besuchen. — Ich bitte dich, den eingeschlossenen Brief sogleich zu befördern; versäume es nicht.

Hallberger hat mir vor einigen Tagen zwölf Freiexemplare Deiner Gedichte in hübschem Umschlage für Dich überschickt. Schreibe mir umgehend, was ich damit beginnen solle.

Reinbecks lassen Dich und Therese bestens grüßen. Mayer hab' ich noch nicht gesehen. Kerner leidet an einem zunehmenden Augenübel; er geht leider der Blindheit entgegen. Alexander ist durch eine heroische Wasserkur gründlich hergestellt und wandelt als ein Wunder für Alle, die ihn früher kannten, und als ein schreiender Triumph für alle Hydropathen wieder ganz rüstig umher.

Ich umarme Dich und meine geliebte Schweſter Thereſe ſammt Euern Kindern herzlich. Dein treuer Bruder Niembſch.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 22. April 1841.

Geſtern beſuchte mich noch der Geheimrath Schelling, einer der beſten Aerzte hierorts und fand Alles vortrefflich, doch müſſe ich vier bis fünf Wochen das Zimmer hüten. Schlechte Frühlingstage! Schurz ſoll Ihnen meinen an ihn geſchriebenen Brief mittheilen, wenn Sie über meine Krankheit was Weiteres zu erfahren wünſchen. Leben Sie wohl, theuerſte Freundin! Grüßen Sie Max und Kinder. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

23. April.

Liebe Sophie!

Schonung meiner Augen iſt mir zwar auf's Strengſte geboten, indem ſie angegriffen ſind, und man befürchtet, es könnte ſich etwas auf dieſes Organ werfen; doch ich kann Sie, theuerſte Freundin, nicht ohne Nachricht laſſen. Der Verlauf meiner Krankheit iſt fortwährend ſo günſtig wie möglich. Das Fieber hat heute ſchon ganz aufgehört; das Exanthem beginnt bereits ſeinen Rückzug. Ich habe heute Nacht gut geſchlafen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und ſchreiben Sie mir recht bald. Mit Grüßen an Max und Eure lieben Kinder. Ihr Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 25. April 1841.

Liebe Sophie!

Sie verweiſen es meinem erſten Briefe von hier, daß er eine Krankengeſchichte enthalte, und beinahe erſchrocken muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Theilnahme vielleicht

überladend, eine Reihe anderer habe folgen laſſen, welche ebenfalls Krankengeſchichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich nicht an meine Freunde als ein Geſunder ſchreiben. Freilich gibt das eine gar langweilige Lectüre, mit einem Sand'ſchen Roman verglichen; doch will ich Sie lieber langweilen, als bekümmern, gar nicht ſchreibend. Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geſchichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine ſind. Etwas ſcharf ſondern Sie Ihre Intereſſen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Theilnahme auch hierin zu viel zugemuthet werde. Der Tag, an dem Sie ſich ſolcherweiſe gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den ſympathiſchen; immerhin aber hätte Ihnen die nöthige Unverdroſſenheit zu der Bemerkung erübrigen ſollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohlthun könne, ſehen zu müſſen, wie ſeine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden. Was die Geſchichte mit dem Philologen betrifft, ſo bedaure ich, daß Sie etwas unzart darauf hingewieſen ſind, ihn nunmehr bloß als ein Lexikon zu benützen, ſo wie ich nicht weniger bedaure, daß Sie auf ſothane Benützung ſich nicht früher ſchon von ſelbſt beſchränkt haben. Ihr erſter Brief war am fraglichen Dienſtag noch nicht angekommen. — Schönen Dank für die Blumenblätter. Ich ſchicke Ihnen dafür ein Maiblümchen, das durch zwei Tage mich erfreute und freundlich den ganzen Frühling bei mir vertrat.

Ich grüße Max, Kinder und Schweſtern, die ſo freundlich waren, mich grüßen zu laſſen. Ihr Niembſch.

Meine Krankheit verläuft ordentlich.

Ebenſo.

Stuttgart, 28. April 1841.

Liebe Sophie!

Heute iſt's der neunte Tag, daß ich liege, und daß ich die Krankheit habe, nach meines Arztes Behauptung, wenigſtens der elfte. Nunmehr iſt die Periode der Abſchuppung eingetreten, und ich habe Hoffnung, wenn das Wetter ſo ſchön bleibt, binnen vier bis fünf Tagen wenigſtens

dem Bette zu entrinnen, wenn ich auch dem Zimmer noch einige Wochen lang verfallen bin. Unglückselige Reise! Hätte ich sie nur später unternommen, vielleicht daß ich dann nicht erkrankt wäre! Höchst störend bin ich den beiden hausgenössischen Familien und ihrem glücklichen Zusammenleben dazwischen gefahren. Der zweite Stock ist vom ersten ganz abgeschlossen; man kommt nicht zusammen der Kinder Mariettens wegen, die bis jetzt zu meiner Beruhigung gesund geblieben. Ueberhaupt hat man in Stuttgart großen Respekt vor dem Scharlachfieber. Alexander, Evers, Pfizer und Andere sind für mich verschollene Leute. Da ich wieder lesen und schreiben darf, bin ich vollkommen damit einverstanden. Wenn Sie wüßten, liebe Sophie, welche Freude mich belebt, wenn mir ein Brief von Ihnen gebracht wird, würden Sie mir oft, und nie ein unfreundliches Wort schreiben. Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur Einen Brief, und zwar einen solchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt. Ja, so ein unfreundliches Wort von Ihnen bleibt mir lange in der Seele sitzen, und nagt darin fort, als ein böser Wurm, den ich nicht zerdrücken kann. Vorgestern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen. Es wurde just um Mitternacht fertig, als das Glockenerz zwölfmal erklang.[1] Die Albigenser beschäftigen mich angelegentlich. Ich habe drei Gesängen einen Schluß gegeben. Bald werden sie zum Druck reif seyn. Wegen zu befürchtender Monotonie dürfen sie keine zu große Ausdehnung erhalten. Ich muß diese Arbeit so bald als möglich abschütteln, um mit frischer Kraft und Lust an eine neue zu gehen. Ich habe mir aus der hiesigen Bibliothek den Gregorius Turonensis bringen lassen, und will darin nach Stoffen suchen. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Lebt wohl, mein Freund Max, und Ihr, liebe Kinder! Euer Niembsch.

Stuttgart, 1. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Daß Sie so besorgt und geängstigt sind, ist mir tausendmal herber als meine Krankheit selbst. Wir werden uns in Ischl wiedersehen. Noch

[1] S. „Einklang" im dichterischen Nachlasse.

halten die Bande, die mich an dieſes Leben knüpfen. Meine Natur ſcheint ſogar durch dieſe Krankheit, als durch einen kräftigen Ausſtoßungs- und Reinigungsakt Anſtalten zu einem geſicherten und recht arbeitsfähigen Wohlſeyn treffen zu wollen. Allerdings iſt der Scharlach eine tückiſche Krankheit, und mir iſt der Dämon des Verderbens, der neben der heilkräftigen Macht in meinem Körper lauert, keineswegs unſpürbar und unbewacht. Als ich neulich das Lied dichtete, regte ſich jener deutlich, und ich enthalte mich jeder Arbeit, ſeitdem ich wahrgenommen, wie ſchon ein lebhafter Gedanke im Stande iſt, meinem Pulsſchlag ein ſchnelleres Tempo zu geben. Eine große Mattigkeit und Niedergeſchlagenheit iſt gegenwärtig meine Klage. Die Abſchälung geht ziemlich raſch von Statten. Kopf und Bruſt ſind immer frei geblieben. Mein Ausſehen iſt, beſonders Dank meinem unbeſchränkten Bartwuchs, nach der Ausſage Reinbecks, ſchauderhaft.

Der Verluſt eines ſo ſchönen Frühlings iſt zu bedauern. In hieſiger Gegend gibt es ſchon blühende Kaſtanien, grüne Weinberge und viele Nachtigallen; aber ſeltſam genug, noch keine Schwalbe. Sollte der April die Natur ſo gelockt und gekirrt haben, um ſie an einen rauhen Mai zu verrathen? Herzlichſten Dank auch Dir, mein getreuer Max, für Deine beſorgte Theilnahme! Am dritten Tage meines Krankſeyns ſchrieb ich an Schurz; er wird aber meinen Brief erſt am 5. Mai erhalten. Durch ein Verſehen unſerer Magd wurde das Schreiben unfrankirt in den Briefkaſten geworfen, und erſt vorgeſtern zufällig von Jemand, der meine Schrift erkannte, unter dem Gitter erblickt, wo die nicht expedirbaren Briefe ausgeſtellt werden.

Schurz wird Euch den kleinen Einſchluß an Sophie wohl überbringen. Lebt wohl! Grüßet die lieben Kinder, Schweſtern und Eltern herzlich. Euer dankbarer Niembſch.

Eine Bitte: W., der unbarmherzige Agent der barmherzigen Schweſtern[1] hat mir hieher geſchrieben.[2] Möchte doch Max ihm die paar Worte ſagen, ſchreiben oder ſagen laſſen: „Ich bedaure ſehr, daß ich

[1] In Wien.

[2] Wohl wegen eines dichteriſchen Beitrages für eine Feier zum Beſten jener Schweſtern.

mein Verſprechen nicht habe einlöſen können. Im Winter die Grippe, ſodann meine Abreiſe und jetzt der Scharlach ſind gewiß ein ganzes Bündel voll bündiger Entſchuldigungen! W. ſey billig und verzeihe!..."

Stuttgart, 3. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Geſtern ſind die Schwalben, das erſte Gewitter und ein Brief von Ihnen gekommen. Es war ein ſchöner erquickender Tag für die Natur und mich. Mir geht es heute ganz gut. Ihre freundlichen Vorſchriften will ich auf das Gewiſſenhafteſte befolgen, und ſogar um eine Woche länger im Zimmer bleiben, als es der Arzt für nöthig erklären wird. Den Mai will ich gern noch daran geben, damit mich der Juni um ſo ſicherer gerüſtet finde. Mein Arzt, ein denkender, erfahrener, behandelt mich ganz vernünftig, Reinbecks pflegen mich mit größter Sorgfalt, und ich ſelbſt ſchone mich mit nicht geringerer, die Krankheit hat den gutartigſten Verlauf genommen, — was wäre da noch zu beſorgen? — (Unberufen!!!!) Die Fabrikation einer neuen Oberhaut geht recht eifrig von Statten, und ich hoffe das neue Gewand dann eine ziemliche Zeit lang zu tragen. Die Natur wird ſich doch nicht umſonſt damit geplagt haben wollen?!

Meine Augen waren bloß angegriffen und geröthet, nicht eigentlich krank und entzündet. Das iſt auch völlig wieder gut. Die große Erregbarkeit zu fieberhaften Wallungen hat ſich ebenfalls verloren; mein Puls iſt wie in geſunden Tagen, doch meide ich Alles, was dahin führen könnte.

Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und biſſigen erhielten; doch ich habe für jeden dieſer Tage an Sie geſchrieben, nur die Briefe nicht abgeſchickt, weil ſie mir zu rauh waren. Der dritte war es zwar auch mitunter, aber doch ſchon viel geſchmeidiger und gehaltener. Ich war in der That gekränkt und aufgebracht.

Könnte mich ein unfreundliches Wort von Ihnen nicht ſo verletzen, ſo könnte auch ein freundliches mich nicht ſo beglücken.

Das iſt die Schlüſſelgewalt, die Sie über mein Herz haben.

Wo in Ischl hat denn Sandmann die Wohnung für Euch genommen? Mich freut es wohl, daß der gute Waldmeister dafür gesorgt hat, und ich will dafür eine Aufschrift auf sein Haus machen, wie er sie wünscht.

Nächstens werd' ich Ihnen ein neues Kind schicken.

Schönste Grüße an Vater, Mutter, Schwestern und Schwäger. Den guten S., meinen angenehmen Stubengesellen von Penzing, möchte ich gerne wiedersehen, sowie seine Kinder, das herzige Mathildchen. Grüßen und küssen Sie mir Ihren Liebling, die kleine Metze, und erschrecken Sie nicht an diesem Namen, denn Metze ist auch die altdeutsche Abkürzungsform für Mechtild oder Mathilde.

Das Diminutiv Mazzeka ist nicht übel.

Mich freut's, daß das gute Minerl in der Heimath wieder aufblüht.

S. soll eben nach Wien transferirt werden. Leb' wohl, lieber Max, Ernst, Zoe und Trutschi!

Gott umgebe Sie immer und überall, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

In Ischl ließ Einer auch einmal einen Bergquell fassen, und wollte den Brunnen „den Rothschildsbrunnen" taufen und plagte Niembsch um eine Inschrift. Dieser hatte keine Lust. Endlich einmal zu Wien, in der „Stadt Frankfurt," wo ihn der Ischler wieder quälte, äußerte er gegen ihn, er wolle ihm einen Vers sagen, wenn er ihn benützen möge:

„Nicht der Quell allein, der klare,
Der vom Berge kommt geronnen,
Auch der Zeitenstrom, der trübe,
Nenne sich den Rothschildsbronnen."

(Niendorf, S. 213.)

Stuttgart, 4. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Heute befinde ich mich um ein Unbegreifliches besser; ich fühle die Wiederkehr meiner Kraft und Heiterkeit. Das machen die Schwalben und Conforten. Der Arzt hat mir erlaubt, einige Stunden außer Bett zu bleiben.

Der Appetit ist vortrefflich, der Schlaf so gut, daß sich Arthur dessen

nicht zu ſchämen hätte. Das Rauchen ſchmeckt herrlich, ſo daß ich die Wolken bis an die Decke blaſe mit orientaliſchem Behagen. Aber beſorgen Sie nicht, theuerſte Freundin, daß ich mich durch mein Wohlgefühl auch nur zur kleinſten Unbeſonnenheit verleiten laſſe. Ich füge mich der zum Theil wirklich ekelhaften Scharlachdisciplin mit der pünktlichſten Unterwürfigkeit. Schon habe ich mich zum kompleten Bärenhäuter herangebildet. Meine Wäſcherin muß verhungern und ich habe ſo unreine Hände wie der ärgſte Gaſſenbub. Ich ſtecke recht tief im Geneſungsſchmutze, auf den manche Aerzte, wie z. B. der große Ludwig, großes Gewicht legen. Und vollends der Bart! Ich bin ein wahres Scheuſal. Meine Hausgenoſſen ſahen den Scandal allmälig heranreifen und gewöhnten ſich kleinweiſe an das Greuliche; ſonſt könnten ſie mich ohne Entſetzen nicht anſchauen. Das Stubenmädle vermeidet ſorgfältig mich anzublicken, denn die müßte wenigſtens in ein reſpectwidriges Lachen ausbrechen. — Sie werden nun ſchon wieder einige Briefe von mir erhalten haben. Ich laſſ' es nicht daran fehlen; auch in Zukunft. Sie haben mich von Ihrer Theilnahme ſo überführt, daß ich jetzt ganz keck mit meinen Krankengeſchichten herausrücke. Und bin ich einmal geſund, ſo werden Sie auch das oft genug zu hören bekommen.

Die Beſucher halten ſich noch immer ferne. Graf Alexander ſchreibt mir zuweilen. Ich antworte ſparſam, indem ich beſorge, daß ihm meine Zettel- anſteckungsverdächtig ſind, und er wer weiß welche Räucherungsproceduren damit vornimmt, bevor er ſie berührt. Ein großartiger Haſenfuß in dieſem Punkte! Die Wittwe des berühmten Theologen ..... auf der Durchreiſe wünſchte mich kennen zu lernen, und hätte meine Krankheit gar nicht geſcheut. Doch ich will daraus nicht folgern, daß weibliche Neugier ſtärker ſey als männliche Freundſchaft. Ich dankte für die Ehre.

Es bleibt bei der Unwiderruflichkeit des 20. Juni. Jetzt kann ich ſchon ſprechen, denn ich fühle mich bereits dampfſchiff- und eilwagenfeſt.

Tauſend Grüße an Max und die Kinder! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 6. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Dieſen Brief ſchreib' ich Ihnen mit gewaſchenen Händen und gewaſchenem Kopfe. Der letztere iſt es nur figürlich, und zwar durch Ihren Brief, für welchen ich Ihnen nicht genug danken kann. Er iſt heilſam, o heilſam!

Mir geht es fortwährend vortrefflich. Das Wetter iſt ſchön und ſo warm, daß man mit dem ſchlimmſten Willen ſich gar nicht verkühlen könnte. Meine Geſellſchaft beſchränkt ſich faſt allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat ſich mir im Damenſpiel geboten. Ein koloſſales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechſelnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachſpieler nicht unbedeutend zu ſeyn behauptet, fühlt als ſolcher ſeinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenſpiel nicht aufkommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Bornirtheit, wie ſie es nennt. Das unterhält mich. Des Abends wird mir zuweilen Muſik gebracht von muſikaliſchen barmherzigen Schweſtern. Wenn das Clavierzimmer offen ſteht, ſo kann ich durch meine etwas geöffnete Thüre, vor der mich eine ſpaniſche Wand ſchützt, jeden Ton hören. Dieſe unſichtbar hörbaren Spenderinnen ſind: Fräulein Leibnitz, Zumſteeg, Evers und Madame Heinrich. Die Leiſtungen an Clavier und Geſang waren bis jetzt ſehr dankenswerth. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hat eine ſehr friſche und gute Jugendſtimme, und, ſo viel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehme, auch gute Methode. Beſonders angeſprochen hat mich mein von Evers in Muſik geſetztes Gedicht: „Ach wärſt Du mein, es wär' ein ſchönes Leben!“ [1]

Heute ſagte mir der Arzt, daß wir dieſe und noch die folgende Woche wichtig nehmen müßten, ſodann aber ein kleiner Ausflug mir ſchon geſtattet ſeyn werde. Dann ſind vier Wochen vorüber. Ich will übrigens gerne noch freiwillig einige Tage zulegen, um alle Möglichkeit einer nachzügelnden Kränklichkeit abzuſchneiden. So etwas würde mich als ein wahres Unglück treffen.

Noch einmal Dank für den letzten Brief. Ich habe jedes Wort

[1] „An *.“ Es iſt an Sophie ſelbſt gerichtet.

Ihrer schönen, mir so befreundeten Seele in die Schatzkammer lieber Erinnerungen niedergelegt, deren ich von Ihnen viele bewahre und bewahren werde mit meinem letzten Gedanken.

(Nun folgt im Briefe Lenau's Gedicht: „Am Sarge eines Schwermüthigen, der sich selbst den Tod gegeben.")

Wenn ich nur schon wüßte, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir ist dieses Gedicht so recht warm und stetig aus der Brust gequollen, wie schon lange keines mehr. Es ist Ihnen geweiht. Leben Sie wohl! Bin ich auch manchmal unartig, so glauben Sie mir doch: ich stelle Sie hoch, oder vielmehr: ich erkenne es freudig, wie hoch Sie Gott gestellt hat. Grüßen Sie Freund Max und Kinder.

Unwandelbar Ihr Niembsch.

Es ist das eben bezeichnete Lied eine Erinnerung Lenau's an den hochachtbaren Dichter Johann Mayrhofer in Wien, dessen sinnvolle Lieder durch die Tonsetzung seines Freundes Schubert eine größere Verbreitung erlangten, und der sich am 5. Hornung 1836 aus Schwermuth freiwillig den Tod gegeben hatte. Oder war dieß Lied zugleich ein geahnter Vorlaut der eigenen furchtbaren Oktobertage des Jahres 1844? Fast sollte man es glauben dürfen, nachdem, als er es dichtete — Zeuge seines Briefes vom 1. Mai 1841 — der Dämon des Verderbens deutlich in ihm sich regte.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 9. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gar nicht recht ist es mir, daß Sie Ihre Briefe an mich nicht mit der vollsten Zuversicht schreiben, mir damit große Freude zu machen, denn ich befürchte von diesem Mangel an Selbstvertrauen ein Seltnerwerden Ihrer Briefe, der immer mit Sehnsucht erwarteten, mit größter Freude empfangenen. Darum soll es mir lieb seyn, wenn Sie, so lange ich hier bin, immer noch ein Restchen Besorgniß über meine Gesundheit und damit den Wunsch behalten, häufige Nachricht von mir zu bekommen.

Dann ſchreiben Sie ſelbſt auch fleißig. Mir geht es immer gut und beſſer, doch mit der Häutung zu langſam. Warum nimmt die Natur nicht ein paar Geſellen auf, um ſchneller damit fertig zu werden? Oft befällt mich eine Ungeduld, daß ich zum Fenſter hinausſpringen möchte. Mir iſt mein Zimmer ſchon unerträglich geworden. Zum Glück darf ich doch wieder etwas meine Geige ſtreichen.

Im Gregorius Turonensis, deſſen Geſchichte der Franken ich mit Intereſſe durchleſe, hab' ich noch keinen Stoff gefunden, vielleicht ſtoß' ich aber noch auf einen ſolchen. Im dritten Buche traf ich die Anekdote, woraus Grillparzer ſein „Weh dem, der lügt" gemacht hat. Es iſt mir unbegreiflich, wie ihn dieß ſchale Zeug zu einer größeren Arbeit erhitzen konnte.

Heute erhielt ich folgende Stegreifverſe von Kerner:

Berlin, wie verſtändig, wie weiſe biſt du!
Ich ſteh' vor dem Thore und höre dir zu.
Heraus fährt ein Windſtoß und hebt mich empor,
Ich friere, ich falle nach Wien vor ein Thor.
Draus ſtrömt es wie Sonne und wärmt mir die Bruſt;
Wie wird mir's gemüthlich! O Wien, meine Luſt!
Wie möcht' ich dich preiſen, wie ſingen allwärts:
Berlin ein Gehirn iſt, doch Wien iſt ein Herz!

Die Gräfin Helene hat das Schleimfieber. Die Reinbecks haben den Ausſchlag ſchon gehabt und pflegen mich treu und ohne Scheu.

Geſtern Abend ſpielten die Zumſteeg und L. mir ein Beethoven'ſches Quintett vierhändig. Sodann ſpielte die L. den Trauermarſch, den ich ſo ſehr liebe. Plötzlich aber brach er ab, und ich wußte nicht warum, und ärgerte mich, bis Emilie herüberkam und mir erzählte, die L. ſey mit einemmal vor Trema ohnmächtig geworden, kalt wie eine Leiche und habe müſſen gelabt werden; ich aber habe lachen müſſen. Doch was hilft das alles? Ich wollt', es wäre Reiſenszeit und alles ſchon vorüber. Mit meiner Kinderkrankheit muß ich auch etwas von der Kindernatur abbekommen haben, denn ich freue mich in der That wie ein Kind nach Iſchl. Der Kutſcher, der mich da hineinfahren wird, ſoll ein herrliches Trinkgeld haben. Wäre es mit meiner Krankheit ſchief gegangen, ſo könnt' ich

jetzt schon draußen liegen, wo man kein Posthorn mehr schallen hört und die Ungeduld im Herzen ausgeschlagen hat. Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie mir die Unsern herzlich. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 12. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine völlige Genesung ist das Einzige, was ich hier abwarten werde. Ueber meine Gedichte ist noch nicht contrahirt worden, da Cotta abwesend war und es wahrscheinlich noch ist; doch hat er mir vor seiner Abreise Vollmacht gegeben, in seiner Officin drucken zu lassen, was und wann ich wolle. Ich kann mir die Correctur meiner Gedichte nach Ischl schicken lassen oder auch ganz ersparen. Die Albigenser will ich, so lang ich noch hier bin, druckbar machen, gut oder übel, gleichviel; ich streife sie mit meiner alten Haut ab für immer!

Der Doktor hat mir erlaubt, heute mein Zimmer zu verlassen und eine Stunde in den Gemächern meiner Hauswirthe herumzuwandeln, allein ich thu's nicht. Ich wage nicht das Geringste, denn mir liegt alles daran, bald ganz hinauszukommen. Was ist daran gewonnen, das Zimmer zu wechseln, wenn ich das Land nicht wechseln kann?

Sie fragen nach meiner Kost und Eßlust. Ich darf alles essen und es schmeckt auch. Die Schwestern Emiliens wechseln mit ihr ab, mir was Gutes zu kochen. Die Kräfte sind wieder da und mit ihnen wächst meine Ungeduld. Das Arbeiten greift mich nicht mehr an, freut mich aber nicht, selbst Musik, selbst Beethoven nicht. Ich bin mißmuthig, das können Sie schon aus meiner Schreibart sehen. Es sind lauter Hacksätze. Fahren Sie nur recht oft nach Weinhaus und bleiben dort viel im Garten, liebe Sophie! Die Angegriffenheit Ihrer Brust hat mich sehr erschreckt. Wenn Sie die Reise nach Ischl vorbereiten, so beschwöre ich Sie, es gelassen und langsam zu thun.

Mein erlauchter Hasenfuß hat sich noch immer nicht blicken lassen. Der wird sich wundern und sehr getäuscht finden, wenn er glaubt, ich werde nach meiner Genesung noch zu haben seyn. Die Gelegenheit zu schwatzen mit mir ist ihm für dießmal unwiederbringlich verloren. Kaum

geneſen, bin ich auch dageweſen. Ich laſſe mir für meine Reiſe einen tüchtigen Mantel machen, und will, ſobald es ſich thun läßt, in kleinen Stationen ohne Anſtrengung fortwandern. Vierzehn Tage von heut werd' ich noch im Hauſe bleiben müſſen, dann gewöhn' ich mich allmählig an die Luft und ſehe mich nach einem Hauderer um. Ja, nach einem Hauderer; dießmal will ich bequem reiſen. Im Juni ſehen wir uns. Mir iſt mein hieſiger Aufenthalt dießmal ſo ganz verleidet, daß ich gern mit jedem geſunden Handwerksburſchen tauſchen und zu Fuß davonlaufen möchte. Nun ich aber ein armer, reconvalescirender Teufel bin, muß ich ſchon mit einem Hauderer anbinden. Da fahr' ich den erſten Tag bis Ulm, den zweiten nach Augsburg, dann München, Waſſerburg, Salzburg, Iſchl. Oder: 1) nach Ulm; 2) und 3) bis Regensburg zu Waſſer; 4) nach Linz; 5) nach Iſchl. Auch ich hoffe in der erſten Juniwoche flügg zu ſeyn. In fünf oder ſechs Tagen bin ich ſchon wieder gut Freund mit der Luft, wenn ich einmal ausgehen kann. Schreiben Sie mir fleißig, ich bitte Sie herzlich. Sie erhalten in dieſem Monat noch ſechs Briefe von mir.

Nehmen Sie Ihre bisherigen lateiniſchen Aufgaben alle mit nach Iſchl, damit ich beiläufig ſehen kann, auf welcher Stufe Sie ſtehen. Ernſt hat wohl dieſelben Penſa. Nur langſam einpacken und ſich ſchön dabei helfen laſſen! hören Sie? Nichts Schweres heben, den häuslichen Eifer bezähmen und nicht zum Räumfieber ſteigen laſſen! Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie Max und die Ihrigen alle. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 14. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sie ſind nicht wohl. O, werden Sie nicht krank, ſorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank! Lieber würde ich meine Muſe todt daliegen ſehen, als Sie in Lebensgefahr. Daß ich ſelbſt lieber in Freuden mich begraben ließe, um Sie zu erhalten, verſteht ſich von ſelbſt, viel weniger ſagen! Sie, theure Freundin, haben — was an meinem Talente das Beſte iſt — Sie haben mein Herz gebildet; dafür gibt es keinen würdigen Dank, als den ich ſo eben ausgeſprochen. Soll ein Baum kräftig und

ſicher zum Himmel gedeihen, ſo muß er feſt und beharrlich im Boden wurzeln. Ich ſtehe und wachſe in Ihrer Freundſchaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimiſch und wohlgeborgenen Wurzel. Einſt ſcheide ich von dieſer Welt mit dem freudigen Bekenntniſſe, daß Sie, theure Frau, es waren, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Haſſes geſtillt, die — an Geiſt und Herz mächtig wie wenige Ihres Geſchlechtes — in einem höhern Lebenskreiſe das für mich gethan, was jene längſt modernde andere theure Frau ſo gerne gethan hätte. O, liebe Sophie, beruhigen Sie mich doch bald mit beſſerer Nachricht! So ſehr bin ich von dieſem Gedanken eingenommen, daß ich keinen andern für Sie haben und ſchreiben kann, wenn es nicht der iſt, den Sie gerne vernehmen: daß es immer beſſer geht.

Leben Sie wohl mit herzlichen Grüßen an Max, die Eltern und Ihre Kinder. Ihr Niembſch.

Schonen Sie ſich beim Einpacken und bei allen Reiſerüſtungen; hören Sie!!! Ich bitte Sie!!! Nicht zu viel Abſchiedsbeſuche auf einmal; nur Alles langſam, langſam mit Würde und Anſtand! Es ſchickt ſich ja nicht einmal, ſo herumzufahren! Hören Sie!!!

Stuttgart, den 16. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sehr freut es mich, daß Ihnen mein Lied gefällt. Das iſt gut, das muntert auf. Ihre Lobſprüche ſind Hafer für meinen Pegaſus, der beſte, der für ihn gewachſen iſt. Kann gar nicht ſchaden, wenn Sie zuweilen davon aufſchütten. Sie können mein Siegel ſchon wieder ohne alle Sorglichkeit brechen, liebe Sophie! Meine Briefe ſagen Ihnen alle, daß ich ſeit dieſer Krankheit geſunder bin, als lang vorher. Geſtern war Dr. Schelling bei mir, unter allen mir bekannten Aerzten mir der liebſte. Als er ſo neben mir daſaß, und ich ihn mit großem Wohlgefallen betrachtete, mußte ich mir denken: wäreſt du doch in Wien für meine liebe Sophie!

Dieſes Mannes Geſicht iſt eine ſo überaus einnehmende Miſchung von Weisheit und Kindlichkeit, wie ich noch nie geſehen. Ich ſtellte mancherlei Fragen an ihn, die angelegenſte unter andern: ob ich bald reiſen

dürfe? Der Herrliche antwortete mir, daß ich nach vier oder fünf Ausgängen ſofort mich ohne Gefahr auf die Reiſe begeben könne; nur keine Nachtfahrten!

Das ſtimmt ja trefflich mit meinem Hauderer zuſammen. Seyen Sie nur nicht traurig, liebe Sophie; ich will es an „recht vielen guten, freundlichen Worten, die Sie brauchen," ſo lang ich lebe, nicht fehlen laſſen. Sie ſpenden dafür zuweilen von Ihrem köſtlichen Haber; nicht wahr?!

Im Herbſt nach Wien.

Noch iſt mein Stübchen ſtill und keineswegs zu einer Rauch- und Schwatzſtube geworden, wenigſtens das Letztere nicht. So wohlgethan hat mir die Einſamkeit meiner Krankheit, daß ich wünſchen muß, ich hätte für die meiſten Beſucher immerdar ſo etwas abſchreckend Unnahbares.

Die Welt wird nicht auf mich hereinbrechen, ſondern ich werde ſobald als möglich von hier hinausbrechen. Noch dieſen Monat muß ich mich hüten, dann bin ich frei und flügg. Mein großer grauer Iſchler Regenmantel iſt bereits in der Mache.

Ich war nicht ſehr matt als ich aufſtand, und bin es jetzt gar nicht mehr. Der Appetit iſt vortrefflich; viele hundert Spargeln waren ſein Opfer. Der liebe Arthur, daß er nach mir gefragt hat! Ich grüße ihn ſchön dafür. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie! — Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 18. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine angenehme Gewohnheit, abwechſelnd den einen Tag einen Brief zu bekommen, den andern einen zu ſchreiben, hat, was das Bekommen betrifft, ſchon wieder einen Stoß erlitten. Nur in der ſichern Erwartung, daß ſich der heutige Abend beſſer bei mir einſtellen wird, ſchreibe ich Ihnen ſchon wieder.

Ich ſchreibe dießmal gar zu gerne. Der Briefknopf ſcheint mir eben erſt in der letzten Krankheit aufgegangen zu ſeyn; doch iſt er es nur gegen Sie, liebe Sophie!

Ich bin jetzt über die Albigenser her. Der Wille ist lebhaft, und das ist schon sehr viel. Zwei Gesänge, von den ersten, und gerade die fatalsten, habe ich umgearbeitet, und in einen Gesang umgesungen. Jetzt klingt es; doch behält der Stoff allzeit eine gewisse Widerhaarigkeit, und meine Muse, die ärmste, muß schon gegen den Stachel lecken. Das kann ihr aber nur nützen, indem es ihr die Zunge stärkt. Mir geht es recht gut, liebe Sophie, und nach Ihrem Briefe glaube ich mit Freuden das Nämliche von Ihnen. Doch wiederhole ich meine Bitte um Schonung Ihrer Gesundheit, namentlich bei den Reisebereitungen auf das dringendste. Wenn man sich nicht gehütet hat, Andern so lieb und theuer zu werden wie Sie, so hat man sich dadurch die Verpflichtung zugezogen, auch Andern zu liebe auf sich selbst Acht zu haben. Also gelassen, gelassen!

Das Wetter hier ist fortwährend herrlich. Man hat schon Heuernte gemacht.

Meine Gesundheit bessert sich fühlends mit jedem Tage. Schon kann ich mit großer Anstrengung arbeiten ohne allen Nachtheil. Hauderer, sey mir gegrüßt, sey mir geküßt!

Mein Freund Max soll mir doch auch einmal antworten. Daß Karl Groß bei Ihnen war, freut mich sehr; ich werde ihm nächstens schreiben. Bringen Sie doch dem Brautpaare L. C. meine Glückwünsche, und meinem lieben Nachbarn, wie allen den Seinigen, meinen lieben Gruß. Gott sey um Sie, wie er in Ihnen ist, liebe, gute, einzige Sophie!

Grüßen Sie meine Freunde. Niembsch.

Stuttgart, den 20. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Wer weiß, ob Sie dieser Brief noch in Wien antrifft. Daß Sie der Hochzeit entwischen wollen, ist natürlich. Die Verwandten des Bräutigams sind Ihnen zu unnatürlich. So ein Aristokratenweibel, das sich Ihnen, liebe Sophie, entgegenspreizt, muß Einem Herzweh machen.

Wann wird die Welt vom Adel genesen? — Alte Klage, alte Frage!

Mir geht es halt noch immer sehr gut. Sie werden an meinem Appetit eine Freude haben. Ich lasse vorläufig die Kathi grüßen, um mich

bei ihr gut anzuſchreiben. Bei uns iſt das Wetter gar nicht rauh; geſtern Nacht um ein Uhr wies mein Thermometer 20 Grad.

Meine Abſchuppung iſt beinahe vorüber, nur an den Händen bin ich noch ein Zerriſſener.

Max, dem ich nächſtens wieder ſchreiben werde, macht mir einen ſchmeichelhaften, zugleich komiſchen Vorſchlag. Ich ſoll N—s Hofmeiſter ſeyn, d. h. mein Honorar in Gaſtein an meinen Zögling verlieren. Die erſte Frage: „Wo ſind die Karten?“ Die zweite: „Wo ſind die Würfel?“ Die dritte: „Iſt Niemand da, dem man die beiden alten Kindsköpfe zur Aufſicht geben kann?“ Ich freue mich jetzt viel zu ſehr nach Iſchl, als daß ich einem anderweitigen Reiſeplan auch nur ſcherzweiſe Raum geben könnte. Wenn dieſer Brief noch in Wien erbrochen wird, ſo laſſen Sie meine ernſtliche Bitte nicht verloren ſeyn: ſchonen Sie ſich vor und auf der Reiſe ſorgfältigſt!

So hat der arme Arthur ſchon wieder einen Unfall gehabt? Er ſoll, was er tanzen gelernt hat, fleißig üben, um ſeinen Füßlein, die ein etwas ſchweres Corpusculum zu tragen haben, mehr Feſtigkeit und Sicherheit zu geben, der liebe herzige Spitzbub. Meine Zoe bekommt ein ſchönes Tüchel, das ich ihr an meinem erſten Sonntag in Iſchl umhängen werde. Auf das Roſerl freue ich mich ſehr; das bekommt auch ein Tüchel.

Geſtern hat ſich hier ein junger, talentvoller Maler, Namens B., mit Kohlen erſtickt. Auf ſeinem Tiſche lag ein Brief an Auguſt Wilhelm Schlegel, deſſen natürlicher Sohn er war. Beſonders glücklich ſoll er Bettelbuben gemacht haben im Geſchmacke Murillo's.

Ich werde nicht lange auf mich warten laſſen. Die Albigenſer müſſen gut thun. Das himmliſche Iſchl ſoll mich zu einer neuen Arbeit ermuntern.

Leben Sie wohl, liebe Sophie; leb' wohl, Max; lebt wohl, Kinder! Ihr Niembſch.

Stuttgart, den 23. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Mißlich iſt es, an Jemand zu ſchreiben, von dem man nicht weiß, wo er iſt. Fixire ich Sie in Wien, ſo ſchnellen Sie mir nach Iſchl

hinüber; und rede ich Sie hier an, ſo entweichen Sie nach Wien zurück. Ich ſtelle mich mit meinen Fragen, Wünſchen und Grüßen alſo zwiſchen Wien und Iſchl auf, und laſſe Sie vorüberfahren. Wie geht es, liebe Freundin? Warum ſchreiben Sie ſo ſelten? Warum hat ſich Ihre Schreibluſt bereits zu einem viertägigen Fieber herabgeſtimmt? Das ſind ſo Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Beſtie übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, ſagt Karl Daub, und o wie hat Karl Daub recht! Die Zeit hat der Teufel zwar auch erfunden, doch die iſt ſchon beſſer, weil flüſſig und ſich ſelbſt auffreſſend. Heut iſts die fünfte Woche vorbei, daß ich ſo verflucht erröthen mußte, daß ich leicht hätte erbleichen können, wenn ich anders fern von Ihnen ſterben dürfte. Das aber darf nicht geſchehen, und ich werde Ihnen einſt in meiner letzten Stunde gewiß ſehr überzeugende Worte von der Unſterblichkeit ſagen, und von unſerem Wiederſehen im väterlichen Hauſe.

Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Niembſch.

Stuttgart, den 26. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Ich ſitze ganz ſtolz an meinem Schreibtiſche. So gut iſt es mir zum erſtenmal geworden, daß ich drei Briefe von Ihnen zugleich zu beantworten habe. Dank, Dank, liebe Sophie, für die ſchönen beglückenden Blätter! Nun will ich aber auch gewiſſenhaft und genau Alles ſagen, was Sie wiſſen wollen. Dr. Schelling hab' ich allerdings erſt während meiner Krankheit in ſeiner vollen Liebenswürdigkeit kennen gelernt. Mein Ordinarius war Dr. Becher, auch ein geſchickter Arzt, der mich ſchon früher behandelt hatte. Cotta iſt ſeit einem Tage von Dotternhauſen zurück. Er hat im voraus allen Bedingungen zugeſtimmt, welche ich ihm in Betreff meiner Albigenſer machen würde. An dieſen habe ich die Tage unabläſſig gearbeitet, und ſie bis auf weniges ganz wieder abgeſchrieben, und dabei hier und dort Verbeſſerungen angebracht. Alles werd' ich thun, um das Manuſcript hier laſſen zu können. Sie haben recht; dieſe Albigenſer ſind ein wahrer Hemmſchuh. Beim Abſchreiben hab' ich die Arbeit genau

geprüft und gefunden, daß der Stoff selbst durchaus fragmentarischer Natur ist, und sich nicht anders als in einzelnen Schilderungen poetisch bearbeiten läßt. Mehrere von meinen Gesängen sind' ich gut, und zwar so gut, daß die schwächeren schon mitlaufen können. Ueberhaupt will ich an meinem Motto festhalten: „Sie sollen's fressen!" Es wird doch zur Zeit in Deutschland nichts Besseres gemacht. Die Taschenausgabe meiner Gedichte wird bis zur Herbstmesse gedruckt und die Correctur von mir in Ischl gemacht werden.

Sie reisen morgen ab? Reisen Sie glücklich. Mir ist bange. Zöppritz hat vor einigen Tagen eine Fracht Wolle in der Donau verloren; das Schiff scheiterte bei Linz. Der Unfall des Dampfschiffes Sophia kommt noch dazu, um mich zu beunruhigen.

Könnt' ich Sie doch in Linz erwarten! Gott gebe Ihnen und den lieben Kindern und der Schwester seine verläßlichsten Schutzgeister bei. Ich bete zu den Wellen und zu den Felsen.

Auf ausdrückliches Verlangen meines Arztes und aufgemuntert durch das wärmste Wetter bin ich bereits vor acht Tagen im Garten gewesen, und zeither auch schon einigemal in der Stadt herum. Ich schreibe Ihnen das erst heute, weil ich der Nachricht gleich die beruhigende Versicherung beigeben wollte, daß mir die Ausgänge vollkommen gut bekommen sind. Ich bin freigesprochen. Nun reise ich auch bald. Den Tag zeige ich in meinem nächsten Briefe an.

Ich hoffe am 15. Juni bei Ihnen zu seyn. Ja, der Trutschi ist ein sehr liebes Kind, und ich will ihn noch besonders an mein Herz ziehen, und, wenn ichs im Stande bin, ihm auch noch nützlich werden. Sie haben recht, die Zahnlücke ist traurig. Ein Götterfsommer soll das werden in unserem schönen Ischl. Ich freue mich unbeschreiblich darauf. Wir wollen wandeln, liebe Sophie, auf- und abwandeln. Der liebe Ernstl soll mir schön übersetzen, und Sie, theure Schülerin, sollen mir recht tief in die lateinische Grammatik schauen. Sie werden solche noch sehr anziehend finden. Der dumme Schneider hat mir mit meinem Mantel eine Confusion gemacht, und bringt ihn mir erst dieser Tage. Dann hab' ich nur noch mit Cotta über das Irdische zu verhandeln, um sofort dem Himmlischen zuzureisen. Grüßen Sie Liebroserl und Kinderlein. Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 1. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Leider kann ich wegen der rauhen Witterung und meiner abermaligen Zahngeschwulst den Tag meiner Abreise heute noch nicht bestimmen, zweifle aber nicht, daß ich bis 15. d. M. in Ischl seyn werde. Indem ich dieses schreibe, seyd Ihr, meine Lieben, wohl schon an Ort und Stelle, und Sie werden mir mein Kämmerlein vielleicht schon gewählt haben. Ich bin sehr mißmuthig über diese Möglichkeit einer Verzögerung, doch glaube ich nicht, daß die ganze rheumatische Geschichte mehr als drei Tage verderben wird. Einstweilen bin ich aber höchst verdrießlich. Cotta, der Schuß, war kaum hier angekommen, als er auch schon wieder nach seinem Landgute Hipfelhof abfuhr. Wenn ich ihn nicht habhaft werden kann, so fahre ich auch so davon. Die Hauptsache ist doch schon im Allgemeinen festgesetzt: die Gedichte (Taschenformat) werden gedruckt, sobald ich sie hergebe. Hallberger fügt sich, also bin ich quasi im Reinen; ich sage mirs wenigstens selbst vor, um nur fort zu können. Meine Ungeduld ist die ärgste Krankheit. Bis 15. muß ich bei Euch seyn. Lebt wohl. Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 4. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Schelling erklärte heute, daß bei der großen Empfindlichkeit meiner neuen Haut, die sich bereits durch eine Zahngeschwulst ausgesprochen hat, und bei der etwas rauhen Witterung — vor acht Tagen schlechterdings ans Reisen nicht zu denken sey. Das ist das Letzte, was ich mir gefallen lasse, dann aber versteh' ich keinen Spaß mehr und reise.

Also am 12. d. M. reise ich ab.

Sie haben aus einem meiner Briefe herausgelesen, daß ich eine Lust nach Gastein hätte, trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht einmal im Scherz einen andern Reiseplan als den nach Ischl fassen könnte. So sehr freue und sehne ich mich nach Ischl, daß ich einen andern Weg, der von dort noch weiter führt, nicht einmal zu einer kleineren Spazierfahrt einschlagen mag, und weder nach Weinsberg fahre, noch

nach Waiblingen, ja nicht einmal zu bewegen bin, Alexander einmal nach Serach zu begleiten. Gestern hab' ich mir den bösen Zahn, weil er mich am Reisen hätte hindern können, ausziehen lassen; kurz, ich lebe ganz in dem Gedanken bald bei Euch zu seyn, und muß nun sehen, daß Sie, liebes Sopherl, mich verkennen! Ich bin auch verdrießlich, verdrießlich wie Sie, und wohl noch etwas mehr.

Gott sey mit Ihnen! Der lieben Rosalie wünsch' ich herzlichst die wohlthätigste Wirkung der Gebirgsluft auf ihr theures schönes Leben. Tausend Grüße an die Kinder. Erholen Sie sich und freuen sich lieber auf unser Wiedersehen, als daß Sie mir grollen. Leben Sie wohl, theuerste, liebste Freundin! Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie in Ischl.

Stuttgart, den 8. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Samstag den 12. reise ich ab. Noch hab' ich zwar rheumatisches Leiden, einen Schmerz im Hüftgelenke, wogegen ich einen ausgedehnten Zugpflasterfleck applicirte, doch am festgesetzten Tage setze ich mich, wenn es auch bis dahin mit meinen Leiden nicht abgethan seyn sollte, sammt Schmerz und Pflaster in den Wagen, und fahre zu Ihnen. Diese letzten Tage sind für meine hiesigen Freunde die verlorensten von allen, denn meine Ungeduld wächst mit jeder Stunde. Wahrscheinlich reise ich zu Lande des abscheulichen Wetters wegen. Nach meiner Berechnung treffe ich am 16. in Ischl ein.

Eine wundersame Ungeduld hat sich meiner bemächtigt, so daß ich durchaus nichts arbeiten, thun und denken kann. Keine Ruhe als im Grabe. Das Alter wird mich nicht kühlen, denn ich fühle vielmehr mit dem Zunehmen desselben eine immer höhere Steigerung meines heftigen Gemüths. Gestern und heut hat mich M. besucht, und mir von Ihrem guten und Rosaliens üblem Aussehen erzählt. Ich hoffe von Ischl das Beste für das gute, liebe Mädchen. Auch ich werde der Erholung bedürfen. Die Krankheit hat mir doch zugesetzt, erst jetzt spüre ich's. Von einem ordentlichen Briefe kann nicht mehr die Rede seyn. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Niembsch besuchte am 14. Juni 1841 auf seiner Durchreise in München Emma Niendorf und ihre Schwester, Agnese v. G., wie erstere in ihrem Buche S. 43 umständlich mittheilte. Es belustigte ihn, daß die bayerische Zofe, als sie ihm die Corridorthüre öffnete, beim ersten Blicke rief: „Ja, Sie sind gewiß der Herr v. Lenau, auf den die gnädig' Frau und die gnädig' Fräulein schon so lang' warten!" — Niembsch blieb zu Tische bei ihnen. Er versäumte nicht, mit großem Ergötzen von einem Traume Emiliens zu erzählen, voll prächtigen Humors; sie habe unsern Dichter gesehen in den Armen eines riesenhaften alten Weibes. Alpenblumen trug sie an der Brust. Ihre grauen Locken rollten sich herab; sie blieb aber ganz kalt bei seinen Liebkosungen, und da kam heraus, daß es — die Madame Steyermark sey!

Niembsch bezeichnete eine gewisse modische Allerweltsbildung mit dem schlagenden Ausdrucke „Millefleurs-Bildung." — Zu Emilie, wenn er unwillkommenen Widerspruch erfuhr, pflegte er immer zu sagen: „O Sie protestantischer Sauerampfer!!!"

Heute klagte Emma Niendorf, daß ihr von klein auf überall das Schreckensecho lähmend entgegen dröhnte: „Nur nicht exaltirt!" und daß man überhaupt in diesem Klima so Vieles: „Exaltation" nennt.

„„Da heißen sie mich überspannt,"" versetzte Niembsch — „„ich bin es nicht; sie sind schlaff."" — Er fügte lachend hinzu: „Schweine und Biere sind die Hauptmomente, auf die man hier überall stößt. Ich war einmal um fünf Uhr Morgens mit dem Eilwagen angekommen. Da fragte mich Einer um acht Uhr in der Frühe: „„Wann sind Sie angekommen?"" — „Heute um fünf." — „„Wie schmeckt Ihnen unser Bier?"" —

Emma erinnerte ihn an ein kleines Abenteuer auf einer seiner letzten Reisen nach Stuttgart. Auf dem Eilwagen saß er neben einer Dame. Sie hatte seinen Namen gehört. Nach seiner Gewohnheit wünschte er zu rauchen; aber ihm fehlt das Stückchen Flor, das er beim Anzünden der Pfeife mit Raffinement des Schmauchers obenauf zu legen pflegt. Da nimmt die Dame ihre Tüllhaube vom Kopfe, reißt sie in Trümmer und opfert sie dem Liebling der Götter.

Von einer lyrischen Sängerin ward muthwillig behauptet, sie brauche

wegen ihrer Gedichte zwei Liebhaber, einen glücklichen und einen unglücklichen. Ueber eine vornehme Ausländerin, die sich durch reine klassische Körperformen, aber auch durch frivole Gemüthsart auszeichnet, und deßhalb jetzt, da die Blüthe gewichen, fast unschön erscheinen mag, äußerte er: „Eben diese Regelmäßigkeit ist so häßlich an ihr, wie ein Schweinstall, der im gothischen Style erbaut."

Nach Tische kam Graf H. Auch an ihm bewährte sich wieder die Magie von Lenau's Wesen. Im Herzen getroffen von seiner Geistesvornehmheit, blickte der schöne Jüngling zu ihm auf, die brausende Studentennatur, und war liebenswürdiger, artiger mit ihm, als mit der reizendsten Fürstin bei Hofe. Josephine Lang, welche Lenaulieder komponirt hat, eilte gleichfalls auf einen Wink herbei und sang abwechselnd mit Agnese. Besonders ergriff ihn der von dieser gesungene Vers aus seinem Gedichte: „Scheideblick."

„Scheiden mußt' ich ohne Wiederkehr."

Später sang man das „zerrissene Herz" von Maltitz. „Ich muß den Text gegen Sie vertheidigen," erwiederte Lenau auf eine leichte Kritik von Emma. „Es hat wirklich einen tiefen Sinn: „Nimm, was Götter nur verstehen, nimm ein ganz zerrissenes Herz!"" Das ist, wie Lessing sagt: „Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat keinen," so auch: „Wem über gewisse Dinge das Herz nicht zerreißt, hat keines."

Abends brachte ihn Graf H. und Emma zu Wagen mit einem Umwege durch den englischen Garten an sein Hotel: „Die Traube."

Niembsch an Max in Wien.

Ischl, den 14. Juni 1841.

Mit meinen vertrakten Albigensern bin ich halt immer noch nicht fertig. Nie mehr will ich eine Arbeit unternehmen, bei welchem der terminus ad quem nicht vorhinein klar.

Niembsch an Emilie.

Ischl, den 19. Juni 1841.

Ischl hat mich mit gutem Wetter begrüßt, und bereits fühle ich das Wohlthätige der Gebirgsluft an der Zunahme meiner Kräfte und an der Wiederkehr der Lust zum Arbeiten. Das erste Abendroth auf den Höhen, die erste Alpenstimme einer Jodlerin haben mich mit dem alten, nie zu schwächenden Zauber ergriffen. Auch liegt auf allen Hügeln die duftende Mahd der Alpenkräuter und würzt mir jeden Athemzug. Ein schönes Land! Ich habe gestern mit meinen Soolenbädern begonnen, und werde sie fleißig fortgebrauchen.

Gleichfalls.

Ischl, den 7. Juli 1841.

Mein Fuß ist noch immer eine Qual und Hemmniß in allen meinen Unternehmungen zu Berge. Ich habe anhaltend gebadet, und doch will der tiefnistende Schmerz nicht weichen. Meine Stimmung ist auch nicht die beste. Das Arbeiten geht bis jetzt nur so atomistisch vorwärts; in einen rechten Zug bin ich noch nicht gekommen. — Mein Fuß verstimmt mich, indem ich glaube, ein rechtes Gichtleiden hat bei mir seinen Anfang gemacht.

Ein solches Leiden, vielfach in seinen quälenden Erscheinungen und unübersehbar in seinem Verlaufe, ist eine schwere Last für's Leben.

Niembsch an Karl Evers in Wiesbaden.

Ischl, den 18. Juli 1841.

Mein vielgeliebter Evers!

Vergib, daß ich Dir Dein liebes Schreiben erst heute beantworte. Ich war auf einem Ausfluge nach Steiermark abwesend von hier, und dann von unaufschieblichen Correcturgeschäften so eingenommen, daß ich in der That zu entschuldigen bin. Daß übrigens Dein Andenken durch alle Eindrücke einer großen Natur und durch alle Arbeiten nicht verdunkelt werden konnte, magst Du mir auf mein ehrliches Wort glauben! Oft

gedenk' ich Deiner und mit aller Neigung, die mein Herz Deiner tüchtigen Persönlichkeit und Deiner edlen Freundschaft schuldig ist. Ich lebe hier ziemlich vergnügt; zur vollen Freudigkeit fehlt die volle Gesundheit.

Noch immer ist der fatale Schmerz meiner linken Hüfte nicht gewichen, er trotzt allen Bädern und wird mich wahrscheinlich veranlassen, von Ischl fort und nach Fusch bei Gastein zu ziehen, um dort die Quelle zu trinken, die als besonders heilkräftig gegen gichtische Leiden gerühmt wird. Wenn ich wüßte, daß es bei meinen gegenwärtigen Leiden ein Bewenden hätte, so läge mir nicht so viel daran; doch hat mir wahrscheinlich die Gicht ihren Schmerzenssamen ins Hüftgelenk gestreut, damit er von dort aus nach und nach die sämmtlichen Aestlein und Zweiglein meiner Nerven als böse Schmarotzerpflanze umranke und mich allmählig aufreibe.

Wie geht es Dir, mein lieber Evers? Ich habe auf Deinen Arzt in Wiesbaden viel Vertrauen und hoffe von den Bädern das Beste für Dein räthselhaftes Leiden. Am Ende steckts bei Dir auch blos in den Nerven, während die Stuttgarter Aerzte nur immer von organischen Entartungen sprachen. Schreibe mir doch recht bald, damit unsere Correspondenz in einen ordentlichen Gang kommt, vor Allem aber, damit ich über Deinen Zustand beruhigt werde.

Nach Allem, was ich aus Wien vernommen, war der Erfolg Deiner Schwester zwar kein schlagender, doch ein sehr ehrenwerther und scheint die Theilnahme für die junge Künstlerin mit dem öfteren Auftreten derselben noch immer zu steigen. Es würde mich sehr freuen, wenn sie nach Ischl käme, wo ich sie trotz meines schlechten Beines herum geleiten würde.

Ueber meine Reiseplane für den Herbst kann ich vorerst noch nichts Bestimmtes mittheilen; das Alles hängt von meiner Hüfte ab. Die Nachrichten von Reinbecks waren bisher etwas beunruhigend. Der alte Herr klagt über häufige Wiederkehr seiner Kolikbeschwerden, was immer bei seinem hohen unsicheren Alter leider sehr bedrohlich scheint.

Die Geige wird wacker gestrichen. Es geht, wie ich glaube, mit jedem Tage vorwärts. Die Eingangsakkorde der großen Sonate bring' ich bereits völlig rein heraus. Wenn ich nur schon wieder mit Dir spielen,

rauchen, plaudern und Kaffee trinken könnte! Lebe wohl und schreibe bald. Ich umarme Dich herzlich. Dein treuer Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Ischl, 18. Juli 1841.

Mein geliebter Bruder!

Die Briefe kommen selten, aber von Herzen. Ich sitze wieder in den schönen Bergen; sitze, denn ich habe ein krankes Bein. Da hat sich so ein Dämon von Gicht in das linke Hüftgelenk geworfen, und behauptet seinen Platz, allen Bädern zum Trotz.

Wenns nicht bald besser wird, verlasse ich Ischl und wandere nach Fusch bei Gastein, und trinke dort täglich zwanzig Seidel von dem gichtbesiegenden Quell.

Deine Gedichte sind schön gedruckt. Ich habe ein Exemplar an Emilie und eins an Karl Mayer abgegeben, zehn Exemplare für Dich mitgenommen. Schleifer hab' ich noch nicht gesehen, da ich von München über Salzburg reiste. Soll ich ihm nicht auch ein Exemplar schicken? Doch das versteht sich von selbst, ich hätte es bereits thun sollen.

Von meinen Gedichten, den sämmtlichen, wird gegenwärtig bei Cotta eine sehr elegante Taschenausgabe gedruckt. Moritz Schwind liefert zwei Zeichnungen zu verzierenden Stahlstichen.

So bald sich mir eine Gelegenheit bietet, schicke ich Dir Deine Gedichte. Nun werden sich bald die Recensenten regen. Der Eindruck des ganzen Buches kann nach meiner Ueberzeugung nur auf die Bosheit ein ungünstiger seyn; doch da die Bosheit und die Dummheit durch unsere deutschen kritischen Journale, wenige ausgenommen, treulich Hand in Hand gehen, so magst Du Dich, theurer Freund, immerhin mit einer harpunendichten Panzerhaut überziehen.

Grüße mir meine innigst geliebte Schwester Therese. Wie lebt sie? wo lebt sie? Schreibe mir recht bald hieher, denn ich ziehe wahrscheinlich nach Fusch. Wenn Du nur einmal mit Weib und Kind, mit Sack und Pack in unsere Gebirge kämest! Es ist lange her, daß wir eine schöne

Gegend zuſammen geſehen haben. Neuberg war die letzte. Haſt Du keine Staubferienreiſe vor?

Leb' wohl, geliebter Bruder! Ich umarme Dich und Thereſen und eure Kinder herzlich. Dein treuer Niembſch.

Niembſch an Sophie in Iſchl.

Lend, 30. Juli 1841.

Liebe Sophie!

Geſtern ſind wir nach einer hübſchen Fahrt zur Goſauſchmiede und einem Eierſpeisfrühſtück daſelbſt, ſodann nach Auf- und Abkletterung der Zwieſelalpe, wo die Ausſicht überaus herrlich war, und endlich nach einer Fahrt durch das hübſche Annaberg und Martinsthal, Abends neun Uhr in Hüttau angekommen. Die Ausſicht von der Zwieſelalpe machte für mich den Tag aus, doch mußte ich dieſen Genuß mit Schmerzen an meinem linken Bein erkaufen, alles Uebrige war leidlicher Beſchaffenheit, und nicht erheblich genug, als daß ich es ſchriftlich recapituliren möchte. Heute plätſcherte uns beim Erwachen ſo ein rechter Gebirgsregen entgegen. Wir fuhren aber deſſen ungeachtet weiter, und langten zu Mittag hier an. Nach Tiſch wollten E. und Ernſtl einen Spaziergang zur Klamm machen; ich wollte allein ſeyn und blieb zu Hauſe. Morgen früh ſetzen wir den Weg nach Fuſch fort. Ich bin recht froh, daß ich den Ernſt mithabe. Er iſt ein lieber guter Junge. Wenn ich nur ſchon Fuſch geſehen hätte und wieder bei Ihnen und der lieben Roſalie wäre!

Das Wetter ſcheint dieſen Abend beſſer zu werden. N. wird heute hier erwartet, und ihm will ich dieſen Brief mitgeben.

Die Gebirge von Fuſch ſollen durch ſtarken Schnee unerſteiglich geworden ſeyn. Mit fünf Tagen wird alſo die Reiſe beſchloſſen ſeyn können. Meine Laune iſt übel zugerichtet. Leben Sie wohl, theure Sophie! Herzlich grüße ich mein liebes Roſerl und die Kinder. Ihr Niembſch.

Die Rückkunft nach Iſchl erfolgte am 5. Auguſt 1841.

Niembsch an Emilie.

Ischl, 27. August 1841.

Meine Alpenwanderungen sind nunmehr geschlossen. Der Ausflug nach dem Pinzgau, und namentlich nach dem herrlichen Thal von Fusch war ein sehr lohnender. Schönen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag. Er hat mir das vierzigste Jahr eröffnet. Wenn Rückert recht hat, daß mit vierzig Jahren die Höh' erklommen sey, so bin ich mit meiner Culmination nicht zufrieden, und ich trete meine Reise nach Thal verdrossen und traurig an. Ich war eben nicht fleißig genug und der Abend überrascht mich mitten unter meinen Wünschen, Entwürfen und Halbheiten. Sey es drum! Es herrscht in der Natur wie in der Menschengeschichte keine rechte Wirthschaft; wird vieles vergeudet und weggeworfen. Mein Gichtleiden hat sich merklich gebessert; doch der böse Funke, nur unter Asche schlummernd, bricht von Zeit zu Zeit wieder hervor. Noch immer, trotz aller Gebirgsluft, trag' ich die Nachübel meines Scharlachs in mir herum. Das größte davon ist eine totale Verstimmung, ein Unmuth, vor dem Gott jeden Christen und Heiden bewahre. In Stuttgart sogar, während meiner Krankheit, war meine Seelenstimmung eine frohere.

Einen sprechenden Beweis dieser heillosen Stimmung lieferte Niembsch damit, daß er am 6. September plötzlich von Ischl wienwärts nach Gmunden davon fuhr, woselbst er aber, den hastigen Fluchtversuch bereuend und aufgebend, stracks wieder um- und am 7. nach Ischl zurückkehrte. Der kleine Trutschi sah vom Fenster herab in der Gasse ihn anlangen, und rief freudig den Andern im Zimmer zu: „Der Niembsch, der Niembsch kommt!" Die Andern glaubten es aber dem Kinde nicht, und beeilten sich nicht ans Fenster zu springen. Als sie darauf doch hinzutraten, war Niembsch schon vorüber, und der Knabe behielt Unrecht; allein bald erhärtete der einlaufende nachstehende Brief dennoch die Wahrheit seiner Worte:

Ischl, den 7. September 1841.

Staunende Freundin!

Liebe Sophie!

Wenn den beiden verehrlichen Auböckshäusern, dem großen wie dem kleinen, schon mein Abreisen närrisch vorkam, so wird ihnen meine

schleunige Umkehr und namentlich das Motiv dazu, vollends toll erscheinen. In vermeintlicher Flucht vor dem Sklavenjubel bin ich eigentlich von dem Regen in die Traufe gerathen, denn in Ebensee wüthete die Huldigung auf das Empörendste. Der viele Aerger, den ich dort, und schlechter Hirschbraten, den ich in Gmunden geschluckt, haben mir die Nacht verdorben, und allerlei böse Träume verursacht. Mir träumte, ich wäre, in Wien angekommen, vom Nervenfieber befallen worden, und das träumte mir mit einer so warnenden überzeugenden Lebhaftigkeit, daß ich in meinem Aberglauben mich zur schleunigen Rückkehr um so eher entschloß, als ich überdieß mein Manuscript in Ischl vergessen, eigentlich in den unrechten Koffer gepackt hatte, ferner noch ein fremdes wunderschönes Hemd, dessen Restituirung an den vielleicht bald abreisenden Eigenthümer mir am Herzen liegt, in meiner Bagage fand, und endlich noch den Schlüssel zur Kürschnerspelunke in meiner Rocktasche entdeckte.

Ich bin also wieder da, schreibe aber erst diesen Brief, weil ich lieber über meine Schrift, als über meine, trotz aller ihrer Absonderlichkeit von mir sehr in Ehren gehaltene Person, die erste Frische des Auslachens ergehen lassen will. Ist einige Beruhigung der löblichen Zwerchfelle eingetreten, so bitte ich mir hievon einen gütigsten Wink zu geben, damit ich den Rest des Spottes, des verhallenden, über mich ergehen lasse, wenn Sie nicht vielleicht meine Gemeinschaft scheuen, als eines Menschen, cui non est sanum sinciput. Niembsch.

Niembsch wurde gleichwohl mit schallendem Gelächter empfangen, in welches er selbst herzlich einstimmte.

Niembsch an Emilie.

Ischl, 24. September 1841.

Mit mir und meiner Stimmung geht es um nichts besser. Ich finde in meinem Leben zu viel Verlornes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei meinem angebornen Hange zum Mißmuth nicht immer tiefer hineingerathen sollte. Gegenwärtig bin ich alleiu, meine ganze Gesellschaft ist fortgezogen. Mit meinem Fuße geht es wohl besser, doch ist mir —

ich glaube von meiner Krankheit — eine ganz fatale Nervenreizbarkeit zurückgeblieben. Schon eine Spazierfahrt macht mir eine schlaflose Nacht. Vielleicht sind es auch die Soolenbäder, die ich hier gebrauche, und die auf manche Naturen ungemein aufregend wirken sollen. Kurz, dießmal bin ich mit Ischl nicht zufrieden.

Niembsch an Evers in Stuttgart.

Ischl, 24. September 1841.

Du warst in der Schweiz und hoffentlich guter Dinge, während ich in Ischl saß und an meinem alten stets wachsenden Unmuth nagte. Mein Körper ist eine pure Niederträchtigkeit; Alles ist störend, aufregend, und was weiß ich, für diesen Lumpen. Kaum daß er Kraft genug aufbringt, um den Fiedelbogen nicht fallen zu lassen; an ein tüchtiges Arbeiten ist bei mir nicht mehr zu denken. Alles stockt und wird bitter, wie die stockenden Bitterkeiten meiner Leber.

Sey nicht unwirsch, lieber Alter, daß ich mich so lange nicht gerührt und Dir nicht geschrieben habe; Alleinseyn thut mir oft so noth, daß ich nicht einmal an einen theuern Freund schreiben mag.

Ischl hat mich dießmal auch nicht frisch gemacht; Partien konnte ich dießmal nur sehr wenige mitmachen, weil mich das Fahren angreift. Brüderchen, ich habe schon den Erdgeruch in der Nase; mir scheint, sie schaufeln mich bald hinunter.

Du kannst die Größe meines Mißvergnügens aus der Antwort ermessen, die ich hier gewöhnlich meinen Freunden gab, wenn sie mich zu einer Lustfahrt einluden: „Lasset mich aus mit diesen Gebirgseseleien!“ — Das scheint denn doch schon so ziemlich das letzte Loch meiner Pfeiferei zu seyn. Dazu kamen noch die allerfluchwürdigsten Cigarren, die jemals die Finger eines Schurken gedreht haben, kaiserliche Cigarren, duftend wie angebrannte Weichselzöpfe.

Mein Fuß ist besser, aber meine Nerven sind desto schlechter. Ich glaube mich mit den hiesigen Soolenbädern ruinirt zu haben; auf die unbedeutendste Anstrengung bin ich caput; mein Schlaf ist ein scheues Reh;

mein Appetit launiſch wie meine Seele. Leb' wohl! Freund! Grüße deine Mutter und Schweſter ſchönſtens. Dein getreuer Niembſch.

So bald ich kann, komm' ich.

Niembſch kehrte bald darauf nach Wien zurück, wo ihm der Winter ſo ſtill und ſachte vorüberſchlich, daß eben nichts davon zu vermelden ſteht, als nur, daß er Anfangs am Mehlmarkt im Caſino, jetzt Hotel Munſch Z. 1045 im zweiten Stocke, gegenüber der Kapuzinerkirche, ſehr prächtig; die zwei letzten Monate jedoch am Franziskanerplatze 911, der Franziskanerkirche gegenüber, aber mit den Fenſtern in die Weihburggaſſe, im vierten Stocke, ſehr anſpruchslos wohnte.

Er hatte keine bleibende Stätte auf Erden. Moritz Hartmann, der Dichter, bemerkt von Niembſch: „Er führte in Wien ein Nomadenleben und wohnte bald hier, bald dort, bald in einer einfachen bürgerlichen Stube, bald in einem glänzenden Gemache. Er ſagte es ſelbſt, daß er nach einer abgemachten Lebensperiode oder nach Vollendung eines Werkes es nicht mehr in derſelben Stube aushalten könnte."

So lange noch die ſchönen Tage währten, bis in den November hinein, machte er mit ſeinen gelehrten Freunden Karajan und Wolf kleine Ausgänge in die Umgegend. So z. B. am 4. November, einem Donnerſtag, gingen ſie um zwei Uhr Nachmittags von der Hofbibliothek aus zum Mittagmahle in eine ſehr beſcheidene aber gute Kneipe in der Nähe des Schönbrunner Gartens, und bei einbrechender Dunkelheit unter hellen Geſprächen wieder gemüthlich heim. Der immer mehr ſich vereinſamende Niembſch bedurfte freundlicher Anſprache.

Niembſch bereitete ſich ſchon Anfangs April 1842 vor, zur Herausgabe ſeiner endlich, endlich einmal fertig gewordenen Albigenſer nach Stuttgart abzugehen. Darnach wollte er einige Monate in Paris zubringen, wozu ihn ein Freund, Profeſſor Romeo Seligmann, mit Einführungsſchreiben ausſtattete. Aber er kam nach Paris gar nicht und nach Stuttgart erſt gegen Ende Mai.

Niembsch an Sophie in Wien.

Linz, 17. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Ein paar Worte nur, in Eile, denn B. ante portas, und wir sind ziemlich spät angekommen, da schlechten Wetters wegen das Schiff einige Stunden anlegen mußte. Schlecht war auch die Kost, das Lager, und überhaupt schlecht die Gesellschaft. Ich bin müde von allem, besonders von der Wehmuth unserer Trennung. Lebt wohl! Ich grüße Max und die Kinder von ganzem Herzen. Bald mehr von München aus. Ihr Niembsch.

Von der dießmaligen Durchreise Lenau's durch Salzburg ward uns durch Emma Niendorf (S. 52) Folgendes aufbewahrt:

Er zog ein Messer hervor: „Das ist vortrefflich, das hab' ich in Salzburg gekauft. Ich ging ganz früh in den Laden. Da fand ich einen jungen Menschen, den Gesellen, und auch ein Mädchen, ein gar nettes hübsches Ding; beide sprachen zusammen, und sie gefiel mir so gut, daß, als sie hinausgegangen war, ich zum Gesellen sagte: „„Die ist gar hübsch, Ihr würdet gut zusammenpässen, Ihr solltet ein Liebespaar abgeben."" — „„Ist schon geschehen!"" erwiederte er so herzvergnügt, daß michs gar sehr freute. Es war des Meisters Tochter. Der Geselle war mit ihr versprochen." Wenn Niembsch sagt: „Das freut mich!" — fügt Emma bei — strahlt es auf in seinem Auge, daß man alles vom Himmel herunterholen möchte, nur damit jener sich freue.

Wie einfach erzählt er, wie packt er nur mit ein paar Worten, stellt alles leibhaftig vor uns hin, seinen Vortrag mit den Blicken vervollständigend.

Niembsch an Sophie.

München, 22. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Kaum hatt' ich in Linz das Briefchen an Sie geschrieben, so kamen auch schon B. und H., um den Abend mit mir zuzubringen. Den Morgen

darauf fuhr ich mit der Eisenbahn bis Lambach, und von dort in Gesellschaft von lauter Bräuern und Wirthen, geplagt von ununterbrochenen Biergesprächen, nach Salzburg. Hatten mich die Bierleute schon gelangweilt und geärgert genug, so thaten es auf dem Wege von Salzburg nach München zwei schweizerische Thierärzte noch weit mehr. Wir fuhren zu dritt mit einem Salzburger Landkutscher. Diese Schweizer waren gute Kerle, aber fürchterlich; ihr Sprechen war entsetzlich. Haben Sie es nie gehört, dieses Heraufwürgen und Herausröcheln von Rachenlauten, das vielmehr ein unartikulirtes Erbrechen, denn ein Sprechen zu nennen ist? Kurz, die Kette unangenehmer Eindrücke riß nicht ab bis München.

Bei der Kürze meines hiesigen Aufenthaltes hab' ich mich auf das Besehen von zwei Kirchen beschränkt. Die Ludwigskirche ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der inneren Verzierungen schien mir ein zu lustiger, und namentlich mißfiel mir das Altarblatt, mit dem jüngsten Gerichte von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbenen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmarkt. Das Bild ist häßlich, was auch die Bewunderer Cornelius zu seinem Lobe posaunen mögen.

Dagegen gefiel mir die Allerheiligenkapelle durchaus. Ein herrliches Werk in allen Beziehungen.

Von Bekannten hab' ich hier Niemand gesehen, als meinen alten Traubenwirth, Gmähle und dessen Hausknecht. Heute Nachmittag reise ich auf der Eisenbahn nach Augsburg, und die Nacht auf dem Eilwagen weiter nach Stuttgart, wo ich morgen bis sechs Uhr Abends eintreffe. Ich wollt', ich wäre schon wieder daheim! Leben Sie wohl, liebes Sopherl; bald schreib' ich wieder. Grüße an Max und alle die Ihrigen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 28. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Also bin ich wieder in Stuttgart, schier hundert Meilen von Euch entfernt, und dießmal noch in einer Angelegenheit, die mich in ihren

Folgen der Heimath vielleicht entfremden wird. Das ist die Rücksicht, die mich in Beendigung meiner letzten Arbeit und im Betriebe ihrer Veröffentlichung so lau und fast schüchtern seyn ließ; nur die Hoffnung, daß der an die Wand gemalte Teufel dießmal doch nicht kommen werde, gibt mir noch Stimmung und nöthigen Eifer zu meinem Geschäfte. Ich habe die Wünsche meines Lebens in einen engen Raum zusammengeschlossen. Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu horchen hat, mit meinen Liedern im Ohr zu liegen, erscheint mir mehr und mehr als chimärisches Treiben, und könnte mich für einen großen Verlust im Leben nicht entschädigen. Mit meiner Gesundheit bin ich zufrieden. Reinbecks und Hartmanns sind über mein Hierseyn sehr erfreut. Graf Alexander sitzt auf Serach mit zweien seiner Kinder, die übrigen mit der Mutter sind in Florenz geblieben. Ihn hab' ich noch nicht gesehen. Evers ist wieder hier. Ueber meine weiteren Sommerplane hab' ich noch nichts bestimmt. Ich danke Ihnen, liebe Sophie, für Ihre Bemühungen zum Geigenmacher Schmid. Er soll den alten schlechten Scherben von Geige haben, jedoch ohne Bogen. Tausend Grüße an Freund Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 5. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Kaum kann ich aus dem Gedränge von Visiten herausathmen, mit dem ich heute zu kämpfen hatte. Die Klinke meiner Thür ist den ganzen lieben Tag nicht kalt geworden von einer Hand nach der andern. Ich soll Ihnen schreiben, wie es mit meinen Stimmungen und Planen steht? Meine Stimmungen sind ein beständiges Streben, wieder zu einer tüchtigen Arbeit zu kommen. Es ist mir wenigstens gelungen, zwei größere Arbeiten zugleich zu beginnen und in jeder sind bereits einige hundert Verse gemacht worden. Mit dem Druck ist begonnen worden.

Baron Münch ist hier, doch nur auf einige Tage.

Gesellschaften besuche ich keine, Einladungen zu Tische acceptire ich keine. Der Strom der Visiten wird mit dem heutigen Schwall wohl

abgelaufen seyn und dann hindert mich nichts mehr am rüstigen Fortschreiten in meinen Arbeiten. Daß Sie nach dem Gebrauche von Karlsbad nicht nach Baden[1] ziehen werden, ist Schade. Sie werden doch nicht in der Stadt bleiben? Leben Sie wohl, liebe Sophie! An Max, dem ich mit Nächstem schreiben werde, viel Schönes, auch den Kindern und dem Hause Ihrer Eltern. Ich muß schließen. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 12. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Unerträgliche Hitze! schlechtester Humor! Wieder einmal der bekannte fressende Unmuth, nagend an Leib und Seele. Als mir gestern bei Tisch die Aeußerung entfuhr, daß mirs ekle vor allem um und um, wohin ich nur schauen möge, frug mich Reinbeck mit freundlichem Entsetzen: ob er denn auch zu den Gegenständen meines Ekels gehöre? Hypochondrie und Gemüthsschäden.

Sie fragen nach den Trauerspielstoffen? So wie sie vorliegen, sind es keine solchen; die Hauptsache müßte erst hineinerfunden werden. Wann reisen Sie nach Karlsbad? Wann kommen Sie wieder zurück? Und wo werden Sie dann wohnen? An ein dolce far niente[2] ist jetzt bei mir nicht zu denken. Hätte ich auch sonst nichts zu thun, als meine Last vor Unmuth zu tragen, es wäre genug; ich werde aber auch noch anders gedruckt. Sonderbar, wie wenig Freude ich daran habe! Cotta verspricht sich glänzende Erfolge; die Buchhändler warten mit Begierde auf mein neues Buch, wie Cotta mir sagte; doch mich kann nichts locken und reizen mehr in der Welt; ist's halt nichts!

Mein Zimmer ist gegenwärtig ein Backofen zu nennen; läßt die Hitze nicht nach, so verlasse ich es.

Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsere jetzige Poesie ist ihrem innersten Wesen nach eine lyrische; alles Andere ist ein Gerede

[1] Bei Wien.

[2] Seitdem Wieland so schrieb, anstatt „dolce non far niente," fehlen alle andern Deutschen es ihm glücklich nach.

von außen her, wenn auch Zuhörer genug sich einfinden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unserer Zeit? Schwebt sie nicht, wie ein Gespenst, mit bloßem Scheinleib über unsere Bretter? Wen es freut, der mag seine laterna magica immerhin anzünden! Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben. Halms neuestes Stück hat nur so viel Wirksames, als es Lyrisches hat.

Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie!

Wenn ich mich noch auf irgend was freuen kann, so ist's auf unser Wiedersehen.

Grüße den lieben Kindern. Niembsch.

Wie Niendorf S. 59 erwähnt, wurde damals „Königin Hedwig von Polen" als Stoff für ein Trauerspiel ins Auge gefaßt, aber bald bei Seite gelegt.

Uebrigens habe Niembsch öfter davon gesprochen, wie er sich in spätern Jahren, wenn die Seele aufgehört habe zu blühen, in philosophische Arbeiten zu concentriren gedächte und vielleicht für das Alter geschichtliche Werke vorbehalten wollte. Er seufzte damals einmal: „Unsere Zeit ist nichts für Poesie, nur Politik gilt. Was bin ich? Ich bin ein Stein, der auf einer öden Heide liegt."

Stuttgart, den 16. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Ich danke Ihnen für den kleinen und liebenswürdigen Brummer; hör' ich doch aus dem zänkischen Geräusch den wohlklingenden Sinn heraus, daß Ihnen meine Briefe werth sind. Reisen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre besten Heilkräfte für Ihr theures Leben aufbieten. Es ist noch niemand von innigeren Wünschen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen sind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Oeffnen Sie Ihr Ohr den Aerzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben den wohlthätigen Einflüssen des Himmels und der Erde. Amen, Amen, liebe, herrliche, seltene Frau!

Ich lebe hier ein sehr stilles, eintöniges Leben. Meine Geschäfte,

mit deren Abſchluß ich bei Cotta zufrieden ſeyn kann, indem mir der Großmüthige ſogar freiwillig mehr anbot, als ich verlangt hatte, rücken zwar nicht ſehr raſch, aber ſtetig weiter. In drei bis vier Wochen hoffe ich damit fertig zu ſeyn. Hinſichtlich meiner weitern Reiſeplane wird Max wohl Recht behalten, daß ſolche nicht weit über Stuttgart hinaus reichen dürften. Mit der Geſundheit geht es, der großen Hitze ungeachtet, bis jetzt ganz gut.

Zur Neuigkeit melde ich Ihnen die bevorſtehende Verheirathung der Gräfin Marie an Herrn v. Taubenheim. Er hat ſieben Jahre um ſie gedient.

Sagen Sie Max, es wäre ſchön, wenn ich ſeine myſtiſchen Worte von einem baldigen Wiederſehen recht verſtanden hätte, und ich mit ihm eine Rundreiſe zu meinen Freunden in Schwaben thun könnte. Sein Brieflein aber, sine die et consule, sine „Salve!“ und „Vale!“ war ſo kurz und dunkel, daß ich mich auch irren könnte. Leben Sie wohl, liebe Sophie, auf ein glückliches Wiederſehen! Grüße an die Ihrigen. Ihr Niembſch.

Niembſch an Mayer.

Stuttgart, Juni 1842.

Geliebter Freund!

Ich kann meine eben unter der Preſſe befindlichen Albigenſer, an denen ich hier und dort noch immer ein wenig zu feilen finde, und meine Gedanken jetzt ganz kleben habe, nicht verlaſſen, auch nicht auf einen Tag, ſo lieb es mir wäre, Uhland mit Dir zu beſuchen. Doch dieß geb' ich darum für ein ſpäteres mal nicht auf. Bringe dem theuren Manne meine herzlichſten Grüße. Vor meiner Abreiſe aus Württemberg ſeh' ich ihn gewiß. Schurz küßt Dich brüderlich. Dein Niembſch.

Grüße an Deine Lieben.

Niembſch und Mayer waren übrigens (laut des Letzteren Buch S. 182) ſchon am 7. Juni 1842 im Garten des Neuſtädter Bades beiſammen, wo ſie mit den Hartmann'ſchen bei einem Mittagsmahle die ſilberne Hochzeit

Reinbecks mit seiner zweiten Gattin Emilie feierten, der das gleiche Fest früher mit seiner ersten Gattin auch schon begangen hatte.

Es war ein Zeichen gutmüthigen Humors, daß Niembsch späterhin bei Ueberreichung eines eleganten Exemplars seiner Albigenser zu Mayer sagte: „Dir hab' ich das Buch einbinden lassen, weil Du so viele Kinder hast."

Niembsch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 28. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen muß ich Sie in Karlsbad begrüßen und bitten um eine gewissenhafte genaue Erfüllung Ihres Versprechens, sich die Kur recht angelegen seyn zu lassen. Sie sind ja unter Anderem auch eine gute Wirthin, und sollen daher schon aus ökonomischen Gründen dahin trachten, daß die Badekosten nicht vergeblich aufgewendet werden. Ich setze, wie Sie sehen, Alles in Bewegung, und rücke gegen Ihre bekannte Sorglosigkeit (in Beziehung auf Ihre Gesundheit) selbst mit solchen Gründen zu Felde, die mir sonst nicht leicht in den Sinn kommen.

Mit dem Arbeiten geht es so einigermaßen. Die Albigenser nehmen noch immer hier und dort meine Feile in Anspruch; doch ist außerdem noch einiges Andere entstanden. In drei Wochen hoffe ich hier fertig zu seyn; dann besuch' ich noch Uhland und Kerner, und dann — hier liegt ein Schleier auch für mich selbst. So weit ich aber den Lauf der Welt und den meinigen kenne, glaube ich sagen zu können, daß hinter dem Schleier was Himmlisches steckt.

Münch hat hier wohlgefallen. — Ich spiele täglich auf meiner Alten, und es geht mit meinem Spiele auch immer etwas vorwärts. Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuosen Namens Keller besucht, und keck genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzufiedeln. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn und er brach aus in die Exclamation: Herr Jesus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten! Wie viel Ton! Ja, etwas Großartiges! — Das freut mich mehr, als wenn meine Albigenser gefallen.

— Dermaleinſt werd' ich doch noch ein Beethoven'ſches Quartett gut ſpielen, etwa in einem Jahre.

Otto Prechtler iſt hier mit dem Componiſten Füchs aus Wien. Die Oeſterreicher Poeten kommen gerne nach Stuttgart, weil ſie ſeit meinem Erfolge glauben, daß hier die Lorbeern für ſie wachſen.

Von meinen Albigenſern werden Sie freilich auch ein Exemplar bekommen, denn ich bin es ja gewohnt, mich Ihnen mit allen meinen Arten und Unarten zu geben. Auf einer mittleren Stufe der Achtung und Neigung gibt man ſich in gewählter Toilette des Körpers und der Seele; auf der höchſten aber in jedem Aufzuge. Grüßen Sie mir die liebe Roſalie und Ihre Kinder. Ihr Niembſch.

Stuttgart, 6. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ich bin in dieſem Augenblick nicht im Stande, Ihnen auf Ihren letzten Brief zu antworten, wie ich es gerne möchte. Meine Geſchäfte umſummen mich wie ein Mückenſchwarm. Mit den Albigenſern geht es nun raſch vorwärts.

Ich habe noch Vieles daran zu beſſern gefunden; erſt wenn es Ernſt wird und meine Worte in die Welt hinaus müſſen, pfleg' ich ſie ſcharf und ganz genau zu muſtern, wobei mir dießmal vieles auffſtieß, was anders werden mußte.

Ihr theurer Brief iſt mir in meine gegenwärtige Lebensdürre wie ein ſüßer Frühlingsregen hereingekommen und hat mich wahrhaft erquickt und mehr als das.

Meine Reiſepläne werde ich nächſtens eröffnen.

Meine Briefe ſollen Ihnen nicht zum Maße meines Herzens dienen. Ein Blatt, und vielleicht das ſchlechteſte aus einem ganzen immergrünen Walde, iſt ein jeder Brief, den Sie von mir erhalten; auch der beſte und willkommenſte iſt nicht mehr.

Ich lebe hier einſam, obgleich Wangenheim und ſeine Tochter im Hauſe ſind. — Faſt den ganzen Tag bin ich arbeitend auf meinem Zimmer, ſelbſt die Geige wird verkürzt. Ich ſchreibe Ihnen noch in dieſer

Woche mit mehr Ruhe. Gott lasse Ihnen Karlsbad gedeihen! Das ist mein Wunsch vor jedem andern. — Leben Sie wohl, liebes Sopherl! Ihr Niembsch.

Niembsch an Ferdinand Wolf in Wien.

Stuttgart, 11. Juli 1842.

Verehrtester Freund!

Ich erlaube mir, Ihnen den Ueberbringer dieser Zeilen, Herrn Dr. Scherer aus Stuttgart, als einen talentvollen Literaten, der zu seinen historischen Arbeiten unsere Hofbibliothek zu benützen wünscht, auf das Angelegentlichste zu empfehlen.

Münch ist hier gewesen und hat um so günstigere Eindrücke zurückgelassen, als alle die irrigen Vorstellungen von diplomatischer Gemessenheit und aristokratischer Vornehmigkeit, mit welchen man seiner persönlichen Bekanntschaft entgegengesehen hatte, in seinem offenen und biederen Wesen eine angenehme Widerlegung fanden.

Ich lebe hier in häuslich freundschaftlicher Einfriedigung still und arbeitsam meine Tage hinunter, nur zuweilen von Hitze, Druckfehlern und einer Gattung großer, schwarzer siestastörender Fliegen geplagt, die mich wie fliegende Baßgeigen umlärmen, und mir schier wie Nachkommen jener summenden Schwärmer auf den provenzalischen Schlachtfeldern erscheinen. Wenn nur nicht von dorther mir auch noch Horniſſe kommen! — Das Buch ist beinahe fertig. Der nächste Winter wird, wie ich hoffe, uns wieder in traulichen Abendstunden beisammen finden; die vergangenen sind mir unvergeßlich.

Grüßen Sie mir gefälligst unsern edlen Freund Karajan recht herzlich und behalten Sie mein Andenken, wie das Ihrige als ein theures und lebendiges in meiner Seele besteht.

Ueber meine weitern Reisen habe ich noch nichts beschlossen. Ihr treuer Freund und Verehrer Niembsch.

Niembsch an Sophie in Karlsbad.

Stuttgart, 13. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ihre verdrießlichen Zeilen habe ich gestern erhalten, und sie wurden von mir, da ich mich in der nämlichen Stimmung befinde, als liebe Verwandte ans Herz gedrückt. Ach, liebe Sophie, was soll ich Ihnen denn von meinen Lebensverhältnissen erzählen? Ich besuche fast niemand als etwa Schwab und Pfizer; ich erlebe kaum etwas. Außer meinen altgewohnten freundlichen Hausgenossen gesellten sich seit einigen Tagen noch Wangenheim und seine Tochter, eine Hofdame der Herzogin von Coburg, zu meinem Umgang. Wangenheim ist sehr gesprächig und mittheilend, seine Tochter ein artiges gutes Mädchen. Er hat mir von Rückert erzählt und von dessen dramatischen Arbeiten, auch suchte er mich selbst zu solchen Productionen zu überreden. Ich aber war die ganze Zeit her ausschließend und höchst eifrig mit meinen Albigensern beschäftigt, von denen ich bereits die letzte Revision auf meinem Tische habe. Da die einzelnen Gesänge dieser Dichtung in langen Zwischenräumen und in den verschiedensten Stimmungen entstanden sind, so blieb manches darin unvollständig, abgerissen, unklar, und erst als ich die gedruckte Correctur vor Augen hatte, stieß ich auf die größten Uebelstände, und ich mußte mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis ein oder zwei in der Nacht arbeiten, um sehr disparate Dinge in einen Zusammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muß, gleichsam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns gesagt, mir steht ein ziemliches Maß von Kunst zu Gebote; meine Abänderungen sind gutgeheilte Beinbrüche. — Trotz der afrikanischen Hitze blieb ich doch so gesund, daß ich bei meiner Arbeit energisch fortmachen konnte. Paris schlag' ich in den Wind, Rügen in den Wind. Im August sehen wir uns wieder. Ich habe auch zählen gelernt. Brauchen Sie das Bad redlich, thun Sie es, liebe Sophie! Morgen besuch' ich Uhland in Tübingen, dann Kerner, Alexander und Karl Mayer. Ich werde ziemlich gleichzeitig mit Ihnen in Wien eintreffen. Grüßen Sie mir Ihre Mutter, Rosalie und die Kinder schönstens, und seyen Sie allerschönstens gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, 23. Juli 1842.

Herzgeliebter Bruder!

Reinbeck las mir neulich in Gegenwart des ganzen Hauses und des Ministers v. Wangenheim zu meiner nicht geringen theils Prostitution, theils Freude, Deinen Brief vor, in welchem Du den lieben alten Freund mir als Exekution auf den Hals schickst. Die guten Nachrichten von Dir und den Deinigen fielen wie ein wohlthätiger Regen auf mein dürres und verstocktes Herz; es begann ordentlich darin zu keimen, zu sprossen und zu singen, doch leider noch immer nicht für des Kaltenbrunner Album. Grüße mir denselben schönstens und stelle ihm vor, daß ich mirs ein für allemal zur Norm gemacht habe, mit poetischen Kleinigkeiten nicht mehr in Almanachen aufzutreten und die Kritiker darüber zu provociren. Die Recensenten, wie sie so sind, haben ihre Herzensfreude daran, wenn sie einmal Anlaß finden, ihr Messerlein gegen mich zu wetzen, wenn ich ihnen ein paar wehrlose Liedlein preisgebe; um so mehr ist dieß der Fall, als Almanache gewöhnlich gerade den armseligsten unter den armseligen sogenannten Kritikern zur Beurtheilung zugewiesen werden. Ich habe immer gehofft, es würde mir Stimmung zu einem größeren Alpengedicht kommen, das ich dann gerne ins Album geliefert hätte; doch meine Albigenser haben meine ganze Kraft und Besinnung für sich vindicirt, um ihnen noch die letzte Rundung zu geben, deren sie nach der Gelegenheit des Stoffes und meines Talentes fähig waren. Entschuldige mich, wie Du irgend kannst.

Grüße mir die liebste Tertschi sammt den Kindern auf das Absonderlichalleronkelhafteste. Dir aber zu Deiner nahen guten Aussicht meinen herzlichsten Glückwunsch! Du hast sie redlich verdient. [1]

Vale, fave! In vierzehn Tagen sind die Albigenser fertig. Jacta est alea.

Dein Dich umarmender Bruder Niembsch.

Reinbecks grüßen herzlich und bezeugen ihre Mitfreude an der Besserung der lieben Lori.

[1] In eben der Stunde, als ich diesen Brief erhielt, den 18. Juli 1842 um 11 Uhr, gelangte auch meine Ernennung zum Vice-Hofbuchhalter im Münz- und Bergwesen vom Kaiser herunter.

Niembsch an Sophie.

Weinsberg, den 5. August 1842.

Cotta ist von Stuttgart abgereist und hinterließ mir einen Brief, worin er mich beschwor, seine Zurückkunft abzuwarten, indem er noch Vieles mit mir zu besprechen habe. Das hat mich bisher festgehalten. Morgen kommt Cotta zurück, dann reise ich nach Wien. Ihr letzter Brief war mürrisch und verleidete mir alles Schreiben. Es ist auch nichts an dieser Brieffudelei! Lebt wohl! Niembsch.

Hier sey Einiges aus Emma Niendorfs Buch S. 103—149 eingereiht:

Kerner schrieb an dieselbe am 12. Juni 1842 schon: „Niembsch ist ein prosaischer Gesell, daß er in Stuttgart sitzen bleiben kann, und ich halte auf seine Poesie nichts mehr. Sag' es ihm!"

Emilie meldete am 10. Juli an Emma, welche bereits Anfangs Juli zu Kerner gereiset war: „Die Albigenser werden im Laufe dieser Woche die Presse verlassen. Sie haben ihren Dichter bis jetzt so ausschließlich und anhaltend beschäftigt, daß er sonst zu nichts kam, am wenigsten zum Briefschreiben. Kerner soll es ihm verzeihen, ich hab' ihn oft genug gemahnt, nun wird er aber gewiß bald kommen."

Am 16. Juli fuhr Niembsch nach Tübingen zu Uhland, der ihn dringend eingeladen hatte, da er eine große Reise nach dem Norden antreten wollte.

Am 20. Juli Abends endlich kam Niembsch zu Kerner. Dieser hatte schon Morgens erzählt, daß er, was ihm selten geschieht, von Feuer geträumt, und dieß bedeutet in der Symbolik des innern Dichters — Vergnügen. Wie sie so dasaßen, Aug' in Auge, Justinus zu Lenau gebeugt, das war eine Freude zu schauen. „Er ist die Ananas," sagte Kerner. „Das Sanfte und die Wildheit in seinem Gesichte, wie die Ananas!"

Nach Tische sprach man vom Rauchen. „Ich vermöchte keine Zeile zu schreiben ohne meine Pfeife im Munde, erklärte Niembsch. Nur beim Rauchen kommen die Gedanken; es concentrirt. Man glaubt nicht, wie viel gerade auf innerliche Naturen, die sich ins Seelenleben vertiefen, Aeußerlichkeiten Einfluß haben, weit mehr als bei den Durch-

schnittsmenschen. Wenn ich meiner Kappe einen andern Ruck gebe, wenn ich meine Cigarre frisch anzünde, so wirkt das gleich auf mich und gibt mir einen ganz andern Ideengang. Man glaubt nicht, wie man von äußeren Dingen abhängt, und immer mit Gewinn: es erfrischt."

Gelegentlich erwähnte er ein Gedicht, das er einmal gemacht: „Der Teufel an einen Aristokraten," und sagte ein paar kräftige Verse davon her, hinzufügend: „Dieser Aristokratismus, das ist die eingefleischte Borniertheit. Auch in einem tieferen Sinne, speculativ philosophisch: „Die Menschennatur vermochte nicht den Gedanken ihrer Größe zu fassen und stellte also als Erweiterung des Menschen, als Vervielfältigung, den Adel hin; als höchste Idee den Fürsten, weil sie sich nicht so hoch, nicht zur eignen Bestimmung, nicht zu Gott aufschwingen konnte."

Nach solchen Tischgesprächen gingen sie noch hinaus in die warme, feuchte Nacht. Wie sie so den engen Hohlweg durch die Reben nach der Burg hinschritten, sah Kerner Niembsch an, der bleich im Dunkel schimmerte: „Dein Gesicht glänzt wie Moses."

Am 21. Juli verbrachte man den Nachmittag und einen Theil vom Abend wieder auf der Burg bei den Aeolsharfen. Niembsch stimmte sie vorher lange und mit Geduld; gleich einer Mutter mit ihrem Kinde ging er damit um; und nachher — seine Augen verklärten sich vor Rührung bei ihren Tönen. Er lächelte dankbar, nickte mit dem Haupte.

Noch niemals hatte er diese Harfen so schön gehört. Er, Kerner und Emma saßen stumm da; es war wie ein Gottesdienst oben. Einmal sagte Lenau: „das gäbe ein Requiem."

Abends setzte sich unten Lenau in den Lehnstuhl bei der Ofenecke und hub an gar ungewohnt traulich zu plaudern: „Wien ist mir sehr lieb und bequem, wie ein ausgetretenes Stiefel. Die Philisterei an einem kleinen Orte halt' ich nicht aus. Sie ist gewiß dem Dichter noch verderblicher wie die Despotie. Diese reizt ihn auf, jene mergelt ihn aus.

Ich habe etwas Pudelhaftes in meiner Natur; wen ich einmal liebe, zu dem treibt mich's immer wieder; den muß ich immer wieder sehen — das ist die stärkste Fessel! Das hab' ich gefunden; über alle Natur, über alle Kunst geht Menschenwort, das warme, lebendige — und Menschenherz!

Daher begreif' ich auch den Weltumſegler nicht, der Jahre lang von den Seinen fortleben kann. Bei den Aeolsharfen, da ergriff michs ſo, da glaubt' ich an ein Wiederſehen."

Später ſprach er: „Die Albigenſer ſind das Kühnſte, das Großartigſte, was ich gemacht habe. Es ſind Fresken."

Am 22. Juli um 10 Uhr Morgens holte die Equipage von Baron H. Niembſch, Kerner, Rickele und Emma nach E. ab. Als dort von ländlichem Aufenthalte die Rede war, äußerte Niembſch: „Nichts Landleben für den Dichter! Er bedarf Reibungen, Conflikte!"

Darnach: „Ein Talent iſt ein Glück. Man ſollte nur lernen laſſen, wozu der Trieb treibt. Unſere eklektiſche Bildung taugt nichts. Von Allem ein Biſſen, und wenn man fortgeht, iſt der Magen verdorben und öde."

Auch: „Es iſt etwas Herrliches, Kinder zu unterrichten. Vorigen Sommer in Iſchl war es meine liebſte Erholung, einem kleinen Knaben lateiniſchen Unterricht zu geben. Wo Kinder ſind, machen ſie's eben lebendig, und wenn ſie die größten Dummheiten ſagten."

Später wurde der ſtattlich gewölbte Schloßkeller, ſo reich gefüllt mit Schätzen der Nachbarhöhen, zu Ehren der Gäſte illuminirt. Wie hübſch phantaſtiſch war es da unten! Man pilgerte von Faß zu Faß, koſtete von jedem. Niembſch war ganz vergnügt.

Vom Keller ging es durch Hof und Garten in den Pavillon, aus dem man die Ruine von Burg Löwenſtein überſchaut, zu deren Füßen am einſamen Hange der Friedhof ſich hinſchmiegt, wo die Seherin von Prevorſt ſchläft unter ihrem goldglitzernden Male. Oben im Kabinet ſchrieb Niembſch in das Album der Dame, welche ihm die Feder in die Hand gegeben hatte:

„Auf ſolchem Gang durch einen reichen Keller,
Da ſchlägt der Puls des Herzens tiefer, ſchneller.
Auf ſolchem Gang durch einen grünen Garten,
Da wetzt das Leben aus die alten Scharten."

Abends daheim folgte Lenau's Auge der mit Bewirthung beſchäftigten Tochter des Hauſes, Emma. „Die ſchlanke Geſtalt der lieblichen Braut!" ſagte er. „Ich ſeh' eine Braut ſo gern. Das iſt eine Zukunft. Ein ganzes Menſchenleben in der Knospe, zum Aufbrechen bereit. Und wenn man ſo ein Kind hat aufwachſen ſehen!" Nach einer Weile ſetzte er hinzu:

„Ich könnte auch Kinder haben, aber die, die ich geliebt, hab' ich nicht heirathen können."

Am 23. Juli Morgens verließ Niembsch Weinsberg. Kerner geleitete ihn nach Heilbronn. Abends war das kleine Schweizerhaus sehr voll, lauter Professoren von dort mit ihren Frauen, darunter auch David Strauß und seine Braut, Agnes Schebest. Kerner theilte mir (Schurz) im Jahre 1850 mit: „Als Niembsch den Savonarola schrieb, vermied er die Bekanntschaft Davids Strauß, Verfassers des Lebens Jesu, der in hiesiger Nähe (in Heilbronn) wohnte. Als er aber die Albigenser schrieb, wünschte er ihn kennen zu lernen; aber dann wollte ihn Strauß, durch den Savonarola empfindlich gemacht, nicht mehr kennen lernen, und so waren sie nicht zusammenzubringen."

Am 2. August klagte Emilie zu Stuttgart in einem Briefe an Emma in Weinsberg: „Niembsch ist seit seiner Rückkehr von Weinsberg immer unwohl; scheint sich in E. den Magen recht gründlich verdorben zu haben, und hat mir in den letzten Tagen ernstliche Sorgen gemacht. Heute geht es ihm zwar wieder etwas besser, doch traut er sich noch nicht zu reisen. Baron Cotta, der ihn gern noch sprechen wollte vor seiner Abreise und inzwischen immer abwesend war, kommt Samstag oder Sonntag (6. oder 7.) hier an, und so lange wird Niembsch noch in unserem Hause verweilen. Kerner schrieb gestern an Julie und äußerte sich in seinem Briefe sehr unzufrieden über eine Stelle in den Albigensern, die er offenbar nicht in ihrem ganzen Zusammenhange las, und sie deßhalb als eine individuelle Glaubensansicht von Niembsch annahm, da sie doch nur eine Albigenserische war, von Almerich von Bene aufgestellt. Wir wollten Niembsch den Brief nicht zeigen, und das Mißverständniß gar nicht zur Sprache bringen; allein er sah die befreundete Handschrift, griff ohne anzufragen darnach, las, und fühlte sich, wie ich voraus befürchtete, sehr verletzt dadurch, daß Kerner ihn so mißkennend unter die muthwilligen Zerstörer des Christenthums rechnet."

Nun litt es Niembsch nicht länger in Stuttgart. Als Emma am 4. August nach Sonnenuntergang in die Wohnstube Kerners trat, da

ſtand Niembſch. Ein Berliner Doktor begleitete ihn. Während er im Schweizerzimmer ſoupirte, ſaßen ſie um ihn her.

Er war von der beſten Laune. „Ich kenne einen Dichter in Wien," ſagte er; „wenn ich den frage: „Was machen die Muſen?" ſo antwortet er immer: „Ich lieg' ihnen nicht am Buſen!"

Man kam auf Uhland zu reden und auf ſein neues Buch über das mittelalterliche Volkslied, aus dem er neulich Lenau in Tübingen vorlas, zu deſſen Bewunderung. „Uhland hat ſich ganz in Liebe hingegeben an das Mittelalter," ſprach er. „So ein Buch iſt für unſere Zeit ein Segen. Das klopft einmal wieder an der rechten Thüre, am Herzen. In einer Zeit, wo Alles Abſtraction, iſt dieß Beſchäftigen mit dem alten Volksliede viel werth. Es iſt wieder Naturboden. Es iſt das Schwerſte, Alles ſo umfaſſend und prächtig einfach hinzuſtellen, wie er; man ſieht dem Mittelalter bis ins Herz hinein. Und dieſe Spürkraft, die Uhland hat! Wie der Indianer im Graſe, weiß er die leiſeſte Spur zu finden."

Die Unterhaltung ſchlüpfte zu den Hegelianern über. „Es iſt etwas Großartiges in dieſer Negation," erklärte Niembſch. „Es iſt der Nord, der die Luft reinigt. Mir bleibt aber eine Philoſophie verdächtig, die für die Naturkunde nichts iſt, und auch nichts für die Poeſie, alſo nach gar keiner Seite etwas. Wenn ein Hegelianer eine Nachtigall im Gebüſche ſieht, die ihren Kropf aufbläht, dann hält er ſie für ein Paragraphenzeichen. Ich habe einen geiſtvollen Hegelianer geſprochen, welcher äußerte: „„Wenn man Alles weg thut, ſo bleibt in der Welt doch noch ein irrationeller Reſt, der nicht zu tilgen iſt.""

Lenau ſchlief wieder in dem Gartenhauſe, worin er auch früher das Gedicht „Zuflucht" mit dem Beginne:

„Armes Wild im Waldesgrunde"

gemacht, das im II. Bändchen S. 137 vorkommt, und mit dem genau ſo betitelten des I. Bändchens S. 215 nicht zu verwechſeln iſt. Urſprünglich war es „An einen jungen Freund" überſchrieben, und Theobald Kerner gewidmet, welcher damals noch Gymnaſiaſt war. Es ſollte dieſem gleichſam eine Mitgabe auf die Univerſität, in das bewegte Leben hinaus ſeyn, und zugleich eine Huldigung für die Hausfrau, ein Denkmal für zwei Mütter, für die von Lenau und für das Rickele."

Am 5. Auguſt las Kerner aus ſeines Jugendfreundes Joſeph Stoll Gedichten vor; unter andern auch ein Stilleben „Des Müllers Wiederkehr,“ mit Zeilen endend, welche Niembſch als Refrain aufgriff, der faſt durch den ganzen Tag nachtönte:

„Zweimal iſt kein Traum zu träumen,
Noch Gebrochnes ganz zu leimen.“

Man ſchlenderte auf die Burg. Die ganze Natur ſchmachtet vor Dürre. Das Laub fällt von den Aeſten. Lenau blieb vor einem der vertrockneten Gebüſche ſtehen, die ſich oben unter Trümmern ausbreiten. „Da ſeht,“ ſagte er, indem er die welken todten Blätter mit ſeinem Stocke berührte, daß ſie raſchelten, „da ſeht, und dann heißt es, die Natur ſey liebevoll und ſchonend! Nein, ſie iſt grauſam, ſie hat kein Mitleid. Die Natur iſt erbarmungslos!“ rief er mit einer kalten, vorwurfsvollen Schärfe, welche in die Seele ſchnitt. Es entſtand eine Pauſe der Troſtloſigkeit.

Bei Tiſche erfuhr der Berliner Neckerei, weil er Sympathie zeigte für einen entſprungenen und wieder gefangenen Räuber. „In dem Menſchen,“ äußerte Lenau, „ſtreiten ſich zwei Gefühle: das moraliſche und die Freude an Abenteuern, das poetiſche Intereſſe. So empfinde ich unwillkürlich immer nebenbei eine Regung von Bedauern, wenn ich höre, daß eine große Feuersbrunſt gelöſcht iſt.“

Es entſpann ſich mit dem Berliner ein Streit über Preußen und den Süden von Deutſchland. Jener behauptete, der Geiſt gehe von dort aus, wogegen die Anderen einwandten, daß man gerade aus unſern Gegenden die Hauptelemente ſolcher Macht, die Intelligenzen, die Talente berufen. „Norddeutſchland, das von uns empfängt, iſt die Frau, Süddeutſchland der Mann,“ ſagte Niembſch. „Die Buchbindersfrau aus Balingen, mit der wir geſtern reisten,“ ſetzte er hinzu, gegen ſeinen Gefährten gewendet, „die ſo eine Liebe zur Poeſie ſchlicht und einfach darlegte (ſie recitirte uns unter Anderem „Eginhart und Emma“ von Laugbein), und die Frau v. P. in Wien, die einen Salon macht und alle literariſchen Notabilitäten einladet, an wahrer Liebe und wahrem Bedürfniſſe der Poeſie ſteht ſie der armen Buchbindersfrau nach. Berlin iſt die Frau v. P., und wir ſind die Buchbindersfrau. Schöpferiſches Intereſſe iſt in uns mehr. Der Oeſterreicher wirft in ſeinem Leichtſinne

etwas hin, in welchem dann doch der Berliner selbst wieder viel ideales Streben erkennen muß. Sie möchten eine Eierschale zum Luftballon aufblasen. Das geistige Interesse ist größer in Berlin; im Süden überwiegt die Production. Wir wollen den Berliner zu den Slaven rechnen. Das unterscheidet ihn, daß er immer eine arrière pensée behält. Der Germane schüttet sein Herz bis auf den letzten Neigetropfen aus." „Behalten Sie denn gar nichts mehr zurück?" fragte der preußische Doktor. Da machte Niembsch ein sehr schlaues Gesicht: „Ich komme hier nicht in Betracht; ich bin ein Magyare."

Kerner stand bald nachher auf, kehrte aber gleich aus seinem Schreibstüblein mit einem Papierstreifen zurück, auf welchem noch naß die Zeilen zu lesen:

Berlin und Wien.

Kein Körper kann bestehn mit einem Kopf allein,
Es leget Gott in ihn auch stets ein Herz hinein.
Dem deutschen Körper gab zum Kopfe Gott Berlin,
Als Herz doch legt' er Wien, das herzliche, in ihn.

Nach Tisch sagte Lenau sehr gemüthlich zu Justinus: „Man sollte Dir eine Anstellung geben, daß Du so herum reisen könntest oder treiben, was Du wolltest, z. B. ein Geisterconsul." Die Beiden waren so treu und zärtlich zusammen, daß es einem wohl that, wie eine schöne tiefe Melodie. Niembsch lehnte sein Haupt an Kerner. „Wer weiß," sprach jener, „was es für ein Schicksalstraum ist, daß ich noch einmal hab' zu Dir müssen! Ich kann nicht los von Dir. Er hat mich verhext." Jetzt war's, als wölbte sich ein farbenglänzender Friedensbogen über jenem Mißverständnisse. Justinus sagte voll Liebe zum Freunde: „Mein erstes Gedicht soll an Dich seyn, und an mein Glas von Dir![1] Er schnitt Niembsch, ohne daß der es merkte, mit einer großen Papierscheere ein Löckchen ab, und ging triumphirend heimlich damit fort.

In der Nacht spielte Kerner noch einen Abschied auf der Maultrommel, dann fuhren Alle davon.

[1] Wenige Tage darnach war es fertig. Es heißt: „Mein Krystallglas, an Nikolaus Lenau," und ist auch bei Niendorf S. 143 zu lesen. In der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847 steht es S. 322.

Die Mißlaune, welche aus Lenau's Briefe oben vom 5. Auguſt an Sophie grollt, verließ ihn auch auf dem Wege nach Wien nicht. Emilie ſchrieb an Emma am 27. Auguſt: „Niembſch kam auf ſeiner Heimreiſe in der übelſten Stimmung zu uns nach Heidenheim, blieb kaum einen Tag, und gerade den Morgen vor ſeinem Geburtstag, den wir ſo gern mit ihm gefeiert hätten (zugleich mit der Geneſung des geliebten Vaters), reiste er ab. Er war mißmuthig, ſchroff und kalt. Dennoch bat ich für ihn um Vergebung, ſuchte ihn möglichſt zu entſchuldigen, ſchrieb ihm aber doch offen und redlich über ſein Unrecht, und fand auch in dem Brief, den ich von ihm (in Stuttgart bei der Zurückkunft) antraf, ſein Eingeſtändniß deſſelben.

Indeß muß ich Dir geſtehen, meine theure Emma, daß mich oft eine wunderbare Scheu vor allen Berühmtheiten anwandelt, die ſo groß daſtehen vor der Welt. So iſt es gewiß aber nicht Stabilität, wenn mein Herz mehr an dem alten Niembſch, als an dem fortgeſchrittenen Lenau hängt, an dem urſprünglichen Quell ſeiner Poeſien, dem klaren gebirgshellen, mehr, als an dem namhaften Strom, in den ſchon ſo viel fremde Bäche eingemündet haben. Es iſt dieß Gleichniß auch weniger auf ſeine Dichtungen, als auf den Dichter ſelbſt zu beziehen, auf ſein Herz, das ſich immer mehr dem Alten ab- und Neuem zuwendet."

Niembſch an Emilie.

Wien, 21. November 1842.

Mein Miſchka[1] iſt fertig und freut ſich ſchon, Ihnen vorgeſtellt zu werden. Sein Wuchs iſt zu groß ausgefallen, als daß ich ihn in einem Briefe unterbringen könnte, daher ich mit der Mittheilung ſchon noch warten muß. Sein Umfang beträgt nämlich an 300 Verſe. Was mich an dieſer Dichtung freut, iſt, daß ſie ganz im Tone meiner ältern ungariſchen Lieder gehalten, jugendlich friſche Naturmittel, ungealterte und durch meine ſpekulativen Bocksſprünge ungeſchwächte Originalität an der Stirne trägt. Faſt noch mehr aber freut mich daran, daß mir die Veranlaſſung dazu durch eines Ihrer ſchönen Bilder geworden iſt.

[1] „Miſchka an der Maroſch."

Niembsch hatte sich dießmal in der großen Schulerstraße, 861, im zweiten Stock, im Durchhause aus der Grünangergasse in die Wollzeile, eingewohnt. Sein Aufenthalt durch den Winter von 1842 auf 1843 ist wieder eine kleine Wüste für uns. Seine von den herrlichsten Blumen umblühten frischen Quellen: seine Briefe — waren wieder versiegt. Es ist fast, als ob er immer eine Art Winterschlaf gemacht hätte. Er besuchte, wie sonst, wieder täglich Neuner, Sophiens Haus und manchmal das ihrer Eltern, und uns in der Vorstadt, dieß aber nur selten, denn er war schon äußerst bequem geworden; das Theater nie, aber öfters Concerte. Uebrigens wurde er immer mürrischer und leutscheuer. Von Begebenheiten sind zwei zu melden: der nach mehrjährigem und unsäglichem Leiden am 26. September 1842 erfolgte Tod unsers väterlichen Freundes Schleifer, der, nur die martervollsten Stunden ausgenommen, doch immer heiter geblieben war. Hier ist der Ort nicht zu einem längeren Nachrufe, den dieser charakterstarke und talentvolle Mann so sehr verdiente. Er mußte sich mühsam durchs Leben fechten und in Dörfern einsam verkümmern. Unter gnädigeren Gestirnen schritte er nicht so weit hinter Lenau, sondern dicht am jüngern Bruder einher, der ihn warm liebte und tief verehrte.

Das zweite Ereigniß war das Jubelfest des berühmten Erzherzogs Karl, Anfangs April 1843. Es vollendete sich das fünfzigste Jahr, seitdem dieser als junger Held das höchste aller kriegerischen Ehrenzeichen, das Maria-Theresienkreuz, auf dem Schlachtfelde erworben. An jenem Tage hielt Kaiser Ferdinand eine glänzende Heerschau in Wien, wobei er das nämliche Maria-Theresien-Großkreuz seinem ruhmwürdigen Oheim Karl anheftete, welches voreinst der unvergeßliche Kaiser Joseph, der Ordensstifterin Sohn, von der eignen Brust genommen und hierauf, ausnahmsweise mit Brillanten überdeckt, dem Eroberer Belgrads, dem Heldengreise Laudon, überreicht hatte.

Zur Verherrlichung jenes Ereignisses veranstaltete auch die Gesellschaft der Wiener Freunde der Tonkunst einen großen Tonwettkampf, der durch ein dichterisches auf den Gefeierten Bezug nehmendes Vorwort eröffnet werden sollte.

Das Weitere erzähle Niembsch selbst durch Emma Niendorf (S. 154): „Niembsch zeigte mir die goldene Medaille, welche er vom Erzherzog Karl

für den Jubiläumsprolog empfing, und die kaum sechs Individuen oder vielmehr gekrönte Häupter erhielten.[1] Sie kam gerade vor der Abreise, ja man bedeutete dem Dichter, diese um eine halbe Stunde zu verschieben, weil noch etwas für ihn anlangen sollte: ein Handschreiben, des Inhalts: daß nur die schnelle Abreise den Erzherzog verhindere, wie er gewünscht hätte, Lenau persönlich das Erinnerungszeichen zu übergeben.

Dieser Prolog, sagte Lenau, ist sehr schnell entstanden. Ich wollte ihn lange nicht übernehmen, weil ich in keiner poetischen Stimmung war. Aber man drängte so und da gab ich nach. Die Idee, mit diesem Concert eine Feier für den Erzherzog zu verbinden, kam erst ganz spät einem der Unternehmer. Ich hatte kaum drei Tage, weil der Schauspieler, der die Dichtung sprach, doch auch noch damit bekannt seyn mußte. Zuerst ging ich, um mich zu inspiriren, auf die Bibliothek und ließ mir die Kriegsberichte aufschlagen, das Aktenmäßige. Zunächst über die Schlacht von Aspern. Das war alles ganz einfach und kurz. Es ergriff mich gleich und ich erkannte, daß diese Schlacht als Hauptmoment dastand. Dann ging ich nach Haus und fing gleich an und war im Zug; in drei Tagen war ich fertig. Dann gingen die Katzbalgereien mit der Censur los. Der Prolog mußte der Censurbehörde übergeben werden. Der Fürst Metternich ließ sich denselben vortragen; er gefiel ihm; nur Eine Stelle war ihm verdächtig: da, wo der Kränkungen Erwähnung geschieht, welche der Erzherzog dulden mußte. Mit einem ganz feinen diplomatischen Bleistift unterstrich mir der Fürst diese Stelle und schickte Jemand zu mir, ich möchte ihm den Gefallen thun und das ändern, worauf ich erwiederte: da diese Stelle meine Gesinnung enthalte, so könne ich sie so wenig streichen und ändern, wie meine Gesinnung. Jetzt ging der Prolog an die Censurbehörde zurück. Die ließen nun die Stelle; bloß Ein Wort darin hatte mir der betreffende Beamte — M.... heißt er — gestrichen mit einer groben Bauernfeder, und statt „bösen Tropfen" „Schmerzenstropfen" darüber geschrieben, worauf ich ihm auf noch derbere Weise sagen ließ:

[1] Erzherzog Karl selbst; dann König Karl Johann XIV. von Schweden; Herzog von Wellington; Ludwig Anton von Bourbon, Graf von Marne; Wilhelm I. König von Württemberg; Wilhelm II. König der Niederlande; Leopold I. König der Belgier; und Karl Albert, König von Sardinien; zusammen acht.

er solle mir meinen Blumengarten nicht beschmutzen. Dann fuhr ich zu ihm. „Das kann sich der Dichter nicht gefallen lassen," sagte ich zu ihm, worauf er entgegnete: „„Ja, es war mir gleich nicht recht, wie ichs hinschrieb."" Er bestand nun auf einer Aenderung, ich blieb aber dabei: „Wenn ich ein Wort ändern soll, so wird der ganze Prolog nicht gesprochen." Ich wußte wohl, daß ich ihnen Trotz bieten durfte, weil denn doch auch der Erzherzog im Hintergrund war, und so errang ich den Sieg über die Censur, der, wie die Verhältnisse dort sind, ein Ereigniß, und auch für die Andern errungen. Es ist unerhört, daß etwas so unverändert gesprochen werden durfte."

Der Wiener Tonkunstfreundeverein ernannte Niembsch unter anerkennendem Dank zum Ehrenmitgliede.

Das Aspernlied erschien zwar mit des Dichters Vorwissen sowohl in der Wiener Zeitschrift als auch in der Augsburger Allgemeinen Zeitung; aber Lenau nahm es niemals in seine Gedichtsammlung auf, daher erst sein Nachlaß es als ein ausgezeichnetes Werk wiedergab. Auch vom erhaltenen bedeutungsschweren Goldehrensolde sprach er nur gegen Vertraute. So übertrieben mied er auch schon nur den bloßen Schein von lohngierigger Schmeichelei und knechtischer Kriecherei und die Besorgniß, es könnte jenes Heldenlied vielleicht doch hie und da für ein von ihm verpöntes „Fürstenlied" gehalten werden. (S. Nachlaß: „Protest.")[1]

Er hatte seine Reise etwas verschoben, weil im Momente, als er fort wollte, die Milanollos nach Wien kamen, und diese wollte er noch hören. Er hörte sie zuerst in der Probe, wo sie nur vor fünf Personen spielten.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, den 29. April 1843.

Liebe Sophie!

Gestern Abend um neun Uhr bin ich nach einer vom übelsten Wetter chicanirten und nur von flüchtigen Mahlzeiten unterbrochenen Fahrt hier

[1] Von den Musikern sagte sogar einmal Niembsch (Niendorf S. 156): sie seyen wie die Hunde, die keinen Augenblick ohne Herren seyn könnten. Jede Linie, die sie schrieben, müßten sie Jemand dedicíren.

angekommen, und zwar, wie es scheint, ohne alle nachtheilige Wirkung auf meine Gesundheit. Nur die leidige Erschütterung durch schlechte Wagen auf schlechten Straßen spüre ich noch in allen Gliedern. An den lieben und verehrten Hofrath, Ihren Vater, werde ich schreiben, sobald ich gesammelt und kräftig genug bin, um der Fülle des freudigsten Dankes, die mein Herz bewegt, einigermaßen entsprechende Worte geben zu können. Wie es mir mit allen Empfindungen ergeht, daß sie mir immer lebhafter werden, je weiter ich mich in ihren Gehalt vertiefe, so geschah es auch dießmal, und bis zu einer peinlichen Höhe stieg während des Fahrens mein Unwille, daß ich mit allen Gefühlen der Freude und des Dankes immer weiter fort mußte, statt daß ich damit zu meinem wohlwollenden Freunde geeilt wäre, durch dessen unverkennbare Einwirkung mir eine so hohe Ehre zu Theil geworden.

Einige Tage werde ich in München bleiben, um alles genau zu besehen, was seit einer Reihe von Jahren den schönen Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zugewachsen ist; dann gehe ich nach Stuttgart, um dort mein papierenes Glück zu schmieden. Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten, liebe Sophie. Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald nach Stuttgart, wo ich am 2. Mai eintreffen werde. Grüße an Max und Kinder, Eltern, Geschwister und Schwäger. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 3. Mai 1843.

Liebe Sophie!

In Gesellschaft zweier Damen, welche von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein aus der Seitentasche des Eilwagens hervorzogen, und ohne Glas aus dem Kragen der Bouteille tranken, dann des Dr. Buddeus, mit welchem ich in München zufällig zusammengetroffen, bin ich gestern hier angekommen.

Mein erstes Geschäft, nachdem ich gestern noch zu Abend gegessen und auch Nachts ein wenig ausgeruht hatte, war heute, an Ihren Vater zu schreiben. Der Brief an ihn und der gegenwärtige an Sie, liebe Sophie, gehen heute Abends zugleich nach Wien ab.

Wir haben hier im Hause und in der Familie mehrere Kranke. Die arme Julie liegt seit vierzehn Tagen an Gicht krank und ohne Regungsfähigkeit ihrer Glieder; der alte, gute Hartmann leidet an einem bedenklichen Brustleiden; das älteste Stiefkind der Weisser'schen ist dem Tode nahe, und der alte Bediente Hartmanns, der ehrliche, alte Karl, stirbt wahrscheinlich heute noch. Mariette mit ihren Kindern ist auch hier, was mir um so angenehmer ist, als der Anblick aufblühender Jugend inmitten des Verfallenden und Sterbenden ein wohlthuender und entschädigender ist.

Das Wetter ist seit zwei Tagen sehr schön und wird hoffentlich in dieser erwünschten Eigenschaft noch eine Weile andauern. Morgen beginne ich meine Erkundigungen, Verständigungen und Betreibungen bei der Cotta'schen Buchhandlung. Seyen Sie so gütig, Jemand in die Gerold'sche Buchhandlung zu schicken, und das letzte Heft der „Nibelungen," welches von der Cotta'schen Buchhandlung an die Gerold'sche für mich nach Wien gesendet worden, abholen zu lassen und mir bis zu meiner Zurückkunft aufzubewahren. Herr Schirmer bei Gerold weiß um die Sache und hat das Heft zur Beförderung an mich in Händen. Wenn das Wetter mich nicht daran hindert, so denke ich nach dem Schwarzwald aufzubrechen, etwa gegen Ende dieses Monats.

Dingelstedt ist hier vom König als Privatsekretär, Bibliothekar, Vorleser der Prinzessinnen und Gesellschafter der Majestät angestellt worden. Gratulire.

Leben Sie wohl, theure Sophie, mit Freund Max und allen Eurigen, herzlichst gegrüßt von Ihrem Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 11. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Daß Ihr Brief auf einem bäuerischen Tische geschrieben worden, ist ihm nicht anzusehen, wohl aber, daß er bei seiner Entstehung vom Frühlingshauch durchlüftet wurde, denn er ist sehr freundlich, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Gerührt hat mich, was Sie mir von Ihrem lieben Vater schreiben,

wie eifrig er sich bemüht habe, mir das schöne, goldene Stück Ehre noch vor meiner Abreise zukommen zu lassen. Ich habe bereits vor acht Tagen an den edlen und wohlwollenden Freund geschrieben. Sie werden indessen meinen Prolog auch in der „Allgemeinen Zeitung" gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde hab' ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die „Wiener Zeitschrift" schien mir nicht wichtig und solenn genug, und mir war es darum zu thun, daß die Welt selbst sehe, wie ich einen Fürsten besinge.

Ich glaube übrigens, daß eben die Keuschheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeist gefiel. Hier in Stuttgart ist man allgemein erfreut, sowohl über das Gedicht, als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seiten des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer sich mit großer Freude darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken.

Ueber meine Geschäfte kann ich Ihnen Bestimmtes noch nicht mittheilen, weil Cotta's Leute mit dem Resultate der Messe erst von Leipzig zurückerwartet werden. Uebrigens glaubt Cotta selbst an die Nothwendigkeit einer zweiten Auflage der Albigenser, wie auch meiner Gedichte.

Der alte Bediente ist bereits begraben und der fünfzehnjährige Stiefsohn der Lotte wird morgen begraben werden. Julie liegt noch immer mit regungslosen Füßen im Bette. Hartmann hustet; Emilie ebenfalls. Das Wetter ist seit drei Tagen sehr schlecht.

Die Reiseplane werden sich auf ein bescheidenes Maß zusammenziehen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Leb' wohl, Max, Kinder, und Alle gegrüßt! Ihr Niembsch.

Stuttgart, den 17. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Ungestörte Gesundheit und eine mir sehr angenehme Zurückgezogenheit gewisser zeittödterischer Bekanntschaften gewähren mir Kraft und Muße vollauf zu anhaltenden Arbeiten; ich bitte Sie also, theure Sophie, alle Besorgnisse in dieser Hinsicht einzustellen. Bereits hab' ich mich in ein Studium,

wie ein Bulldog in seinen Fang, verbissen, und ich gedenke Sie mit den Ergebnissen desselben seiner Zeit zu überraschen. Von meiner Reise her bin ich jetzt gewohnt, täglich früh aufzustehen, und ich will diese heilsame Angewöhnung nicht so bald wieder ablegen. Ich arbeite täglich acht bis zehn Stunden mit großer Intensivität und Leichtigkeit. Ein Spaziergang im Schloßgarten, wo ein Heer von Nachtigallen gegen meinen alten Mißmuth mit klingendem Spiel loszieht, pflegt mich des Abends zu erfrischen; nur ist leider das Wetter so veränderlich und häufig schlecht, daß darüber abermals ein gutes Stück Frühling ungenossen verloren geht. — Mit Cotta hab' ich für's Erste über eine neue Auflage meiner Gedichte in zwei Oktavbänden vertragsmäßig abgeschlossen. Zweitausend Gulden Rheinisch sind als Honorar bedungen. Binnen vierzehn Tagen werden Cotta's Abgesandte von der Leipziger Messe mit den Resultaten betrefflich meiner übrigen Schriften zurückkehren. Sehr wahrscheinlich wird zur Herbstmesse auch von den Albigensern eine neue Auflage veranstaltet werden, und wenn, wie es scheint, auch meine Gedichte im Taschenformat zur Neige gehen, auch von diesen. Dieses muß ich noch hier abwarten; sodann aber werde ich, ohne mich um die Correcturen persönlich zu bekümmern, Stuttgart verlassen. Weitere Beschlüsse sind noch nicht gefaßt. Meine gute Geige vermisse ich allerdings schwer; doch ich vermisse ja noch viel Größeres, und das stoische: Disce carere! werd' ich mir schon mein Lebenlang vorsagen müssen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und geben Sie Ihrem Bruder Karl, der vielleicht schon in Wien ist, den beigeschlossenen Zettel. Die Antwort an meinen lieben Trutsch steht auf der Rückseite dieses Blattes.

Lebt Alle wohl! Niembsch.

Niembsch an seinen lieben Trutsch.

Stuttgart, 17. Mai 1843.

Mein lieber Arthur!

Ich danke Dir herzlich für Deinen schöngeschriebenen Brief und gebe Dir die Versicherung, daß Du mir, so klein Du auch noch bist, einer meiner liebsten Correspondenten bist. Auf meiner Reise ist es mir bis

auf das schlechte Wetter gut ergangen. Neulich habe ich beim kleinen Zöppritz sehr schöne Bleisoldaten gesehen, an welchen besonders die Pferde ausgezeichnet waren. Ich werde Dir eine Schachtel davon mitbringen. Grüße mir Deinen lieben Vater schönstens und sag' ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde; auch den Ernst und die Zoe sollst Du von mir grüßen. Fürchte Dich nicht im Dunkeln, sonst mußt Du Dich Dein ganzes Leben fürchten, denn das ganze Leben ist etwas dunkel. Das soll Dir Deine Mutter erklären.

Ich küsse Dich. Dein Freund Niembsch.

Stuttgart, 24. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Das üble Wetter, das uns hier fortwährend ärgert, und uns den Frühling so zu sagen unterschlagen hat, scheint auch bei Euch sein Unwesen zu treiben, und wenn es dort nicht besser geht als hier, so dürfte der grüne Ofen in Ihrem Zimmer wohl noch lange Ihnen das angenehmste Grün bleiben, woran Sie sich zu erfreuen haben. Meine Absichten auf Rippoldsau sind durch besagtes Wetter sehr zweifelhaft geworden. Man sagt mir allgemein, die Thäler des Schwarzwaldes seyen nur bei anhaltend schönem Wetter genießbar; bei üblem dagegen rauh und gichtbringend. Meine Geschäfte konnten mittlerweile um nichts vorrücken, weil die Leipziger Daten noch nicht da sind. Cotta ist übrigens gegen mich von einer weit über die gewöhnlichen Schranken hinausreichenden Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit.

Heute habe ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätzle mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in ächtester Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe, denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein literarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Wäre er doch bei seinem Horatio geblieben. Das Pfarramt ist doch ein zu beschäftigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute nach Tisch an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne

Bergeshöhen eröffnet, machte ich ihm die ſchalkhafte Bemerkung: „Gelt, Alter; Jeſus Chriſtus gewährt uns eine ſchöne Ausſicht?“ worauf er allerdings mit Würde erwiederte: „„Wenn es nur dieſe Ausſicht wäre, die er mir gibt, ſo wäre ich nicht da.““ — Das war gut; aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Meine Studien mit obligatem Frühaufſtehen werden lebhaft fortgetrieben, und ich danke meiner Natur, daß ſie mir, je älter ich werde, je mehr Kraft und Luſt zu anhaltendem Arbeiten gibt. Das hilft über manche Kluft des Lebens hinweg; Schlafen und Arbeiten ſind die beſten Springſtöcke, an denen wir fort- und hinübergleiten.

Nun feiert Ihr bald die Hochzeit der lieben Johanna, und Strichel, der Glückliche, hat nun bald ſein erſehntes Glück eingeſtrichen. Wohl ihnen beiden!

Grüßen Sie mir den lieben Vater herzlich, wenn er wieder kommt; auch Freund Karl und die übrigen Alle!

In meinem nächſten Briefe kann ich Ihnen hoffentlich ſchon den Tag meiner Abreiſe von hier angeben. Hat Max den Orden noch nicht erhalten?

Ich ſehne mich nach Bergluft und nach ſtillerer Einſamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte. Leben Sie wohl, theure Sophie! Leb' wohl, lieber Max! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 31. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Die trübe Stimmung, in der Sie Ihren letzten Brief geſchrieben haben, wird hoffentlich nunmehr eben ſo von ſelbſt vergangen ſeyn, wie ſie Ihnen gekommen war; daher will ich denn auch nicht meine Waffen gegen die bereits flüchtig gewordene gebrauchen, ſondern eine heitere an Ihnen begrüßen, und ſie bitten, daß ſie bleibe und Ihren Briefen eine freundlichere Miene mittheile. In zwei bis drei Tagen wird ſich über den weiteren Gang meiner Angelegenheiten Alles entſchieden haben. Die Leipziger Sendlinge kommen wahrſcheinlich morgen zurück, und ich will dann nicht ſäumen, mit Cotta ins Klare zu kommen.

Bei Reinbecks iſt wieder mehr Sicherheit des Daſeyns. Neulich kränkelte zwar der gute alte Hartmann wieder; doch es war nur vorübergehend und er blieb noch in unſerer Mitte. Indeſſen iſt er ſchon ſo ſchwach geworden, daß ich ihm nie mehr gute Nacht ſagen kann, ohne an die letzte zu denken. Nach Weinsberg werd' ich dießmal nicht reiſen. — Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembſch.

Stuttgart, 8. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Noch immer hab' ich die erwartete Auskunft von der Cotta'ſchen Buchhandlung nicht erhalten; dieſelbe wird erſt in einigen Tagen von Leipzig aus brieflich ertheilt werden. O, wie bin ich dieſes Harrens und Anliegens müde! Schaffen ſollte das einzige Geſchäft eines Dichters ſeyn; wir ſind zu hart und gemein gehalten auf Erden. Meine Laune, von deren Vortrefflichkeit Sie mehr wiſſen, als ich ſelbſt, iſt gerade gut genug, um mich bei fleißigem Arbeiten zu erhalten. Ich möchte mich gerne zu Tode arbeiten, wie der Seidenwurm, von welchem Goethe's Taſſo beneidend ſagt:

Verbiete du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt!
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
O gäb' ein guter Gott uns auch . . . .

Wir haben heut hier ſeit langer Zeit den erſten ſchönen Tag. Regen, Kälte, von ſeltenen flüchtigen Sonnenblicken unterbrochen, ſcheinen das Um und Auf dieſes ſchlechten Frühlings zu ſeyn, und ich kann bei ſolchen Ausſichten mich immer noch nicht entſchließen, nach Rippoldsau zu gehen, das bei ſchlechtem Wetter gar zu düſter, naß und kalt ſeyn ſoll.

Von Freuden hab' ich Ihnen wenig zu melden. Ein paarmal Beethoven und einige ſchöne Stunden im Schloßgarten waren ſo ziemlich meine beſten Genüſſe. Von Einladungen hin ich gemieden, weil ich jede verbeten habe. Graf Alexander ſoll in dieſen Tagen zurückkommen.

Ihr Vater hat mir einen Brief geſchrieben, einen ſehr wohlwollenden,

schöngesinnten, herzerfreuenden. Sein darin ausgesprochener Wunsch soll nicht ohne Wirkung bleiben. — Den Neuvermählten wünsche ich nicht Glück, denn das Glück betäubt und verwirrt, und ruft auch nur allzugern sein Gegentheil hervor; aber ich wünsche, daß Ihnen das Leben gerecht seyn möge, und Ihnen überall mit derjenigen Freundlichkeit begegne, deren sie beide würdig sind.

Wenn Freund Fritz[1] noch in Wien ist, so sagen Sie ihm einen guten Gruß von mir. Arthur soll mir auch wieder einmal schreiben. Ich sehe seine kindlichen Schriftzüge gerne, und freue mich, daß er meiner gedenkt. Wie hält sich denn Ernst? — Auch Zoe, das liebe Kind, werde nicht vergessen.

Wenn Rosalie nach Karlsbad reist, so wird sie dort Paul Pfizer sehen können, einen der edelsten gedankenreichsten deutschen Männer. Leider sind auch ihm von dem Ausglühen gediegener metallblanker Gedanken die Schlacken im Unterleibe sitzen geblieben.

Malen Sie mir wieder ein Blümlein auf den Brief. Warum ist das abgekommen? Doch lassen Sie es immerhin, wenn Sie es nicht gerne thun. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ich grüße Max und Ihrer Eltern Haus herzlich. Niembsch.

Niembsch an Sophie.

München, 18. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Seit gestern bin ich hier, um meine verschiedenartigen Angelegenheiten ins Reine zu bringen. Es wurde mir in Stuttgart ein Urgens vom österreichischen Judicium delegatum militare mixtum zugestellt, daß ich binnen vierzehn Tagen mich zu erklären habe, ob ich die mir zugedachten Erbansprüche auf die noch vorliegende Obligation aus der Verlassenschaft meiner Großmutter agnosciren wolle oder nicht. Der Schuldschein[2] ist, wie Sie sich vielleicht erinnern, von K. ausgestellt und bei dessen Insolvenz völlig werthlos; gleichwohl müßte ich im Agnoscirungs-

[1] Sophiens jüngerer Bruder.

[2] Ueber 4300 fl. C.M.

falle 351 Gulden C. M. Aerarialgebühren bezahlen, worauf es eigentlich gemünzt scheint. Da jedoch bei der Sache auch meine Schwester Magdalena betheiligt ist, und meine Erklärung in Einverständlichkeit mit der letzteren abgegeben werden soll, so dürfte die Beendigung dieses lästigen Geschäftes noch einige Schwierigkeiten verursachen und wohl gar meine Gegenwart in Wien erfordern. Schurz ist bereits durch mich von Allem unterrichtet; ich erwarte in diesen Tagen seine Nachrichten.

Ich bin unterdessen nach München gegangen, theils um die brieflichen Mittheilungen zu beschleunigen, theils um, wenn ich nach Wien reisen müßte, schon ein Stück unterwegs zu seyn. Hoffentlich wird Alles durch eine Vollmacht an Schurz abzumachen seyn.

Meine Verlagsnotizen sind noch immer nicht eingelaufen. Die Correcturen meiner Gedichte werden mir indessen hieher nachgesendet, und ich benütze meinen hiesigen Aufenthalt zum Studium der hiesigen Kunstsammlung mit Hülfe einer vortrefflichen Geschichte der Malerei. Seit zwölf Tagen habe ich keinen Brief von Ihnen; was ist die Ursache? Schreiben Sie doch bald, und zwar nach München poste restante.

Ueber meine nächste Zukunft kann ich unter den gegenwärtigen Umständen natürlich nichts entscheiden. Eine neue Auflage der Albigenser könnte mich vielleicht, wenn die Wiener Angelegenheiten abgethan sind, veranlassen, jedoch nur auf kurze Zeit, noch einmal nach Stuttgart zu gehen.

Ich bin verstimmt, so lange ohne Nachricht von Euch zu seyn. Wozu haben Sie denn schreiben gelernt, wenn Sie Ihrem besten Freunde nicht schreiben wollen? Grüße an Alle. Niembsch.

Ebenfalls.

München, 23. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Ich küsse Ihnen Ihre kunstreiche und freundliche Hand für die schöne rothe Thürsteherin Ihres letzten Briefes, die herzinnige Blume, so wie für den ganzen liebenswürdigen, geistreichen, witzigen Inhalt des Schreibens.

Noch sitze ich in München, auf Briefe wartend. Schurz hat mir in

Betreff der dummen Angelegenheit noch nicht geantwortet, auch die Buchhandlung mir die verlangte Auskunft noch immer nicht zukommen laſſen. Unterdeſſen ſtudire ich hier die Pinakothek und treibe meine andern Arbeiten ebenfalls fort. Das Wetter iſt über allen Ausdruck elend und niederträchtig. Der erſte Band meiner Gedichte iſt bis auf zwei Bogen fertig korrigirt. Mit den letzten zwei Bogen verlaſſe ich München, das mir um ſo unangenehmer wird, da die Leute bereits anfangen, mich einzuladen, und ich nächſtens einer großen Geſellſchaft als Futter für die Neugierde vorgereicht werden ſoll. Ich aber empfehle mich gehorſamſt.

Mit Paul Pfizer, der bereits abgereist ſeyn muß, habe ich aus eigenem Kupplerinſtinkt geſprochen. Ich ſagte, er werde in Karlsbad diejenige ſehen können, für die ich ihn zum Freier beſtimmt hätte; was er ſehr freundlich lächelnd und mit der Frage aufnahm, wie ſie denn hieße? Ich ſagte den Namen der Holden, und ich bin überzeugt, er wird ihn behalten, und die Dame wenigſtens auskundſchaften.

Der nächſte Brief wird Ihnen hoffentlich endlich alle Ihre Fragen beantworten können. Bis jetzt weiß ich ſelbſt noch nichts von meinem nächſten Beginnen. Ihr lieber Vater äußerte in ſeinem freundlichen Briefe an mich den Wunſch: Ich möchte meine weitergreifenden Ideen über den gefeierten Helden, die ich ihm in brieflicher Proſa mitgetheilt hatte, in poetiſcher Form ausführen. Grüßen Sie Ernſt ſchönſtens, ſo wie auch Zoe und Arthur. Vielleicht ſehen wir uns bald wieder. Die lehrreichſten und nützlichſten Beſchäftigungen können mich doch nicht vergeſſen machen, was ich durch meine Entfernung von Wien entbehren muß. Sie haben recht, mich auf die Flüchtigkeit der Zeit zu verweiſen. Wenige Menſchen kennen mich, noch wenigere lieben mich und ſind von mir geliebt, ſterblich ſind wir Alle, und freilich ſollten die Gleichgeſinnten ſich ehrlich und ungeſtört in ihre gemeinſame Spanne Zeit theilen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Mit herzlichen Grüßen an Max, an welchen ein Brief bereits geſchrieben iſt, aber einiger fehlender Zuſätze wegen erſt demnächſt abgehen ſoll. Adreſſiren Sie den nächſten Brief nach Stuttgart. Niembſch.

C. A. Schlönbach in Coburg sandte mir gefälligst am 22. September 1850 folgenden Beitrag zur Biographie Lenau's:

„Es war Ende Juni 1843, als ich mit sorglichen Empfehlungen von Freiligrath und Kinkel nach Stuttgart reiste, ein junger, überschwänglicher Poet, dem das liebe Schwabenland mit seinen herrlichen Dichtern die schwellendste Hoffnung gegeben hatte, dort Förderung, ein Asyl und — Verleger zu finden. Ich fand aber und — wie ich später erkannte — verdiente auch höchstens nur freundlich persönliche Theilnahme, ersprießliche Belehrung und liebevolle Thätigkeit für den Augenblick. Besonders wurde mir das alles von Lenau (dem mich der edle Gustav Schwab empfohlen hatte), und zwar mit einer Art und Weise, die mir es an innerem Werthe noch bedeutend erhöhte. In freundlicher Weise ladete er mich auf den 28. Juni zu sich ein in das Haus des Herrn Hofraths v. Reinbeck. Ich gebe hier die Worte wieder, die ich einige Wochen später in der deutschen Chronik in: „Reiseeindrücke eines fahrenden Poeten" über die persönliche Erscheinung des wunderbaren Dichters aussprach. „„Lenau, das tiefe, glühende Gemüth, das sich immer mächtiger emporschwingt (Savonarola, Albigenser), ein kleiner, aber breitgesetzter Mann, mit schon grau werdendem schwarzem Haar und Schnurrbart. Seine Züge sind tief gefurcht, als wenn glühende Leidenschaften und herbe Schmerzen darin gehaust hätten; eingefallen, braun, werden sie von einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt sich mächtig über das sonderbare oft unheimliche Blitzen seiner großen schwarzen Augen. Sein Benehmen war (wenn auch auf die Dauer Zutrauen erweckend, und durchaus den edlen Biedermann, das weiche warme Dichtergemüth verrathend) unruhig, oft scharf fixirend. Den weiten Hausrock dann und wann krampfhaft um die Glieder schlagend, rannte er hastig aus einer Zimmerecke in die andere. Es mahnte mich an den Tiger im Käfig, wenn er an den Eisenstangen auf- und niederfährt.""

Mit wahrhaft tragischem Schmerz trat später diese ganze Scene und ihre Schilderung, die nun gleichsam prophetisch geworden war, mir vor die Seele. Gewiß zuckten damals schon dann und wann die Blitze der später hereinbrechenden grausenhaften Vernichtung durch sein Wesen.

Höchst eigenthümlich war es mir, daß der edle Dichter fast ganz

dieſelben Worte über meine Lieder ſagte, die Kinkel mir ſchon früher geſagt hatte. „„Dieſe Lieder kommen mir vor, wie reine, ſchöne Kinderformen. Mit Rührung ahnet, fühlt man, daß ſie ſich zu wirklicher Schönheit heranbilden können; aber es ſind doch eben nur noch Kinderformen, es iſt keine Feſtigkeit, keine Elaſticität darin.““

Ich weiß mir durchaus kein Begegnen zu erinnern, was mich mit ſo dämoniſcher und rührender Gewalt erfaßt, als dieſes mit Lenau.“

Niembſch an Sophie in Döbling bei Wien.

(Ohne Ort- und Tagangabe. Etwa: Stuttgart, den 3. Juli 1843.)

Obſchon von Zahnſchmerzen gequält, ſchreib' ich Ihnen heute wieder; denn es müſſen ſeit meinem letzten Briefe aus München wohl über acht Tage verfloſſen ſeyn. Endlich weiß ich, woran ich bin, und hoffe meine Heimreiſe noch im Laufe dieſes Monats antreten zu können. Wenigſtens will ich, wenn mein verwünſchter Zahn mich nicht daran verhindert, an meinem Geburtstage bei ſehr lieben Freunden in Döbling zu Mittag eſſen. Die Pauſen, welche Sie zwiſchen dem einen und andern Briefe eintreten laſſen, ſcheinen ſich mit meiner Abweſenheit zu verlängern, und da meine eigene Schreibluſt nicht groß genug iſt, um bei einer ſolchen Erwiederung lange aushalten zu können, ſo könnte eine längere Entfernung meinerſeits bald eine wechſelſeitige Todtenſtille zur Folge haben.

Leben Sie wohl! der Zahn ſchmerzt hölliſch! Grüße an Max. Niembſch.

Ebenfalls.

Stuttgart, 6. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Schön iſt die Roſe Ihres Briefes, und ſchön ſind die freundlichen Worte, die er bringt. Dank für Beides! Gerne möchte ich Ihnen mit einem hübſchen Liede danken, doch die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muß ſie ſchon auf meinem heimiſchen Boden Oeſterreichs aufſuchen,

wo ich einſt meine erſten gefunden. In der nächſten Woche werde ich Stuttgart verlaſſen, etwa den 10. dieſes Monats. Zum 13. Auguſt will ich, wie geſagt, in Döbling ſpeiſen. Mein böſer Zahn hat ſich wieder beruhigt und wird hoffentlich, auch ohne Ausriß, des Schmerzes ein Ende ſeyn. Vorgeſtern erhielt ich einen Brief von einer anonymen Dame aus Rheinpreußen, die meine Albigenſer geleſen hat, und mit mir in briefliche Erörterungen religiös-philoſophiſcher Streitfragen zu treten wünſcht. Der Brief enthält viel von Bildung und Geiſt, aber auch des Ueberhirnigen und Verworrenen nicht wenig. Das iſt eine indiscrete Perſon. Ich ſoll als Dichter einer verkappten Neugierigen ohne weiters meine geheimſte Werkſtätte öffnen und mir jede Falte des Herzens und Hirnes beſchnüffeln laſſen! Wie dumm! Den merkwürdigen Brief werde ich Ihnen übrigens mitbringen.[1]

Vorbeck iſt hier und beſucht mich fleißig.[2] Auch ein junger Jude nimmt gegenwärtig meine Theilnahme in Anſpruch. Bernhard Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, gründlicher Gelehrter der jüdiſchen und chriſtlichen Theologie, macht eine Reiſe durch ganz Deutſchland in der großen Abſicht, das Judenthum überall von innen heraus zu reformiren und daſſelbe ſittlich und intellektuell, ja ſogar auch bürgerlich, der übrigen Menſchheit gleichzuſtellen. Er beſitzt eine eminente Beredſamkeit und hat in der That einen Eifer und Nachdruck in ſeinen Reden, als wäre er von prophetiſchem Eifer ergriffen.

Leben Sie wohl, theure Sophie! Schreiben Sie mir das Nächſte nach Salzburg poste restante; aber, ich bitte, ſogleich, damit ich dort einen Brief von Ihnen als ſchönſten Gruß meiner Heimath vorfinde. Ihr Niembſch.

Niembſch an Schurz.

Stuttgart, 11. Juli 1843.

Geliebter Bruder!

Empfange meinen herzlichſten Dank für Deine nicht geringen Bemühungen in der leidigen Erbſchaftsangelegenheit und namentlich für die

[1] Derſelbe iſt nicht vorfindig.

[2] Geſandter des Großherzogs von Baden.

brüderliche Bereitwilligkeit, mit welcher Du, der ohnehin so vielfach Geplagte, Dich derselben unterzogen hast. Im Anschlusse erhältst Du meine Erklärung an das Judicium delegatum militare mixtum mit einer Bitte, dieselbe mit der nöthigen äußern Aufschrift zu versehen und gefälligst einzureichen.

Deine Nachrichten von unsern Weidlingern haben mich wahrhaft bekümmert, doch hoffe ich, daß unterdessen der Fuß meiner vielgeliebten Resi sich gebessert hat, daß Pepi seine Physiksprüfung ehrenvoll bestanden hat, und daß Resi wie Kathi, das Töchterlein, auch wieder hergestellt sind. Ich komme in der ersten Hälfte Augusts nach Wien und werde nicht versäumen, den Fürsten Schwarzenberg[1] angelegentlichst um seine Verwendung beim Erzbischof von Salzburg zu bitten, damit Toni die Kutte bekommt.

Hinsichtlich der Herausgabe Deiner poetisirten alten Sinnsprüche kann ich Dir bis jetzt kein erfreuliches Resultat mittheilen. Vielleicht ergibt sich noch in der Folge eine bessere Aussicht dafür. Diejenigen, denen ich Proben aus Deinen Heften mitgetheilt, fanden dieselben an Stoff und Form viel zu sehr abweichend vom Geschmacke unserer Tage, als daß ein günstiger Erfolg davon zu erwarten stünde. Doch, wie gesagt, kommt Zeit, kommt Rath und vielleicht auch That.

Lebe wohl, geliebter Freund! Ich freue mich auf unser Wiedersehen und auf unsre dieses Jahr vielleicht ausführbare Gebirgsreise in den Tagen Deiner Staubferien. Dein bis in den Tod getreuer Bruder Niembsch.

Umarme mir meine arme liebe Schwester und Deine Kinder sammt Haus und Hof und jedem Weinstocke, den Gott segne! Reinbecks grüßen schönstens. Mayer hab' ich noch nicht gesehen. Er ist als Gerichtsassessor nach Tübingen transferirt und sehr vergnügt darüber.

Nach dem Verkaufe unseres Hauses zu Kirling im Jahre 1840 hatten wir uns in derselben schönen Gebirgsgegend, aber eine Stunde näher gegen Wien, zu Weidling bei Klosterneuburg, ein artiges, ganz kleines, in einem Weingarten, dem lieblichsten aller Friedhöfe gegenüber stehendes

[1] Friedrich Schwarzenberg, den Schriftsteller.

Häuschen gekauft, worin nun immer Frau und Kinder überſommerten. Meine jüngſte Tochter Kathi iſt ein Erſatz für meine verlorne älteſte gleichen Namens. Mein älteſter Sohn Anton wollte damals, zwanzigjährig, gern Mönch werden; aber es fand ſich nicht ſogleich Gelegenheit dazu, und nun iſt er Officier.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 17. Juli 1843.

Wie ſehr ein Poet an ſinnlichen Zeichen hängt, das ſehe ich an der Freude, die mir Ihre Blümlein bringen. Da iſt gleich der erſte Eindruck des Schreibens ein ſo freundlicher, daß ſich mir jeder Buchſtabe in eine Blume verwandelt und ich den Brief durchwandle wie einen ſchönen, nur leider immer zu kleinen Garten, voll Blüthen des Geiſtes und Herzens meiner theuren Freundin.

Der noch nicht beendigten Correctur wegen mußte ich meine Abreiſe hier verſchieben. Ich konnte mich nicht entſchließen, meine Gedichte der Gefahr häßlicher Verunſtaltungen preiszugeben. Da die Oktavausgabe meiner Gedichte bereits gänzlich vergriffen iſt, hat es mit dem Wiederabdruck Eile, daher ich mir die Correctur eben ſo wenig nachſenden laſſen konnte, als ſie der Buchhandlung allein überlaſſen. Ich mußte alſo nolens volens einen Theil der ſchönen Jahreszeit in Stuttgarts Mauern verſitzen. Im Laufe dieſer Woche — heute iſt Montag — wird das leidige Geſchäft beendigt ſeyn, und reiſe ich ſogleich meiner Wege.

Bis auf den bekannten Krampf im Schlunde[1] bin ich ziemlich geſund.

Neulich hat mich Graf Alexander beſucht in Geſellſchaft ſeiner Frau Gemahlin. In meinem Zimmer war ein Rauch zum Erſticken; doch die Gräfin behielt die ruhigſte Haltung, die freundlichſte Faſſung; ſie hüſtelte nicht einmal.

Man kann eigentlich in Stuttgart viel weniger allein ſeyn, als in unſerem geräuſchvollen Wien. In Stuttgart, dem Neſte, hör' ich nur zwitſchern und pipen, doch ſtört mich dieß mehr und iſt mir läſtiger als

[1] Noch von der Halsentzündung zu Weihnachten 1825 her.

das lärmende Toben einer großen Stadt; denn ein solches nähert sich in seiner tumultuarischen Verworrenheit dem wilden Geräusche der Natur.

Der kleine Rabbiner aus Polen, Birkenthal, besucht mich oft und unterhält mich mit seinen reformatorischen Planen zuweilen nicht übel. Doch fehlt es seinen Tendenzen an einer festen philosophischen Grundlage. Ein hitziges Verfolgen der Details mit Außerachtlassung der Hauptpunkte der Diskussion läßt seinen Verstand mir oft wie einen Hühnerhund erscheinen, der, nicht richtig dressirt, in seinem übelverstandenen Eifer Spatzen steht statt Hühner und Hasen. Höchst merkwürdig bleibt mir der Mann indessen immer durch die ideale Haltung seiner ganzen Thätigkeit und die rastlose Aufopferung an fernliegende, wohl unerreichbare Reformen der Judenschaft.

Meine guten, getreuen Hartmanns, Reinbecks müssen mir diese schrecklich öde Kleinresidenz, oder vielmehr Kleinlichkeitsresidenz, erträglich machen; sie thun auch Alles dafür, was Liebe und Sorgfalt vermögen. Schon wieder ist ein norddeutscher Gelehrter hier, C. M., der mir bevorsteht. Meine plötzliche Abreise von München hat dort bei den Literatoren ein mißvergnügtes Murren zurückgelassen. Schon war eine große Gesellschaft vorbereitet, mich zu ehren, als ich davonfuhr. „Laßt's mich aus!" Ich bitte nur um ein bischen Privatleben. Weil die Deutschen kein politisches öffentliches Leben haben, machen sie ihr Privatleben zu einer Carricatur des öffentlichen. Grüße an Max und Alle. Ihr Niembsch.

Ebenfalls.

Stuttgart, den 25. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Welch ein ärgerlicher Mißgriff, daß ich Sie bat, mir Ihre Briefe nach Salzburg zu adressiren, und nun so lange in Stuttgart bleiben mußte ohne alle Nachricht von Ihnen. Morgen endlich, nachdem ich Alles hier abgefertigt habe, werde ich meine Heimreise antreten. Nach Salzburg reise ich ohne Aufenthalt, und dann über Ischl, nach einem lang entbehrten Blicke in die Gebirgswelt, nach Wien.

Das Wetter ist hier fortwährend äußerst veränderlich und oft so rauh,

daß es z. B. heute geſchneit hat. Und das nennen die Leute die „Hundstage!“ Ja wohl! — Für meinen lieben Trutſchi hab' ich eine Schachtel Bleiſoldaten gekauft, eine Franzoſen-Preußenſchlacht, hübſche Pferde und Leute. Ernſt und Zoe und Liebmutter Sophie bekommen auch etwas, aber ich ſage nicht was.

Daß ich mich auf unſer Wiederſehen ſehr, ſehr freue, verſteht ſich von ſelbſt.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, herzlichſt gegrüßt, wie auch Max und die Kinder, von Ihrem Niembſch.

In Salzburg ein Weiteres.

Dieſes Weitere kam nicht.

Ueber das Verhalten Lenau's gegen ſeine Freunde in Schwaben zu dieſer Zeit gibt Emma Niendorfs Buch, S. 156—160, Winke.

Emilie ſchrieb am 3. Juli an Emma nach Weinsberg: „Unſere Einſamkeit wurde zwar durch die Rückkehr des Freundes etwas verſüßt, indeß kennſt Du ja ſeine Art, wie er ſich rar macht — da ſind wir doch ſehr viel, auch Abends, allein. — Graf Alexander war bei Niembſch und brachte, wie es ſcheint, Alles unter ihnen wieder ins alte Geleiſe. Niembſch iſt heute früh mit Herrn Dr. E... nach Serach gefahren, und wird wahrſcheinlich ſpät zurückkommen. Dieſer iſt immer noch ſtark am Brett.“

Ohne Zweifel iſt hier der Dr. Ehrenbaum gemeint, von dem Mayer, S. 185, erwähnt, er ſey damals in der Regel Niembſchens faſt täglicher Beſuch geweſen. Sodann am 11. Juli: „Könnt' ich nur auf einige Tage Niembſchens äußere Geſtalt borgen, wie wollt' ich zu Euch eilen, den guten Juſtinus zu verſöhnen, ihm wohlzuthun mit den lebendigen Worten der wärmſten Liebe und Theilnahme; aber ich bin nur ein armes Ding, dem keine Art von Zauberkraft zu Gebote ſteht, nicht einmal die der Ueberredung; da kann ich leider gar nichts machen. Ein Brief iſt indeſſen angefangen, der, wie ich hoffe, mit dieſem zugleich auf die Poſt kommt, doch kann ich auch nicht für ſein Fertigwerden ſtehen.“ Er ward es aber wieder nicht. Niembſch behauptete ja öfter: „er reiſe leichter von Wien nach Stuttgart, als daß er einen Brief ſchreibe.“

Emilie ſchloß: „Verzeihet nur dem wunderlichen Freunde die

Verſäumniſſe, mit welchen er Euch wehgethan hat. Gott weiß, wieviel ich ſelbſt von ſeinen Eigenheiten ſchon gelitten habe, und wie gern ich ihn hingebender für ſeine Freunde machen möchte; aber man muß oft ſehr lang an dieſes gepanzerte Herz klopfen, ehe er aufthut, und doch iſt es gut und edel."

Den 22. Juli: „Bei uns geht es fortwährend ganz leidlich; nun aber will Niembſch uns ernſtlich verlaſſen und da wird die Leere in unſerem Hauſe erſt recht fühlbar werden. Du kannſt Dir denken, wie ſchwer mir dieß wieder auf dem Herzen liegt; denn es iſt ja nicht die räumliche Trennung allein, die ich dann zu beklagen habe, das Aufhören aller näheren Beziehungen ſchmeckt eben gar zu bitter nach einem nähern Zuſammenleben, das doch wenigſtens ſeine traulichen Momente hatte. Und dann weißt Du ja, wie es meinem armen Herzen zum Bedürfniß geworden iſt, unſerm Freunde all die Liebe und Sorge zu widmen, die ich einem Kinde geſchenkt, wenn der Himmel mir nicht dieß Glück verſagt hätte."

Dieſe Blätter laſſen, wie Emma ſelbſt hinzufügt, errathen, daß der Freundſchaftshimmel ſich ſchon wieder, und zwar aber auch von gar allen Seiten, mit Wolken überzogen hatte. Emma's eigene kleine Klage beſtand darin, daß ihr von Niembſch das Verſprechen eines letzten Beſuches zum Lebewohl und der Zuſendung eines Abdruckes der Albigenſer nicht mehr erfüllt worden war. Niembſch hatte kürzlich in einem Briefe mit ſeiner ſchroffen Weiſe — wohl auch nur durch etwas egoiſtiſches Ausweichen auf Klagen Kerners, von welchem er, der Verſchloſſene, leichter ein einſames Verarbeiten des Schmerzes verlangen konnte — die lindere Amandusſeele verletzt, welche ſich früh den verwandten Suſo zum Lieblinge erkor. Bei Lenau — äußerte Juſtinus in dieſer Zeit — vernichtet die Philoſophie noch die Poeſie, wie einſt bei Uhland, wenigſtens für den Augenblick, Politik die Poeſie zerſtörte. Eine Vorherſagung, die ſich — nach Emma's Meinung — in einem gewiſſen Grade bewahrheitete, wo aber der Dichter gerade daran unterging, daß die Philoſophie nicht völlig Meiſter zu werden vermochte über die Poeſie, die Grundbedingung ſeines Daſeyns.

Mit Mayer, der ſchon im April 1843 ſeine Stelle in Waiblingen verlaſſen hatte und als Rath beim K. Gerichtshofe des Schwarzwaldkreiſes nach Tübingen gezogen war, kam, während deſſen Anweſenheit als

Kurgast zu Cannstadt, Niembsch nur einmal im Sommer bei einem Mittagessen im Frösner'schen Bade zusammen. Auch der Maler Louis Mayer war dabei. Alte Heiterkeit, alte Freundschaft beseelte ihre lebhaften Gespräche, und glücklicher als damals war Karl Mayer nie mehr mit dem Freunde gewesen (S. dessen Buch, S. 183).

Niembsch traf Anfangs August in Wien ein, brachte den Herbst bei seinem Freunde Max in Unterdöbling zu im kleinen Lange'schen Hause, und zog dann für den Winter zum Regierungsrath der Polizei-Hofstelle, Noe von Nordberg (Spitalplatz, 1100, Bürgerspital, Hof VII. Stiege XIV), wo seine Fenster im ersten Stocke in den Haushof zunächst dem Kärnthnerthortheater sahen.

Niembsch an Emilie.

Wien, 21. August 1843.

Herzlichen Dank für die Erinnerung an meinen Geburtstag.[1] Ich habe diesen Tag[2] bei meiner Schwester in Weidling zugebracht. Schurz und die Kinder waren alle zugegen. Natürlich wurde auch der lieben Freunde vielfach und innig gedacht. Schurz kredenzte mir eine tüchtige Flasche Weidlinger Wein, eigenen Gewächses, der mir vortrefflich schmeckte. Möchte mir der Rest meines Lebens eben so schmecken! Doch besorge ich, daß die Säure und Herbe immer vorwaltender werden, je tiefer ich auf die Neige meiner Tage hinabkomme. Wir waren bei dem ländlichen Mahle sehr vergnügt, und als ich mir zum Kaffee meine Cigarre anzünden wollte, brachte mir eine meiner Nichten die einzige vorräthige Wachskerze des Hauses, und diese war, wie ich sogleich an der auffallenden Länge und Dünne derselben erkannte, eine Todtenkerze, welche Schurz bei einem Leichenbegängnisse erhalten und getragen hatte. Das war nun freilich bloß ein harmloser Zufall, wirkte aber doch auf mich fast wie ein wehmüthiges Omen.

[1] Es war sein letzter gesunder in der Heimath.

[2] Sonntag.

So erhielt Niembsch eine Kirchenkerze, wie er sich deren drei Jahre früher (im Juli 1840) zu Aussee auf seinen Tisch, selbst aus der Kirche, hatte holen wollen, endlich unverlangt in Weidling zum Cigarrenanzünden. Das wehmüthige Omen ging dadurch wirklich treulich in Erfüllung, daß Niembsch sieben Jahre später, nur wenige Schritte von jenem ländlichen Festtische, in den kühlen Grund gebettet worden ist, gerade gegenüber dem Jünglinge — einem jungen Wiener Dichter Namens Theodor Motloch, dessen Vater eine sehr artige Besitzung in Weidling hatte, woselbst der Sohn verschied — bei dessen Bestattung zu Ende August 1842 ich die brennende Todtenkerze trug, woran, fast ein Jahr darauf wiederangezündet, Niembsch seinen todten Glimmstengel belebte.

Niembsch an Emilie.

Wien, 9. September 1843.

Mein gegenwärtiges, sehr eifriges Studium ist das alte Testament, wozu ich mich unaufhaltsam gedrungen fühle und selbst einen großen Theil der Nächte verwende.

Ebenfalls.

Wien, 20. September 1843.

Ein paar Stunden in der Einsamkeit des Waldes verlebt, sind für ein in die Waldgeheimnisse eingeweihtes Herz von unermeßlicher Wohlthätigkeit, wenn ihm in seine schmerzhaftesten, sonst für kein Heilmittel zugänglichen Stellen von unsichtbaren Händen ein heimlicher Balsam geträufelt wird. Auch ich habe in letzter Zeit solche Stunden zugebracht. Leider ist es schon wieder Herbst. Als ich neulich dem Rauschen der Blätter zuhorchte, wollt' es mich bedünken, als rausche der Wald im Herbste ganz anders, als im Frühling, viel rauher und härter. Die Blätter sind dann nicht mehr so weich und beweglich, wie jene des Frühlings, die Aeste starrer, die Lüfte schärfer. Ich wollte, wenn ich in einem Kerker lange gesessen, und in ewigem Dunkel dort jede Zeitrechnung verloren hätte, mit zugebundenen Augen plötzlich in einen Wald versetzt,

aus dem bloßen Rauſchen der Bäume erkennen, ob es Frühling wäre oder Herbſt.

Ich habe ſeit meiner Zurückkunft von Stuttgart ein Gartenzimmer in Döbling, in der Nähe der Stadt, bewohnt, und werde nach einigen Tagen mein Winterquartier beziehen, weiß aber noch nicht, in welcher Gegend der Stadt. — „Baldnin“ iſt nicht aufgegeben. Die Studien dazu ſind begonnen und werden fleißig betrieben.

Lenau hat damals ſeinen letzten und vielleicht auch ſchönſten Liederkranz geflochten: „Waldlieder.“ Berthold Auerbach berichtet darüber in ſeinem Aufſatze: „Der letzte Sommer Lenau's“ (Deutſches Muſeum, I. Jahrg., 1. Heft, S. 54): „Ich brauche kaum zu ſagen, daß ich auch meine Freude über ſo wunderbar Vollendetes nicht verhehlte, und als ich da einmal auf die erſt vor Kurzem gedichteten „Waldlieder“ hinwies, erzählte er mir, wie ſeltſam er dazu gekommen ſey. Seine Schweſter wohnte damals auf dem Lande, er ging nun faſt täglich hinaus, um ſie und die Kinder zu beſuchen, und „„faſt jedesmal““ — ſo erzählte er — verirrte ich mich im Walde, dann ſetzte ich mich unter einen Baum, und da flog mir bald dieſes, bald jenes Gedicht zu. Da ſind ſie nun.“ Niembſch ging damals einigemal von Döbling über das mit Waldung bedeckte Kahlengebirg, worin ſich der Unvertraute allerdings ſehr leicht verirren kann, nach Weidling zu ſeiner Schweſter. — Ein Theil der Waldlieder ſoll auch, nach Sophiens Angabe, in dem oberhalb Grinzing allerliebſt lauſchenden „Krapfenwaldl“ entſtanden ſeyn.

Eben als Lenau dieſen Waldbrief an die Freundin auf die Poſt trug — es dämmerte bereits — begegnete ihm (wie Emma auf S. 164 berichtet) ein Herr am Poſtgebäude, den er für einen Bekannten, einen Prinz Schwarzenberg, hielt.

Niembſch ging ihm nach und begrüßte ihn, da fand ſichs, daß er ein Fremder war. Jener entſchuldigte ſich, daß er ihn für einen Bekannten gehalten, dem er ſo ähnlich ſehe. „Gewiß für den Prinz Schwarzenberg; man hat mir das ſchon oft geſagt.“ Ein Wort gibt das andere, und als der Fremde, ein Herr v. Bayer, Gutsbeſitzer, Preuße, erfährt, daß er mit Niembſch ſpreche, äußert er die größte Freude, ihn kennen zu lernen, und bittet um eine Gunſt. Es ſey ihm eben ein Sohn geboren worden,

und den möge er, Lenau, aus der Taufe heben. Jener fleht so dringend, daß der Dichter wirklich zusagt, während der Andere in den stürmischen Erguß von Lob und Bewunderung, womit er sein Gesuch rechtfertigen will, immer wieder mitten hineinruft: „Aber halten Sie mich nur für keinen Narren!“ — Die Taufe ging glücklich von Statten; man war sehr heiter, und unter den Gästen befand sich auch jener Fürst Schwarzenberg, der unschuldig die ganze Pathengeschichte angestiftet.

Zu jener Zeit genoß Niembsch auch noch zu guter Letzt des Umganges seines Freundes Auersperg, da dieser erst Anfangs Oktober sich in seinen Thurm am Hart zurückzog.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 18. November 1843.

Mir geht es wieder einmal ganz schlecht, was die Stimmung meines Gemüthes betrifft. Ich habe neulich ein Wort im Homer gelesen, das meinen Seelenzustand treffend bezeichnet: *αμφιμελας*, das heißt: ringsum schwarz. Ja, um und um schwarz ist meine Seele, wenn mich der Hypochonder packt, und der packt mich diesen Winter öfter und fester als je.

Ein Dichter kann heutzutage nicht glücklich seyn, denn die Zeit will nichts von ihm. Ein Dichter aber, der überdieß kein Familienleben, ja nicht einmal eine gesicherte Existenz hat und körperlich zur Melancholie im höchsten Grade disponirt ist, wie ich — ein solcher hat Stunden, wo jenes homerische Beiwort auf seine Seele paßt.

Diese letzten paar Zeilen beleuchten wie ein Blitz das ganze nächtliche Geschick Lenau's, und zeigen uns den Weg, der ihn zum Abgrund leitet.

Gleichwohl genoß auch in diesem Winter Niembsch noch manche gar heitere und vergnügte Stunde durch den Umgang mit Wort- und Tondichtern. Unter den ersteren ist vorzüglich Lenau's würdiger Landsmann Karl Beck, zu nennen, von dem ich innig bedauern muß, noch nicht die mir freundlich in Aussicht gestellten anziehenden Beiträge, darunter auch Briefe von Lenau, erlangt zu haben, deren ich mich aber für die Zukunft noch froh getröste; sodann auch der angenehme Dichter Reland, oder auch

von Morajn (v. Löhner), den ich damals besonders häufig bei Niembsch traf in sehr beredsamer Abwicklung mannigfaltiger Stoffe; unter den Tonverständigen sind aber außer dem unglücklichen Becher, mit welchem Niembsch über Kunstfragen ebenfalls sehr viel verkehrte, insbesondere Dessauer, Joseph Fischhof und August Schmid zu erwähnen. Dessauers freundlich versprochene Beiträge entbehre ich noch immer schmerzlich; Fischhofs Andeutungen flocht' und flecht' ich gehörigenorts ein; Schmid aber theilte mir folgenden Auftritt mit:

„Es war an einem trüben Herbstabend, daß ich Lenau vom Neuner nach Hause begleitete. In sein Zimmer eingetreten, bat er mich, ihm einige ungarische Nationalmelodien vorzuspielen. Stumm lehnte sich Lenau in seinen Stuhl, den gesenkten Kopf auf die Hand gestützt, und horchte sinnend zu. Ich mochte wohl schon mehrere Lassan und Frißen[1] gespielt haben, und wollte eben die Geige aus der Hand legen, als Lenau aufstand, wortlos das Instrument ergriff und zu spielen begann. Ich werde diesen Moment nimmer vergessen. Auf den Stuhl hingesunken, horchte ich den magischen Tönen, die aus dem nächtlichen Dunkel (denn es war mittlerweile im Zimmer ganz finster geworden) herausklangen, so zauberhaft und dabei so wehmüthig und tiefergreifend. Ein prophetischer Geist war über den Spieler gekommen und belebte seinen Bogen. Sein eigenes Loos und das Schicksal seines Volkes, damals noch in der Zukunft tief verborgen, malte er in Tönen. Es war ein Bild, das die Seele mit unwiderstehlicher Gewalt erfaßte und das Herz mit schmerzlicher Rührung erfüllte. In jedem Tone lag der Ausdruck des Schmerzes, der bald in den wehmüthigen Klängen des Lassan, wie in stillem Jammer, fortweinte, bald wieder im raschen Frißen wild aufschrie.

Ich weiß nicht, wie lange Lenau gespielt, plötzlich aber verstummten die Klänge; eine tiefe Todtenstille trat darauf ein. Ich griff mich bis zur Thüre fort, und kam, mir unbewußt wie, mit nassen Wangen auf die Straße. Es war mir, als hätte Lenau die ganze Wucht des Schmerzes, die auf seiner Seele lastete, in seinen Tönen auf die meine gewälzt."

---

[1] Laschan, langsam; frischko, flink!

Möge der gute Geiger Lenau uns hier auch zugleich als guter Geigenkenner vor Augen treten! — Emma Niendorf (S. 111) erzählt aus Weinsberg, den 21. Juli 1842:

„Unten, da wir in die Stube zurückkehrten, holte er seine Geige und spielte — mächtige Töne! Der Baß genau wie Violoncell. Er hat das Instrument um hundert Gulden gekauft, es ist aber vierhundert Gulden werth.[1] Eine echte Cremoneserin; der Verfertiger heißt Joseph Guarnerio. Wie ein Kindersärglein sieht der Kasten aus," bemerkte unser Doktor (Kerner) mehrmals. „Ich werde Ihnen heute bei Tische eine Abhandlung über alte Violinen geben; es ist mein Steckenpferd — beschwichtigte Niembsch unsere Fragen. Eine Guitarre, die kann man aus jeder alten Schachtel machen!" sagte er.

„Zum Geigenbau," begann er lächelnd, als der bezeichnete Augenblick erschienen war, „zum Geigenbau kommen allerlei mechanische und dynamische Bedingungen. Zuerst das Holz; die Violindecke, von der das meiste abhängt, ist von Tannen; Boden und Seiten sind von Ahorn. Dabei beobachteten die alten Meister manches, was man jetzt theils vergaß, theils verlernte. Sie nahmen die Morgenseite des Baumes. Sie wußten, daß je enger die Jahre, die Kreise am Holze sind, je schöner tönte es in der Nähe, und je weniger in der Ferne; je weiter aber die Ringe sind, je mehr trägt der Ton in die Ferne, und klingt nicht so schön in der Nähe. Das Geigenbauen war in Familien erblich, und um nur recht trockenes Holz zu haben, hieben sie die Tanne um, und ließen sie hundert Jahre liegen. So bereitete der Großvater das Holz für den Enkel.

„Doch trockenes Holz hat man jetzt auch noch. Nun sind aber bei dem Baue selbst so subtile Verhältnisse, daß man eigentlich nur durch ein Diviniren der harmonischen Verhältnisse eine gute Geige hervorbringen kann. Das alles aber vermöchte man doch noch zur Noth. Aber das, was die alten Geigen unersetzlich macht, ist etwas ganz Geistiges. Wenn man

[1] Er kaufte es um 300 fl. Conventions-Silbermünze beim Geigenmacher Schmid zu Wien im Bürgerspital, dem er auch laut seines Briefes vom 28. Mai 1842 an Sophie, seine alte Geige überließ. Schmid erklärte zugleich schriftlich, jene Geige jederzeit von Lenau um 300 fl. wieder zurücknehmen zu wollen. Sie ist nun im Besitze von Lenau's Schwester Therese.

eine Geige spielt, vielleicht hundert Jahre, so erhält sie dadurch erst ihre eigenste, höchste Vollendung. Man hat solche alte Violinen geöffnet, und auf dem Boden eine Menge Splitterchen u. d. m. gefunden, welche die Geige aus sich heraus gespielt hat. Alles Fremde, Alles, was nicht zu ihrer Harmonie gehört, nicht hinein in ihre Schwingungen, und die Vollendung stören möchte, stößt die Geige aus. Das ist das Wundersamste, dieser Geist der Harmonie, der in ihr lebt. Deßhalb muß Einer, der eine solche Geige hat, sie auch als etwas Lebendiges betrachten, nicht wie ein Stück Holz. Wenn sie unrecht gespielt wird, dann ist sie hin.

„„Die Menschen, bemerkte Jemand, sollten sich diese Geigen zum Vorbilde nehmen, alles Fremde aus sich herausstoßen, was die Vollendung stört, sich immer mehr harmonisch läutern. Wir sind nur zu oft die schlechten Spieler, welche die Geige hinmachen.““ — „Ja, sagte Niembsch mit Begeisterung, was sich nicht schwingen will, muß hinausgearbeitet werden. Hinaus, was nicht klingen will!“

Man fand also, wiederholte er, auf der innern Decke der aufgemachten alten Geigen eine Menge von Atomen. Diese Partikeln stößt die Geige aus, die nicht in das harmonische System ihrer Schwingungen gehören: es sind unreine Fasern, die herausreißen. Man hat, fuhr er fort, durch Aussieden der harzigen Theile das Holz trockner machen wollen. So kam ich einmal zu einem Violinmacher, der vor einem großen Kessel stand. „Was machen Sie denn da?“ — „Ich koche Geigen.“ Der Kessel war voll Violinen.

Später einmal (am 11. April 1844 zu Stuttgart, s. Niendorf S. 167) erzählte Niembsch, wie kürzlich der Geigenmacher in Wien, von welchem er seine Violine gekauft, und der seine Passion für alte Geigen kennt, ihm eine vom Bankier Pereira gebracht habe, welche Tausende werth ist, und die er von seinem Vater geerbt, der ein guter Geiger war, und für einen kleinen Neffen aufhebt, der geigen lernt.

„Diese Geige ist eine Schwester der meinigen, auch von Guarnerio. Es war ein großer Moment, als ich die zwei Geigen nach einander aus ihrem Futteral nahm, und auf jeder dieselbe Passage probirte. Der Ton der meinigen ist lieblicher, klingender; die andere ist heroischer, weiter, großartiger. Sie ist doch um etwas mehr, und dieß Etwas

— das ist ein paar tausend Gulden werth. Als ich darauf spielte, konnte ich mich auch nicht enthalten zu sagen: „Du verfluchte Geige!“

Warum Niembsch die Guitarre, die er früher doch so meisterlich spielte, zuletzt gänzlich bei Seite legte und sich ausschließlich zur Geige wandte, darüber gibt eine Aeußerung von ihm an seinen Jugendfreund Keiller Aufschluß. „Die Guitarre,“ meinte er, „ist zu viel Holz. Sie gibt mir nicht, was ich will; in der Geige aber ist Menschenlaut.“ (Wiener Sonntagsblätter von 1848, Z. 2.)

„Ja,“ rief er einmal (am 25. Juni 1840) zu Stuttgart geringschätzig, „die Engländer wie die Amerikaner sind noch am Guitarrespiel!“ (Niendorf S. 31.)

In gesunden Tagen und noch im Anfange seiner grausen Krankheit pflegte er zu sagen: „Ich hätte mich lieber aufs Geigen als aufs Dichten legen sollen; ich hätte mehr davon gehabt. (Niendorf S. 252.)

Aber zurück nach Wien in das Spätjahr 1843!

Wie selten sich Niembsch auch bewegen ließ, eine ihm noch unbekannte größere Gesellschaft zu besuchen, oder erst gar noch darin von seinen Gedichten vorzulesen, so versagte er sich dennoch nicht einer dießfälligen warmen Einladung meines, wie schon erwähnt, ihm als Beethovenspieler besonders werthen jüngeren Bruders Joseph. Dieser hatte in früherer Zeit in einer der besten Wiener Mädchenerziehungs- und Bildungsanstalten Unterricht ertheilt und war auch noch späterhin mit derselben in freundlicher Berührung geblieben. Dort wünschte man nun schon längst sehnlichst, Niembsch auf einen Abend zu besitzen. Wie gewöhnlich schmuck gekleidet, zumal mit ganz frischen, während des Weges erst gekauften weißen Handschuhen, trat er nun mit uns beiden Schurz in die schon erwartungsvoll harrende Versammlung, unter eine Schaar holder Mädchen, vom Kind bis zur voll erwachsenen Jungfrau hinan, mit den Vorsteherinnen und Lehrerinnen an der Spitze. Zuerst erfreute uns eines der älteren Mädchen, eine Leipzigerin, wie ich glaube, die sich in Wien zur Sängerin vervollkommnete, mit sehr angenehmem Gesange unter Begleitung meines Bruders auf dem Flügel. Sie sang unter Anderem auch „Adelaide“ von Beethoven, mit großer Bewegung, man erkannte es an dem Beben ihrer Stimme, und mit sichtbarem Bestreben, des anwesenden

berühmten Dichters Beifalls nicht ganz ledig zu gehen, was ihr denn auch wirklich gelang. Als endlich Niembsch mit Mund, Blicken und Händen um seiner Muse Gold angefleht wurde, willfahrte er ohne alle Ziererei und Zögerung. Er las heute, so wohl bei Laune war er, ungewöhnlich viel vor, wenn gleich immer noch nicht genug. Er las uns mit seiner schönen Deutlichkeit und Ruhe, Gleichmäßigkeit in Bewegung und Ton, ohne gesteigerte Leidenschaft und Malerei, den recht mildheiteren „guten Gesell," die schauerlich wilde „nächtliche Fahrt," von ihm selbst beinahe für sein bestes Gedicht gehalten, und zuletzt alle seine neun, damals noch ungedruckten „Waldlieder" voll Duft und Balsam. Die Mädchen alle, auch die lebhaftesten und jüngsten, schienen selbst zu Bäumen erstarrt, so regungslos lauschten sie der bisher noch nie, und auch künftig nie mehr gehörten männlich wehmüthigen Stimme des wunderbar ergreifenden Dichters.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 24. December 1843.

Mit meiner Gesundheit geht es besser, ja ich kann sagen gut. Eine Reise nach Stuttgart wäre mir zwar in mehr als einer Hinsicht sehr wünschenswerth; doch besorge ich, sie würde, in dieser rauhen Jahreszeit unternommen, mir übel bekommen. Ich darf meinem alternden Körper solche Anstrengungen kaum mehr zumuthen. Weniger gut als mit meiner Gesundheit geht es mit meiner Gemüthsstimmung, und mir kommt es vor, als ob das Organ der Freude in mir vor allen übrigen absterbe. Und doch gebraucht man gerade dieses am nöthigsten, damit die übrigen ihre Dienste nicht umsonst, oder vielmehr nur zum Verdruß leisten.

Wäre doch der leidige Winter schon vorüber! Die Natur kann und wird dann trösten und erheitern. Die lange Trennung von ihr geht mir sehr nahe und vermehrt die Uebelstände in meiner Seele.

Drittes Buch.

Hinab!

Fünfter Abschnitt.

Das „vierschrötige" Jahr.

Niembsch an Emilie.

Wien, den 9. Januar 1844.

Schönen Dank für Ihre freundlichen Wünsche zum neuen Jahre. Ich erwarte von diesem nicht viel Gutes; schon die Zahl 44 ist so vierschrötig, daß ich allerlei Impertinenzen mit Sicherheit entgegensehe.

Also schrieb Niembsch wörtlich, der wahre Vorverkünder. Heißt doch auch Paulus (Tit. 1, 12.) die heidnischen Poeten ausdrücklich Propheten!

Wir haben schon hin und wieder Aeußerungen Lenau's über seine Zurückgezogenheit und Unliebe großer Gesellschaften gelesen.

Hier kommt nun ein Beweis seines öfteren „menschenscheulichen Paroxismus" auch aus Wien an die Reihe. Der sehr beliebte österreichische mundartliche Dichter Franz Stelzhammer erzählt darüber im Wanderer vom 11. Juni 1851 Z. 256:

„Wenn ich nicht irre, so war es im Jahre 1844,[1] als die damals ausgezeichnete Gesellschaft Concordia ihrem allgeschätzten Grillparzer ein Fest bereitete. Wieder, wenn ich nicht irre, war es die Feier seines zweiundfünfzigjährigen Geburtsfestes,[2] die ganz vollzählig besucht war;

[1] Am 15. Jänner.

[2] Das dreiundfünfzigste, da Grillparzer am 15. Jänner 1791 geboren worden ist. (S. Album österreichischer Dichter S. 104 und 97.)

aber ich muß mich corrigiren, sie war es nicht: fehlte doch Einer, und das war Lenau. Man mußte schon befürchtet haben, daß er nicht kommen dürfte, wenn er nicht besonders dazu aufgefordert und eingeladen würde, denn Lenau war bereits zurückgezogen, ja leutscheu geworden. Nun wurde eine förmliche Deputation an ihn abgeordnet, welcher ich, als Einer, den er immer wohl leiden mochte, auch beigesellt war.

Wir sollten ihn, wie wir uns im Vorzimmer schmeichelten, wahrscheinlich bei guter Laune treffen; er geigte innen, daß es eine Lust war zu hören. Wir hörten ihm wirklich einige Augenblicke zu. Endlich klopften wir; ein rauhes „Herein!" und als wir darinnen waren, ein noch rauherer verfinsterter Mann.

Mir gab er doch wieder annoch die Hand, und sprach dazu auch etwas freundlicher, lichter; von: „Auch — wieder — einmal — anschaun — lassen" und „was machen?" und „wie ergehn?" und hörte dann auch ziemlich geduldig unsere Proclamation an; aber gegen mich sein fahles, stark verfallenes Gesicht wendend, und seine Augen, die fast unheimlich rollten und stachen, um uns kreisen lassend, sagte er endlich: „Thut mir leid; hab' den Grillparzer gern; kann aber doch nicht kommen. Ich fürchte die Leute," wandte er sich wieder mehr gegen mich allein, „das heißt, sie sind mir zuwider, vorzüglich in solcher Masse. Entschuldigen Sie mich, meine Herren, bei der ganzen Gesellschaft, die an mich übermäßig Güte und Aufmerksamkeit verschwendet; und den Grillparzer laff' ich herzlich grüßen und beglückwünschen. Adieu, meine Herren, Adieu!" Durch die kaum zugemachte Thüre drang uns schon wieder der helle Geigenklang nach."

Wie sehr mußte sich schon die „Leutefurcht" bei Lenau eingenistet haben, um ihn von der Feier eines so verdienten vaterländischen Dichters und guten edlen Bekannten ferne bleiben zu machen! Daß er aber gleichwohl nicht aller Geselligkeit abgestorben war, ergab sich daraus, daß er auf einem Artillerieballe erschien, wo er sich sehr gut unterhielt. Morgens in aller Frühe kamen die Feuerwerker, luden ihn ein, und hielten ihm eine Rede ins Bett hinein. (Niendorf 174.) Wer hätte auch nur einem Angriffe der Artillerie widerstehen sollen! Auch wohnte Niembsch am 20. Hornung bei uns einer kleinen Vorfeier eines Namenstages bei.

Meine heranwachsenden Kinder hatten sich die Unterhaltung gemacht, im Verein mit Freundinnen und Bekannten ein Lustspielchen von Kotzebue: „Mädchenfreundschaft" einzuüben. Hiezu ward denn auch Lenau als Zuseher gebeten und er erschien. Meine älteste Tochter hatte dabei zu declamiren. Sie wählte ein Gedicht ihres Oheims, „An die Entfernte," ohne daß dieser darum wußte. Als sie nun begann, eine blühende Rose in der Hand:

„Diese Rose pflück' ich hier
In der fremden Ferne;"

lauschte er hoch auf, und wurde ganz roth im Gesichte. Mit gespanntester Aufmerksamkeit und sichtbarem Antheil folgte er dem innigen und sittigen, und eben darum auch ergreifenden Vortrage dieses lieblichsten aller Lenau'schen Lieder, eines Liedes von allen Liedern. Sie überreichte ihm dann wirklich eine duftige Rose. Er empfing sie hochbewegt, ja, vor Ueberraschung und Rührung fast verlegen, und gar keines Wortes mächtig. Zu mir aber äußerte er hernach: die beste Hofschauspielerin hätte das Lied ihm nicht so nach Wunsche sprechen können. Er vermißte späterhin die Rose im Knopfloch, worein er sie gesteckt. Der jungen Leute Tanz, der nach vollendetem Lustspiele begonnen, wurde alsbald unterbrochen und nach der Rose gesucht. Man fand sie glücklich, und er verwahrte sie nun wohl, als er gleich darauf — es war noch nicht Mitternacht — nach seiner einsamen Wohnung in der Stadt schied.

Auch fröhlich gelacht hatte er damals noch über meinen ältesten Sohn, der einen spaßhaften Tanzmeister ihm zur vollsten Genüge gab.

Niembsch an Emilie.

Wien, 16. Februar 1844.

Meine Gesundheit hat sich auffallend gebessert, was besonders in meinem Abendappetit, zuweilen fast bis auf einen beunruhigenden Grad, hervortritt. Vorgestern hab' ich zum Abendmahl eine ganze wohlgemästete Poularde nebst einer Menge Compote und Backwerk im Nu verzehrt, und darauf herrlich geschlafen bis neun Uhr des Morgens.

Um Mitte März erhielt Niembsch von Karl Haltaus in Leipzig eine Gedichtsammlung, die ihm und Julius Mosen gemeinschaftlich gewidmet war. Gedichtsammlungen und größere Werke wurden Lenau meines Wissens auch noch von Betti Paoli in Pesth, Marlow in Leipzig, und sogar noch fünf Jahre nach seiner Erkrankung von Ferdinand Gregorovius in Königsberg geweiht. Der an ihn gerichteten einzelnen Gedichte ist aber eine ganze Heerschaar, wie nicht leicht eine solche einem andern Dichter zu Ehren aufzog.

Niembsch an Sophie in Wien.

München, am 30. März 1844.

Nach fünfzigstündiger Fahrt bin ich gestern Abends hier angekommen. Da Sie mir aufgetragen haben, genau und ausführlich zu berichten, muß ich mich nun noch einmal in Gedanken in den Wagen setzen und die fünfzigtausend Stöße in der Erinnerung nochmals durchmachen.

Eine von den übeln und traurigen Differenzen, die sich wohl durch mein ganzes Leben hinziehen werden, ist diejenige, daß ich meinen Berufsgeschäften nicht nachkommen kann, ohne mich auf lange Zeit meines liebsten Umganges zu berauben. Dieß war die leidige Betrachtung, womit ich Wiens Stadt und Vorstädte durchfuhr. Ein stiller, stupider junger Mensch, den ich rein als Nachtsack behandelt und links liegen ließ, war meine Gesellschaft. Wir fuhren, ohne ein Wort zu wechseln — nur einige wenige abweisende Abschnauzungen fanden von meiner Seite statt — bis Linz. Dort aß ich in der Kanone Mittag. Auf dem kurzen Wege vom Gast- zum Posthause führte mir der Zufall Freund B. entgegen mit Frau und drei Kindern. Ich begrüßte sie nach meiner Weise, und B. beklagte sich, daß unser unverhofftes Wiedersehen, während es ihm ein Freudenereigniß sey, mich ganz kalt lasse. Ich mußte lachen, was ihn noch mehr zu ärgern schien. Es scheint wirklich, daß mein Körper, wie guten Stoffes er ist, erst zeigt, wenn ihm was Tüchtiges zugemuthet wird, während er im gewöhnlichen Gange alltäglicher unangestrengter Funktionen erschlafft und verdrossen wird. Leben Sie wohl, liebe Sophie! herzlich grüße ich meinen lieben Max und die Kinder.

Gleichfalls.

Stuttgart, 2. April 1844.

Liebe Sophie!

Ich fuhr im Eilwagen mit alleiniger Gesellschaft des Kondukteurs von Salzburg einige Stationen gegen München. Das Wetter hatte sich gebessert, und hier und dort sah ich Spuren des Frühlings, die sich aus dem späten Schnee hervorzuringen lieblich begonnen.

Mein Gefährte zeigte eine für seinen Stand seltene Freude am Naturleben, besonders interessirten ihn die Vögel, die am Waldsaum der Straße sangen, aufs Lebhafteste. Sogleich erkannte er jedes Vöglein an seiner Stimme, auch gab er sich als passionirten und erfahrnen Vogelfänger zu erkennen, wodurch er meine vogelstellerischen Sympathien erregte. Darauf gesellte sich zu uns ein junger Revierjäger, ein kräftiger, wettergehärteter, lustiger Bursche, und gab allerlei Wald- und Jagdgeschichten in ächter Weidmannssprache zum Besten. Mein Wohlgefallen an ihm würde noch größer gewesen seyn, wenn er weniger vom Schußgelde, dem Glanzpunkte seines ganzen Jägerlebens, gesprochen hätte. Der Kondukteur, um auf den Interessanten zurückzukommen, hatte offenbar mehr Natursinn als der Weidmann, und bestätigt ward mir dadurch die alte Bemerkung, daß Menschen, welche praktisch Hand an die Natur legen, ihr oft gerade darum ferner stehen, indem die Natur vor dem gewaltsam Zutastenden gleichsam ihre Seele zurückzieht.

Als der Eilwagen von Salzburg wegfuhr, sah Niembsch noch einmal aus dem Coupé heraus, und in diesem Augenblicke wurde das Regenwasser, das sich oben auf der Decke gesammelt hatte, heruntergeschleudert durch die Erschütterung des Fahrens, und ein ganzer Guß ging unserm Reisenden am Hals hinunter und in den Nacken, so daß er ganz durchnäßt war. Zum Glück saß er allein mit dem Kondukteur und hatte seinen Sack bei der Hand. Er kleidete sich völlig um, und der Kondukteur half ihm bei dieser Toilette wie ein Kammerdiener. (Niendorf S. 168.)

Gleichfalls.

Stuttgart, 5. April 1844.

Liebe Sophie!

Jetzt leb' ich hier in Saus und Braus; doch nicht etwa in einem geſelligen, ſondern in einem ziemlich einſamen, d. h. es ſaust und brauſt mir der Kopf von einem leidigen Schnupfen. Dieſer iſt nebſt Büchern faſt meine einzige Geſellſchaft, die Stunden des Eſſens abgerechnet; faſt ungeſtört kann ich daher meiner bereits begonnenen Arbeit obliegen. Paul Pfizer kam mich zu begrüßen und ſchreckte mich faſt mit ſeinem üblen Ausſehen. Noch kürzlich lag er an einem Nervenübel darnieder, welches zum Theile mit wunderlichen Umſtänden begleitet war. Er entſprang dem Bette und machte einen einſamen Gang nach Hedelfingen. Seltſamer- und glücklicherweiſe hat an die nächtliche Wanderung des Kranken ſich ſeine Geneſung geknüpft, und der theure Mann iſt Deutſchland und ſeinen Freunden erhalten worden.

Deßgleichen.

Stuttgart, 12. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit meinen Geſchäften geht es langſamer als mir lieb iſt. Bis jetzt ſind erſt drei Bogen meiner Gedichte redigirt. Die Cotta'ſche Buchhandlung hat noch ſo Vieles zur Oſtermeſſe fertig zu machen, daß es ihr unmöglich iſt, mehr als einen Setzer mit meiner Sache zu beſchäftigen. Ich werde die Beendigung derſelben nicht abwarten, ſondern mir die Correctur nach Heidelberg nachſchicken laſſen. Geſund bin ich, aber ſehr verdrießlich. Aus beiden Gründen hab' ich mich auf ein angeſtrengtes und anhaltendes Studiren geworfen. Leben Sie wohl, Liebe Sophie! Bin ich gleich ferne, bin ich doch im Herzen bei Euch. Schreiben Sie bald, daß es um Ihr Befinden beſſer ſteht. Ich bin in Sorgen um Sie. An Freund Max ſchreib' ich bei beſſerer Laune.

Auerbach berichtet im deutschen Museum 1851, 1. Jahrg., 1. Heft, Seite 48:

„Nach mancherlei Verhinderungen lernte ich Lenau Mitte April 1844 bei einem kurzen Aufenthalte in Stuttgart durch Reinbeck kennen. Bald nach den ersten Begrüßungen forderte er mich zum Spaziergange auf, und mir ist es noch vor den Augen, wie er bei dem mäßig warmen Mittag den roßfarbenen wattirten Rock auf den Arm hing, das spanische Rohr mit dem bronzenen Hundekopf nahm, den Hut etwas tief in die Stirne setzte, und nur wenig umschauend, immer nur dem Gespräche folgend oder still in sich hinein denkend, mit mir dahinschritt. Ich weiß noch genau, daß unser Gespräch bald auf Spinoza kam. Das ist ja auch eine der hohen unsterblichen Wirkungen der großen Genien, daß sie sind wie die Sterne, nach denen man sich in unbekannter Gegend oder auf offener See orientirt, daß sie die festen Punkte sind, wornach man Herkunft und Richtung der Begegnenden erkennt. Ich erwähnte von Spinoza, dem Manne, der so früh den Todeskeim in sich spürte, und dennoch keinem subjektiven Belieben nachgab, den an der Gränze menschlicher Erkenntniß ausgesprochenen großen Satz der Resignation: Homo liber de nulla re minus cogitat, quam de morte, nam scientia est scientia vitae non mortis (der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod, denn unser Wissen ist ein Wissen vom Leben, nicht vom Tode).

Da sagte Lenau nachdenklich: „„Hm, hm! Sagt das Spinoza?““ Und Lenau, der dem Gedanken des Todes so oft ins Antlitz geschaut, sollte zweimal sterben! Lenau gestand, wie so Viele, daß er Spinoza nicht aus ihm selber kenne.[1] Sein Hang zu einer gewissen Mystik in speculativen Dingen gab sich offen kund, indem er hierin, wie es schien, mehr seiner besondern Individualität als einem Principe folgte. Lenau gehörte zu den schweigsamen Naturen, die aber fern von lauerndem Ansichhalten sind, und dadurch den andern nöthigen, mehr zu sprechen, als er eigentlich will; man erkannte in Lenau noch im Gespräche das einsame in sich gekehrte Wesen. Seltsamerweise hielt er mich gewissermaßen für einen Anhänger des „jungen Deutschlands,“ und gegen diese längst verschollene

[1] S. dagegen Lenau's Brief vom 1. December 1831.

Kategorie hatte er den vorherrſchenden ſüddeutſchen vermenzelten Widerwillen, der ſich bis zum Abſcheu ſteigerte. Es war ein eigenthümliches Zuſammentreffen, daß ich gerade in jenen Tagen bei der erſten Aufführung von Laube's Struenſee meine Anſichten über die nun zum Drama gewendete Richtung in der „Europa" ausgeſprochen hatte. Lenau war nicht unempfindlich gegen Kränkungen, und es gehörte ja mit zu den Unarten des erſten jungdeutſchen Sturmes, „Lenau herunterzureißen," weil er Lyriker und Süddeutſcher und von Menzel geprieſen war. Lenau war, wie man es nennt, nicht au fait der neueſten Literatur, er wollte ſich nicht aus der Fluth das mehr oder minder Bedeutſame herausfiſchen, er hielt ſich gern an entſchieden Gewaltiges, das dem Geiſte eine Arbeit auferlegt.

Er ſprach mir viel davon, daß er Hegel wieder vornehmen wolle. Wir hatten im Koppenhöfer'ſchen Bierhauſe eingekehrt, und als wir nach langem Geſpräche fortgingen, ſah ich, daß mein Stock (ein ſpaniſches Rohr, das mein Vater getragen hatte) mir abhanden gekommen war. Lenau war darüber ganz untröſtlich, und ſprach noch mehrmals davon auf unſerm weitern Gange.

Andern Tages beſuchten wir gemeinſchaftlich Guſtav Schwab, in deſſen Hauſe Lenau ganz heimiſch war.

Als ich abreiste, ich wohnte damals in Karlsruhe, brachte mir Lenau einen Brief an den Maler Moritz v. Schwind. Wir beſprachen, daß wir uns wo möglich dieſen Sommer in Baden-Baden treffen wollten. Ich fand Schwind damals nicht mehr, und dieſer Brief iſt das Einzige, was ich von Lenau's Hand beſitze."

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 19. April 1844.

Liebe Sophie!

Weder durch eine Wette, noch durch eine Krankheit zu größerer Briefſrequenz legitimirt, muß ich mich wohl ziemlich auf das verabredete Maß beſchränken, will ich anders nicht ſchwatzhaft erſcheinen. — Mit der leidigen Correctur geht es jetzt etwas raſcher, doch immer noch viel zu langſam für meine Sehnſucht nach waldlicher Zurückgezogenheit. Ich bin am neunten Bogen und vierzig gibt es. Doch gut, daß ich dem unangenehmen

Geschäfte mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen eine Stelle stehen geblieben, welche mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich Lust oder Geschick hatte abzuhelfen. Diesesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Corrigiren laut ausrief: „Luder, hinaus, oder ich streiche das ganze Lied!" — Im Heidebild „An die Wolke" lautete bisher die zweite Strophe:

Und nimm auf deine Reise
Mit fort zu ihr die Kunde:
Mein Herz, die arme Waise,
Verblutet an der Wunde,
Die mir mit ihrem Trug
Die Ungetreue schlug.

Mein Herz eine Waise zu nennen, und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn eben so oft sind sie gedruckt in der Leute Händen.

Jetzt heißt die Stelle:

O nimm auf deine Schwingen
Und trag' zu ihr die Kunde,
Wie Schmerz und Groll noch ringen
Und bluten aus der Wunde u. s. w.

Mit Savonaröla konnte noch nicht begonnen werden. — Paul Pfizer geht diesen Sommer nicht nach Karlsbad. Von großen Reiseplanen ist nicht viel die Rede. Ein Seebad liegt mir freilich noch im Kopf. Mir schmeckt kein Bissen und kein Tropfen Wein. Das Murmeln des Meeres soll mir meine aufgeregten Nerven einschläfern und beruhigen. Ich lese viel und Gutes. Livius, Appianus, Silius Italicus, Mannerts Geographie der Griechen und Römer u. A. — Am liebsten Ihre Briefe.

Obige Aenderung im Gedicht läßt bemerken, daß der Raum, um welchen sich durch die Länge der Zeit der Schmerz vermindert hatte, durch Groll ausgefüllt worden war. Niembsch begann, je weniger ihn seine Jugendverirrung allmählig schmerzte, desto mehr ihr zu zürnen.

Desgleichen.

Stuttgart, den 24. April 1844.

Liebe Sophie!

Morgen geh' ich nach Heidelberg.

Die Blüthen kommen und ich sehne mich nach einem stillen Umgang mit der Natur. Auch in Heidelberg bleib' ich nur so lange; als ich dort allein leben kann. Läßt man mich dort nicht ungestört, so setze ich meine Flucht weiter fort nach Baden. Was für meine Gesundheit zu thun, darüber will ich mit Dr. Schelling sprechen. Auffallend ist meine totale Appetitlosigkeit, häufiger Kopfschmerz und große Reizbarkeit der Nerven. Mein Schlaf hat keine Tiefe und mein Leben kein seelisches Interesse (um die zwei Hauptkategorien der Kritik Ehrenbaums anzuwenden). Ich hätte Ihnen dießmal einige Geschichten zu erzählen, doch mit meiner guten Laune ist mir auch jede Quelle froher Mittheilung verschüttet.

Niembsch an Sophie.

Heidelberg, den 27. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit einer raschen und unerbittlichen Wendung meines Willens und Rückens hab' ich gestern Stuttgart, wo ich trotz möglichster Zurückgezogenheit viel zu viel in Anspruch genommen war, verlassen, und bin nach meinem beliebten Heidelberg gefahren. Als ein günstiges Omen für meine ersehnte Einsamkeit mocht' ich es ansehen, daß ich in einem sehr geräumigen Eilwagen ganz allein reisen konnte. Das Wetter war außerordentlich schön und die Obstbäume am Straßensaume standen und schwanden im vollen Festschmucke des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüthen an verschwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht mehr in diese Gegend gekommen. Mir war seltsam zu Muthe. Meine Jugend, meine Poesie und der Frühling der Erde erschienen mir wie holde Gespenster und lächelten wehmüthig auf mich zum Wagen herein. Doch als es Abend geworden, und ich auf den Mond hinausstarrte, war mir manchmal, als säße Jemand neben mir, und ich fragte in Gedanken: „Warum ist denn mein Nachbar gar so still?" Und diese Vorstellung

wurde ſo lebhaft, daß ich mich ſcheute, mich in die andere Ecke des Wagens zu lehnen, um meine Geſellſchaft nicht zu ſtören. Vielleicht gedachte meiner zur ſelben Stunde mit inniger Freundlichkeit ein Weſen, das in ſeinem Herzen Jugend, Poeſie und Frühling beſchloſſen hält. Ich weiß es nicht, doch weiß ich, daß ich Ihrer dachte, Sophie.

Heidelberg iſt ſchön. Ich bewohne im Gaſthofe „zum Prinzen Karl“ ein großes, bequemes und ſehr heiteres Zimmer, mit dem Ausblick auf die herrliche Ruine und grüne Waldeshöhen. Noch ahnt hier Niemand meine Gegenwart. Behüte mich der Zufall, oder vielmehr: lüge nicht das Omen im Eilwagen und ſchütze mich vor Invaſion in meine Einſamkeit! Das würde mich augenblicklich von dannen treiben. Wenn ich nicht irre, ſo iſt bei mir eine productive Stimmung im Anzuge. Hier war auch vormals die Muſe mir hold. „Die Winternacht,“ „Wurmlinger Kapelle,“ die Schilf- und andere Lieder ſind hier entſtanden. Der Morgen iſt ſchön und ich gehe nun nach der Ruine, denn „Gleich und Gleich“ u. ſ. w.

Niembſch an Emilie.

Heidelberg, den 29. April 1844.

Meine Reiſe hieher war eine ſehr angenehme. Zu meinem großen Vergnügen hatte ich den geräumigen Eilwagen allein inne, und konnte daher ungeſtört meinen Körper jeder beliebigen Bequemlichkeit der Lage und meine Seele dem ungetrübten Genuſſe der aufblühenden Natur überlaſſen. Viele der Obſtbäume an der Straße fand ich im vollen Feſtſchmucke des Frühlings; die Luft war völlig ruhig und ſtill, um ja keiner Blüthe weh zu thun. O Frühling!

Die Reiſe iſt mir erſtaunlich wohl bekommen. Gleich am erſten Tage meines Hierſeyns ſchmeckte mir das Eſſen dermaßen, daß ich an der Wirthstafel der ganzen langen Reihe von Speiſen mit beſtem Appetit folgen konnte. Nachmittags machte ich einen vierſtündigen Spaziergang auf den Bergen und ſah einen Sonnenuntergang erſter Schönheit.

Geſtern machte ich einen Ausflug nach Mannheim und kam Abends wieder zurück. Ein Spaziergang am Fluß dort war angenehm; der Anblick der Schiffe weckte den Sinn für die Ferne und Erinnerung an meine

Fahrt nach Amerika, die ich einſt von dieſen Ufern aus begonnen. Viel Waſſer rauſchte indeß im Fluß hinunter und Vieles ging den Strom des Lebens hinab und kehrt nicht wieder. — Altgewohnte Reflexionen, aber neu und immer ſchmerzlich die Empfindung, die ſie begleitet.

Zöpfel, mein alter Tiſchgenoſſe, iſt ganz mit mir einverſtanden, daß ich hier völlig zurückgezogen lebe. Außer ihm habe ich Zimmerns geſehen, bei denen ich aus Pietät für meine Vergangenheit und für den lieben, alten Mann heute zu Mittag eſſe.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, den 5. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern, obgleich es mein feſtgeſetzter Briefſtag war, konnte ich nicht ſchreiben, denn ich befand mich unterwegs von Heidelberg hieher zurück. Daß ich jenes trotz aller ſeiner Annehmlichkeiten ſo bald wieder verlaſſen habe, daran ſind nicht etwa Störungen dort, ſondern Stockungen in Stuttgart ſchuld, wo man während meiner Abweſenheit ſtatt meiner Gedichte Anderes gedruckt haben mag, und mir in zehn Tagen nur zwei Bogen zum Corrigiren ausfertigte. Nun will ich wieder perſönlich dahinter her ſeyn und antreiben, daß das Verſäumte nachgeholt werde.

Sie ſchreiben mir viel Schönes und Treffendes über meinen Don Juan. Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzufragmentariſchen Scenen. — Schon vor meiner Heidelberger Diverſion hab' ich hier den Verfaſſer der Dorfgeſchichten, Herrn Auerbach, kennen gelernt. Er war ſo freundlich mich aufzuſuchen, und ich empfing ihn — wohl hauptſächlich, weil ſein Buch Ihnen, liebe Sophie, gefallen hat — auf das Beſte. Er iſt ein angenehmer Mann. Durch ein langes und ſorgfältiges Studium Spinoza's, deſſen Werke er verdeutſcht, deſſen Biographie er geſchrieben hat, iſt Auerbach mild und ſehr human geworden. Beſonders gefiel mir an ihm, daß er einen ſo netten und reinlichen logiſchen Haushalt in ſeinem Kopfe hat, ohne daß ſein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die Dorfgeſchichten betrifft, ſo hab' ich mit deren Leſung begonnen, doch immer noch nicht fertig

werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, so daß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwande mannigfachen und liebenswürdigen Geschicks, einen Theil meiner Sympathie dafür zu erobern. Uebrigens ist sein Talent unverkennbar; er wird sich viele Freunde gewinnen.

Malen Sie fleißig, liebes Sopherl? Sie sind in dieser Kunst nicht, was Sie sich in Ihrem letzten Briefe nennen; Ihre Blumenbilder machen auf mich immer den Eindruck, daß Sie berechtigt sind, und das will viel sagen. Es ist ja der stille Pflanzengeist darin zu erkennen, und daß Sie eine geliebte und vertraute Tochter der Natur sind. Sie malen die Blumen mit einer gewissen Schwesterliebe (die auch in anderer Beziehung Ihre Stärke ist). Und senden auch Ihre gemalten Blumen keinen Duft, und sind sie auch starr und unbeweglich für das schaukelnde Spiel der Lüfte, so sieht man es ihnen doch an, daß sie in eine schöne Seele getaucht und daraus wiedergegeben sind, was ihnen einen eigenthümlichen Reiz verleiht, ja, worin das Künstlerische dieser anmuthigen Leistungen liegt.

Ebenfalls.

Stuttgart, 10. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Nicht die Gesellschaft, sondern die Luft, die schwere, drückende und energielose, ist es, was mich körperlich und geistig herunterbringt. Kaum daß ich hier bin, so ist der Appetit fort. Und doch war es nothwendig, daß ich wiederkam, um meine Sachen vorwärts zu bringen. Daß wir beide zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken über den Frühling gehabt haben, und zwar einen so spezifisch eigenthümlichen,[1] ist wirklich merkwürdig. Geistige Verwandschaft ist doch die innigste, und übertrifft an sympathischer Tiefe selbst die harmonischesten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgestaltete Blätter producirt, tragen zwei gleichgestimmte Menschen den nämlichen Gedanken. Mich freut diese Entdeckung als die schönste Blüthe, die mir der gegenwärtige Lenz

[1] Daß nämlich aus dem Frühlinge der Erde die entschwundene Jugend als holdes Gespenst uns anlächle.

gebracht hat. Mit Schelling hab' ich noch nicht gesprochen, werd' es aber thun, sobald er zu Hartmann ins Haus kommt, was von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt. Bis jetzt hab' ich noch keinen bestimmten Sommerplan gefaßt. Sie haben recht, liebe Sophie, daß Sie der Kälte einen Theil der allzusorglichen Selbstsucht der Menschen beimessen. Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe; im Frühlinge aber thut sie Buße und die thauenden Ströme sind ihre Büßerthränen, die ihr das Angesicht baden. Daher vielleicht der Zug so süßer und geheimnißvoller Wehmuth, der durch alle Freuden des Lenzes duftet und klingt. — Von ganzem Herzen wünsche ich meinem Freunde Max, daß ihm endlich seine Geldversorgungsgeschäfte von den Schultern genommen würden. Er ist keiner von den erwerbseligen Betriebsmenschen. Ich möchte ihm rathen, lieber bald einen weniger vortheilhaften, als spät einen günstigeren Handel zu schließen, und dabei nicht nur die Renten an Geld, sondern auch die an Freiheit des Gemüths und an ungestörten Lebenstagen in Rechnung zu bringen, die darüber verloren gehen. Sicherheit ist der Gewinn, auf welchen er meines Erachtens am meisten zu sehen hat.

Ich mache gegenwärtig fleißige Studien. Ich habe einen Stoff zu einem großen Heldengedichte gefunden, der mich anregt, erfüllt und beruhigt, wie noch kein anderer. Nur Gesundheit, und ich werde ein Werk schaffen, woran meine Freunde Freude haben, und meine Feinde traurig werden sollen!

Stuttgart, 17. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Beständiges Unwohlseyn, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Aerger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte, das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sey; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart

gekommen, breſthaft und elend ſeyn muß. Verdammtes Kloakenthal! Die Luft iſt zwiſchen dieſen fleißigen abgeſchwitzten Weinbergen ſo dumpf und matt, ſo verbraucht und beſchmutzt, als wäre ſie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man ſie in Naſe und Lunge bekommt. O meine Nerven! Mein unglückſeliges Sonnengeflecht! Ich ſchnappe nach Gebirgsluft wie ein Spatz unter der Luftpumpe.

„Wer mit Gemſen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.“[1]

In vielen der hieſigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich peſtilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; „ſüß duftet die Heimath.“ Nur über ihre Gärten klagen ſie, daß ſich darin das Ungeziefer immer vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häuſern daſſelbe zu beklagen wäre, wenn das viele und fanatiſche Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeitete. Indeſſen ſtimmt mich der malus Jupiter dieſer Gegend ſo melancholiſch, daß ich die Urſache jener Inſektenvermehrung höher ſuchen muß. Die Naturforſcher ſagen: es altere unſer Planet und ſo mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbareren Multiplicationen des Geſchmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes ſeyn. O tragiſches Ende der Welt: von Läuſen gefreſſen zu werden! phthiriasis universalis, gigantiſche Läuſeſucht! Pfui!

Adieu, liebe Sophie! Ich bin in einer abſcheulichen Laune. Ihr Niembſch.

Heute hab' ich einen Brief erwartet — umſonſt!

Stuttgart, 24. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Das Briefſchreiben an beſtimmten Tagen hat ſein Uebles. So geſchah es neulich, daß mein Brief an Sie gerade in die abſurdeſte Stimmung meiner Seele fiel, und ich Ihnen wenig Erfreuliches ſchreiben mochte. Ein langweiliges Geſpinnſt, dieſe Tage beſtändigen Wartens und Corrigirens! Alles geht nur ſchleichend. Die Cotta'ſche Buchdruckerei iſt mit

[1] Aus Lenau's Gedicht: „Competenz.“ (S. Neuere Gedichte 1838 S. 316. Auch in Frankls Buch S. 66.)

einer neuen Auflage Schillers zu 10,000 Exemplaren beschäftigt; alles Andere geräth darüber ins Stocken. Nun ist erst der erste Bogen meiner Gedichte nebst drei Bogen Savonarola fertig. Zur Herbstmesse sollen auch die Albigenser neu aufgelegt werden. Wo soll ich die Geduld dazu hernehmen? Ich werde noch Alles aufmischen und zum Teufel gehen!

Von Reiseplanen weiß ich nichts zu schreiben. Nur nach Frankfurt gedenk' ich jedenfalls zu gehen, um Cotta's Wunsche gemäß den Maler Schwind, der sich dort niedergelassen hat, zu einer Illustration meiner Gedichte zu vermögen.[1] Ob ich ans Meer komme, weiß ich noch immer nicht. Nach Lainz aber komme ich gewiß, bevor Ihr es verlassen habt.[2] Ich sehe hier außer meinen Hausgenossen nur Vorbeck zuweilen. Er ist mir in Wahrheit zugethan und ein vernünftiger Umgang. Die Gebrüder Pfizer sind seit dem Tode ihres Vaters einsamer und selbstvergrabener als je. Mit meiner Gesundheit geht es zwar etwas besser, doch die bewußte vielbeschimpfte Luft läßt kein rechtes Wohlseyn bei mir aufkommen. Mit dem einen Lungenflügel athme ich Langeweile, mit dem andern Aerger über die vertrackte Buchdruckerei ein. Das ist keine gesunde Respiration. Leben Sie wohl, liebe Sophie; ich grüße Sie, Max und die Kinder aus der tiefen, grauen Kapuze, in der meine Seele steckt, herzlichst. Ihr Niembsch.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 29. Mai 1844.

Es hat wohl auch sein Gutes mitunter grob seyn zu können. Meinem ungenirten Lärmschlagen bei Baron Cotta verdanke ich, daß endlich eine Beschleunigung meiner Geschäfte und damit zugleich eine kleine Besserung meiner Gesundheit eingetreten ist. Bald, liebe Sophie, hoffe ich nun endlich hier fertig zu seyn. Dießmal habe ich nicht bloß Druck-, ich habe auch einige Denkfehler in meinen Büchern corrigirt. — Daß S—t alle

[1] Seinem richtigen Vorgefühle gemäß ging er in der That auch nach Frankfurt, und wirklich illustrirte Schwind, aber nicht Lenau's Gedichte, sondern den Dichter selbst, indem er zu dessen dort seyn sollender Hochzeit Transparente malte.

[2] Er kam, aber wie ein ganz Anderer, als wie er dachte.

seine Freunde nach wenigen Monaten so alt gefunden, finde ich begreiflich. Selbst alt, innerlich alt ist er geworden. Der Gelbsüchtige sieht Alles gelb, und ein in eine veraltete Weltanschauung immer tiefer Versinkender sieht am Ende Alles im Lichte der Alten. Er soll meine Bauern am Tissastrande lesen, aber nicht nur durch die katholische Brille.

Stuttgart, den 1. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Was ich hier erlebe, ist gewiß nicht erheblicher und mittheilenswerther, als was die stillen und einförmigen Tage in Lainz Euch bringen. Gestern besuchte uns D. mit seiner Gemahlin. Beide waren sie sehr freundlich und schienen glücklich. Die Stuttgarter sagen von ihnen, „sie seyen so schön glücklich." Erst durch den Augenschein lernte ich den Sinn dieser Rede verstehen. Anständig und wohlgemessen und ohne alle Spur willkürlich waltender Leidenschaft fand ich ihre gegenseitige Freundlichkeit; eine zierliche mehr, als innige Zärtlichkeit, ich möchte sagen: eine ebenmäßige Weltkühle — sprach aus ihren Worten und Geberden, und ist vielleicht willkommen zu heißen und von guter Vorbedeutung, insoferne darin eine Bürgschaft liegen mag gegen heftige und verletzende Ausbrüche des Mißvergnügens, wenn einst ein solches, wie leicht möglich, sich einstellen sollte. Sie leben hier auf sehr elegantem Fuß, machen ihre Besuche bei kleinster Entfernung und schönstem Wetter zu Wagen, speisen täglich im Hotel Marquart in Gesellschaft zweier hoher Standespersonen, kurz: nobel!

Mit meinen Geschäften geht es seit der neulichen Aufstachelung von meiner Seite rasch. Heute ist es mir noch nicht möglich, über die weiteren Tage des Sommers zu verfügen. Ich will der Stunde ihre Laune lassen, und am Ende auch mir selber.

Niembsch an Schurz.

Stuttgart, den 4. Juni 1844.

Geliebter Bruder!

Ich habe in den zwei Monaten meiner Abwesenheit von Euch ein ziemlich rühriges Leben geführt. Mit der nachdrücklichsten Energie wurden

die Geſchäfte bei Cotta betrieben und der Ausflug nach Heidelberg war ein kräftigendes und erquickendes Zwiſchenſpiel, das mir trefflich zu Statten kam. Heidelberg iſt, die Schweiz und unſer Oeſterreich natürlich abgerechnet, einer der ſchönſten Punkte Deutſchlands. Ein Sonnenuntergang auf der Schloßruine an einem klaren Maienabend gehört zu den Naturgenüſſen erſten Ranges. Ein Himmel, wie ich ihn nur auf einigen griechiſchen und italieniſchen Landſchaften von Rottmann, Marko u. A. geſehen, mit jenen ſtillfeurigen Vibrationen der Luft, die Berge mit ihren Wäldern und Burgen, der anmuthige Rhein und eine weithingedehnte Fläche, von den bläulichen Vogeſen begrenzt, ergriffen mich dergeſtalt, daß ich vor Freuden in ein lautes und anhaltendes Fluchen ausbrach. Seltſame Wandlung meines Weſens! Vor zwölf Jahren hab' ich an derſelben Stelle geweint vor elegiſchem Uebermaß der Empfindung.

In Heidelberg beſucht' ich meinen alten Freund, den über achtzigjährigen Zimmern. Es freute mich herzlich, daß er mich mit der nämlichen Wärme empfing, mit der er mich vor zwölf Jahren ſcheiden ließ. Dieſe waren unſchädlich an ſeiner Freundſchaft vorübergegangen, und er wollte meine Hand gar nicht mehr auslaſſen. Auch ſeine Söhne und Töchter begegneten mir mit großem Wohlwollen. Heidelbergs Celebritäten ließ ich unberührt. Schloſſer und Gervinus blieben unbeſucht und mir unbekannt. Der Letztere mag es fühlen, daß er mit ſeinen philiſterhaft bornirten und dictatoriſch unverſchämten Ausſprüchen über die moderne Poeſie ſich die modernen Dichter nicht zu Freunden gemacht. Schloſſer aber iſt ſo mit ihm verwachſen, daß man den einen nicht haben kann, ohne den andern ertragen zu müſſen. Ich wohnte dort im Gaſthof „Prinz Karl" mit ſchöner Ausſicht auf die Ruine. Die Table d'Hote war ſo reichlich und köſtlich, daß mein Magen aufjubelte und ſich zu jener langentbehrten Rüſtigkeit der Jugend wiederverjüngte. Ich aß mit enormer Tapferkeit. Um wieder zur Pfeife zurückzukehren, indem ich fühle, daß die Cigarren mir die Augen angreifen, hab' ich in Heidelberg mir zwei gemalte Porzellanköpfe gekauft; beide wunderſchön. Die eine trägt das Bildniß der reizenden Andromeda, wie ſie mit zurückgeworfenem Gewande gefeſſelt am Meeresufer ſitzt, doch mit heiterer Miene, indem ſie die befreiende und beglückende Ankunft des göttlichen Perſeus bereits ahnden

mag; auf der anderen Pfeife ist ein schwarzhaariges herrliches Provencalenmädchen zu schauen; etwa das „Mädchen von Lavaur“ aus meinen „Albigensern.“ Ich rauche sie in diesem Augenblicke und blase den würzigsten Barinasduft auf diese Zeilen.

Nun einige Nachrichten von meinen Geschäften. Von der neuen Taschenausgabe meiner Gedichte ist der erste Band ganz, der zweite zur Hälfte fertig. Um nicht drei Bände Gedichte zu haben, schlag' ich meine neuen Lyrica gegen eine verhältnißmäßige Honorarerhöhung zu der neuen Auflage (in zwei Bänden) hinzu. Don Juan, für das weibliche Publikum ohnedieß weniger geeignet, soll seiner Zeit für sich allein erscheinen. Auch mit der zweiten Auflage Savonarola's ist bereits begonnen und bis auf zwei Drittel des Buches im Druck vorgeschritten worden. Zur Herbstmesse werden auch die Albigenser in neuer Auflage wiedererscheinen. Die Sache macht sich.

Ueber meine ferneren Reisepläne hat zunächst ein traurriges und beunruhigendes Ergebniß entschieden. Die gute liebe Emilie hat nämlich, wie genauere ärztliche Untersuchungen ergaben, eine bereits bedenklich gewordene Anlage zu einer Brustwassersucht. Dr. Schelling verordnete ihr nebst Arzneien den Besuch eines Bades bei Baden: Lichtenthal. Ich habe mich entschlossen, die lieben Freunde dahin zu begleiten, um Emilie den Aufenthalt in der einsamen Waldgegend durch meine Gegenwart annehmlicher zu machen.

In den ersten Tagen Julis werden wir dahin abgehen: Emilie, ihre Schwester Lotte, Reinbeck und ich. Ich werde etwa drei Wochen in Lichtenthal bleiben, und dann noch vielleicht eine Reise in eine Seegegend, vielleicht in die Schweiz, auf vierzehn Tage unternehmen. Wenn möglich, werd' ich meine Albigenser in Lichtenthal corrigiren und den Druck von dort aus leiten. Meine Gesundheit ist hier wieder ein wenig herabgestimmt. Die Luft ist zu matt und dumpf.

„Wer mit Gemsen eine Luft getrunken,
Athmet nicht behaglich bei den Unken.“

Im September hoff' ich nach Ischl zu kommen und dann nach Wien. Was weiter geschieht, weiß ich noch nicht. Freund Nagy hat mich in einem Brief sehr freundlich zur Weinlese bei Bicske bei Pesth eingeladen.

Karl Mayer hat seine Frau durch den Tod verloren. In Zeit von acht Monaten starb ihm sein Bruder, eine Schwester, und nun auch seine geliebte vortreffliche Gattin. Uebrigens steht er aufrecht und ist ziemlich gesund. Bevor ich nach Lichtenthal abgehe, werd' ich Dir wieder schreiben, und über meine weitere Zukunft Näheres angeben.

Gott gebe, daß Du und die Deinigen gesund bleiben! Meine Schwester Thereſe, die in der Centralgegend meines Herzens sitzt, küsse ich zu tausendmalen.

Leb' wohl, Bruder, und grüße Deine lieben Kinder. Ich bin und bleibe Dein treuer Niembsch.

Grüße von Reinbecks.

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 7. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Könnte ich Ihnen doch die schöne weiße Rose geben, die vor mir im Glase steht! Schon seit Jahren hab' ich Ihnen keine blühende Rose, überhaupt keine Frühlingsblume reichen können. Schon seit Jahren hab' ich meine Heimath nicht blühen sehen. Der Frühling spricht gar keinen Dialekt, doch dünkt er mir daheim am schönsten, und völlig beglückend nur dann, wenn ich in seinen lieblichen Chören meine liebsten Stimmen nicht vermisse.

Meine Gesundheit ist zwar jetzt nicht pathologisch schulgerecht gestört, doch ein Hängenlassen der Flügel, eine Windstille der Gedanken läßt mich still und mißmuthig dasitzen, und der Zeit und meinen Geschäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturmes wünschen. Die letzteren bewegen sich seit meinem Allarmiren der Druckerei zwar schneller, doch für meine nauseose Ungeduld noch lange nicht schnell genug. Die arme Emilie, mit einer bereits bedenklich gewordenen Anlage zur Bruſtwassersucht behaftet, ist von den Aerzten in ein Schwarzwälderbad gesprochen worden, nämlich nach Lichtenthal bei Baden. Die Gegend ist schön und die Aufforderung, durch meine Gegenwart einige Erheiterung zu gewähren, so dringend, daß ich mich entschlossen habe, auf drei Wochen auch nach Lichtenthal zu gehen.

Stuttgart, 14. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Der Aufenthalt hier wird mir geradezu unerträglich. Es ist heiß und dumpf, daß man nicht schlafen, nicht essen, kaum athmen kann. Nun bin ich aber mit meinen Gedichten und mit Savonarola fertig. Sobald ich meine Geldsache mit Cotta im Reinen habe, reise ich ab, d. h. in zwei, längstens drei Tagen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht; nur hinaus, hinaus!

Emilie wird in Begleitung ihres Mannes und ihrer Schwester Charlotte nach Lichtenthal gehen, wohin ich mich dann auch begeben werde. Ich bin unwohl. Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart. Am Tage meines Abgangs von hier schreibe ich Ihnen, wohin er gerichtet sey.

Stuttgart, den 20. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Wie mir hier Alles langsamer von Statten ging, als ich erwartet hatte, so währte es auch mit der letzten Erledigung meiner geldlichen Angelegenheit über meine Erwartung hinaus. Jetzt endlich ist Alles in Ordnung, und ich kann Stuttgart verlassen. Morgen reise ich nach Lichtenthal bei Baden, wo ich bis zum 15. Juli zu bleiben gedenke. In Betreff der Albigenser habe ich die Anstalt getroffen, daß mir die Correcturen in Portionen von etwa sechs Bogen auf zweimal geschickt werden. So nachdruckslos und träge hier auch meine Geschäfte Anfangs gingen, so rasch und förderſam gingen sie in letzterer Zeit. Wir haben über sechzig Bogen gedruckt in zwei Monaten. Ein jeder Wiener Buchhändler mag Ihnen sagen, ob das nicht aller Ehre werth?

Meine Miniaturausgabe wird, wenn sie gebunden und goldberändert ist, sehr hübsch seyn. Beide Bändchen sind zu gleichem Umfange angewachsen, und ich habe, die Auflage castigirend, mehrere, namentlich polemische Gedichte, mit der Jäthacke ausgemerzt, über andere aber eine sorgfältige Feile wandeln lassen, so daß das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Form wirklich besser geworden ist. Schreiben Sie mir bald nach Baden-Baden, poste restante. Den schönsten Baum der

Gegend will ich mir aussuchen, um Ihre lieben Briefe darunter zu lesen. Fürs Erste muß ich mir jetzt den Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungetheiltem Eifer an einen soliderren Helden zu gehen. Wer ist dieser? — Nun es ist der solideste von allen Helden, die je gelebt haben auf Erden, der größte wie der unglücklichste. Zudem ist mein Stoff unserer Zeit und allem ihrem gierigen Nothgeschrei so ferne, daß mein Gedicht, wenn meine Kraft darunter nicht zusammenbricht, zwar der Vortheile momentaner Anklänge entbehren wird, dafür aber durch eine ideale Abgeschiedenheit und absolute Selbstbegründung die höhere Ehre eines wahren Kunstwerks ansprechen soll. Viel versprochen ist hier allerdings; doch es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten.

Baden, 27. Juni 1844.

Liebe Sophie!.

Gestern bin ich hier angekommen. Baden und Lichtenthal sind sehr schön und wie es scheint meiner Gesundheit sehr zuträglich, denn kaum daß ich hier angekommen war, so stellte sich auch schon mein Appetit, der Flüchtling von Stuttgart, mit voller Anhänglichkeit wieder ein. Die alten Griechen hatten recht, den dodonäischen Zeus, den durch die Eichenwipfel rauschenden Gott der Lüfte, so hoch zu ehren. Ich fühle es deutlich, wie er mir hier Leib und Seele erfrischend durchströmt. Baden als Badeort hat übrigens wenig Reiz für mich. Als ich am Spieltische stand und zusah, wie die Goldmünzen hin und her rollten, wollte mich wieder der alte Spielteufel verlocken, doch mir fielen Ihre Worte ein: „Niembsch, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind.“ Da war die Lust plötzlich in Abscheu verwandelt und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn. Von Bekannten traf ich hier Auerbach, die treue unerschütterliche freundliche Seele. Daß mir, wie ich ihm sagen mußte, seine Dorfgeschichten nicht gefallen, hat nicht die geringste Störung in seine Neigung gebracht. Außer ihm fand ich noch den hier wohnenden Lewald, von dem ich mit großer Freude empfangen wurde. Auch Panofka aus Paris ist hier und spielte mir bereits auf seinem trefflichen Straduarius

mit großer Meisterschaft. Die Reinbeckschen sind auch da. Trotz aller dieser Annehmlichkeit werde ich doch schwerlich bis zum 15. Juli bleiben. Man sollte, wenn man von seinen liebsten Freunden getrennt ist, keinen Sonnenuntergang ansehen. Als ich neulich auf einer Höhe bei Heidelberg mich in dieses Schauspiel vertiefte, ergriff mich im Augenblicke des Verschwindens ein wunderbar tiefes Gefühl von der Schmerzlichkeit solcher Trennungen und von der Unersetzlichkeit eines Tages, der wieder dahin ist, ohne daß man sich gesehen. Diesen Brief schreib' ich in Baden auf Auerbachs Zimmer. Leben Sie wohl, theure Sophie! Grüßen Sie herzlich Freund Max und Ihre Kinder. Dießmal hoff' ich auch für Max von meiner Reise etwas mitzubringen. Mir ist etwas zum Geschenke versprochen, womit ich ihm eine Freude zu machen gedenke.

(Ohne Tagangabe. Etwa: Baden, am 7. Juli 1844.)

Liebe Sophie!

Ich wohne in Baden. Das Zimmer, welches mir der Wirth in Lichtenthal gegeben, war äußerst unruhig und nach Oelfarbe stinkend; auch wäre mir der bleibende Aufenthalt in Lichtenthal bei dem beständigen Regenwetter nachgerade lästig geworden. Hier bewohne ich zwei freundliche, ruhige Zimmer für ein mäßiges Miethgeld, werde mit gutem Kaffee bedient, und bin mehr mein eigener Herr in jeder Beziehung. Baden hat bis jetzt nicht die gehoffte Wirkung auf meine Gesundheit geäußert. Seit acht Tagen leide ich an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquicklichen Schlafe. Da geht es denn mit Arbeiten gar nicht, und ich suche mich durch Gesellschaft zu zerstreuen. Panofka, ein bedeutender Virtuose aus Paris, wohnt meinem Hause so nahe, daß ich ihm öfter in Kappe und Schlafrock (man ist hier Gottlob ungenirt) einen Morgenbesuch mache, um ihn geigen zu hören. Ich hab' ihm auch vorgespielt und er lobte mich als einen guten Geiger mit der Bemerkung, daß er nicht bald einen Amateur gefunden hätte mit einer so guten Stellung und Bogenführung. Ferner ist Lewald als mein Tischnachbar meine Gesellschaft und sucht mich mit Wiener Anekdoten zu unterhalten. Er sitzt mir zur Rechten. Links hab' ich einen Dr. medicinae, Namens

Fränkel. Er ist Magnetiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden Mundt, Herwegh und König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt: „wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen werde, so möchte er mir seinen herzlichen Gruß bringen.“ Herwegh soll sich bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Communismus hinaufgeärgert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendiren. — Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruinirt. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zur rechten Zeit eingetreten. Wer weiß, ob ich noch im Stande seyn werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab. Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg poste restante.

Während seines dießjährig erstmaligen Aufenthaltes in Schwaben war Niembsch seinen dortigen Freunden ziemlich ferne geblieben, wie sich aus Emma Niendorf (S. 182—203) zeigt. Am 29. April schrieb Emilie an Emma: „Unser wandelbarer Gast und unruhvoller Freund hat uns am Donnerstag früh ganz unerwartet schnell verlassen, und ist, seinem dichterischen Frühlingsdrange folgend, auf unbestimmte Zeit nach dem schönen Heidelberg abgereist. Ob er den guten Justinus auf dieser Tour besuchen werde, ließ er ganz unbestimmt; es wäre mir sehr leid, wenn es nicht geschähe.“

Es geschah nicht.

Dann am 15. Mai: „Wir haben Dich hier gar oft vermißt, besonders auch bei dem kurzen Zusammentreffen mit Kerner. Zwei Tage später kam Justinus noch auf der Heimreise ein Stündchen zu uns im strengsten Incognito, und wir konnten uns da noch fester überzeugen, als aus seinen Briefen, daß er ganz der Alte ist an Herzensgüte, gesundem Aussehen und Heiterkeit des Geistes. Es war besonders in Beziehung auf Niembsch dieses Wiedersehen von der besten Wirkung, und haben alle Mißverständnisse jetzt eine milde Lösung gefunden. Gottlob!“

ng mit hohen Perſonen lenkte,
ur nicht aufdrängen, ſondern
hme. Alexander wird wohl
Er gehört zu den manchen
treiten darf. Nur mit ſeines
rs ſind, ſo gerathen ſie doch
t für mich als ein Herab-
hen thun muß, ſich in die
enz. Ich will nicht immer
bei mir Ausnahme macht,
Narren- und Poetenfreiheit

Blüthenberg verbirgt die
r Glasthür. Von ſeiner
em Ruhebette, unter exoti-
[illegible] von dem letzten Krankheitsanfalle in Florenz.
Neben ihm das Pianino, auf dem er phantaſirt, darüber das große Adlerbild und ringsum Geweihe, indeß Nero, außen vor der Glasthüre hingeſtreckt, mit klugen Augen hereinſchaut. Plötzlich fährt ein Wagen an. Niembſch und Madame Heinrich! Es war auf eine Ueberraſchung abgeſehen. Der Graf, der ſich noch eben nicht ohne Empfindlichkeit über das Fernbleiben des Freundes beſchwert, ſchien von ſeiner Erſcheinung geneſen, wie elektriſirt. „Mein Mikloſch! Mein Mikloſch!“ rief er; man konnte wieder recht den Zauber wahrnehmen, den Lenau übt. Da ſaßen ſie Beide auf dem Divan mitten im Saale, von Blüthenkelchen überrankt; Arm in Arm, Haupt zu Haupt geneigt, Alles um ſich vergeſſend, hielten ſie ſich umſchlungen, mit einander flüſternd, faſt wie Spielgenoſſen, die ſich wiederfinden.

Dieß geſchah zu Serach am 17. Juni 1844. Es war ihr letztes Beiſammenſeyn hienieden. Einen Monat darauf war Alexander leibes-, und wieder ein Vierteljahr ſpäter Niembſch (das Schrecklichere!) geiſtestodt.

Emilie an Emma.

Lichtenthal, am 8. Juli 1844.

Alles ſtimmt zuſammen in den melancholiſchen Grundton unſers hieſigen Lebens. Wir hatten bis jetzt faſt immer ſchlechtes Wetter und waren bedeutend unwohl. Dabei fühlten wir uns gar einſam und verlaſſen, denn der Freund Niembſch iſt uns ganz abtrünnig geworden, unterhält ſich in Baden ſo vortrefflich, daß er, wenn er auch zuweilen einen kurzen Beſuch bei uns abſtattet, doch nie bei uns iſt, und durch dieß gleich wieder Forteilen mehr peinliche als angenehme Eindrücke hier zurückläßt. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Grafen Alexander in Wildbad, die uns Niembſch geſtern Abend brachte, hat ihn und uns Alle ſehr erſchüttert.

Mayer und Uhland ſah dießmal Niembſch gar nicht.

Auerbach fährt im erwähnten Aufſatze fort: „Ich wohnte ſchon mehrere Wochen in Baden, als ich erfuhr, daß Lenau mit der Familie Reinbeck in Lichtenthal angekommen ſey. Ich ſuchte ihn ſogleich auf und er ſagte mir alsbald beim Alleingehen im Garten, daß bei aller Anhänglichkeit und Treue gegen die Reinbecks er ſich doch gedrückt und beklommen fühle in dem einſamen Lichtenthal. Es werde ihm ſchwer, ſich von ihnen zu ſcheiden, da ſie kränklich und zum Theile ihm zu Liebe nach Baden gekommen ſeyen. Auf die Vorſtellung, daß es ſeine Pflicht gegen ſich und die Freunde ſey, friſchauf zu ſeyn und durch ſeine Anweſenheit zu erfriſchen, ging er willig ein; er ſchien in einem leichten Selbſtkampfe, bei dem man froh iſt, daß ein Unbefangener durch handreichende Zuſtimmung heraushilft.

Der alte Reinbeck — der, wie wir „Stuttgarter Gymnaſiaſten“ aus den zwanziger und dreißiger Jahren wohl wiſſen, mit ſeinem norddeutſch fremdartigen, zierlichen Weſen nirgends mehr am unrechten Platze war, denn als Lehrer der ſchwäbiſchen Jugend, die auf der Schwelle des Univerſitätslebens ſtand — hatte ganz gegen die ſonſt umlaufende Meinung von ſeinem Selbſtgefühle eine rührende Sorgfalt für Lenau's Poeſie und dichteriſches Schaffen, er war eiferſüchtig darauf bedacht, daß ein Jeder die hohe Anſicht von der Bedeutſamkeit des Dichters mit ihm theile. Lenau wiederholte das Wort einſt mehrmals, als ich die Frau Reinbeck einmal

geſprächsweiſe mit einem feierlichen Choral verglich. Er ſprach gern und begeiſtert von dem ungewöhnlichen Weſen der edlen Matrone, die auch als Landſchafterin ſich ein ſelbſtſtändiges Gebiet der Kunſt ſinnig angebaut hatte.

Als wir auf ſeinem Zimmer allein waren, ſagte Lenau: „Ich hab' immer mit Du an Dich gedacht, drum wollen wir auch Du zu einander ſagen.“ Er küßte mich und holte darauf voll Freude einen Stock, den er vom Schirme losband: „Da! ſagte er, ich hab' keinen Stock finden können, wie Du einen verloren; da nimm den Stechpalmenſtock. Schau das Geſicht, das darauf ausgeſchnitzt iſt! So eine Fratze hab' ich gemacht, wie ich die Albigenſer geſchrieben hab'. Wenn Du den Kopf anſiehſt, kannſt immer gut an mich denken!“

Die Dämmerung brach ein, Lenau war ſo ſtürmiſch, daß er noch heute eine andere Wohnung haben wollte; es war ihm ſo dumpf und drückend in Lichtenthal. Während die faſhionable Welt in der ſchönen Allee ſpazierte, ritt und fuhr, fragten wir in den Häuſern am Wege nach Wohnung, fanden aber keine entſprechende. In einem Hauſe — ich glaube es war des Münzmeiſters Kachel aus Karlsruhe — gefiel es Lenau gar wohl, der Hausherr war abweſend und keine Wohnung frei. Ich ſagte Lenau, er ſolle ſeine Karte abgeben und man werde ihm gewiß Platz machen, da lachte er mich tüchtig aus. Er war weit entfernt von der graſſirenden Bewußtthuerei, die ſich ſtets eine gewiſſe Haltung geben will und ſich immer geberdet, als ob ſie wie ein Iffländiſcher Fürſt nur den Mantel zu lüpfen brauche, um vor dem verhüllten Stern ſicheres Staunen und Kniebeugen zu erregen. Er gab indeß doch ſeine Karte ab und wir zogen weiter. Er wunderte ſich hier bei der Beſichtigung der Wohnungen, wie ſpäter, wenn ich ihm manche Kleinigkeiten beſorgte, daß ich für dieſe Dinge Rath wußte und dazu bereit ſey: er hatte wenig Sinn für Derartiges. Während wir Anderen uns von Jugend auf durch Noth und Sorgen hindurchſchlagen mußten, ſchien Lenau in äußeren Dingen an ein gewiſſes Gehenlaſſen gewöhnt, des Beſorgens durch Andere gewärtig. Er war aber in ſeinem ganzen Behaben weit entfernt von jeglicher ſteifen Unbehülflichkeit, vielmehr auf Ordnungsmäßigkeit bedacht, ſorgfältig ohne Aufhebens davon zu machen, überhaupt von einer gewiſſen vornehmen Gewöhnung. So ließ er ſich z. B., wenn er etwas zu

bezahlen hatte, vom Kellner nie kleine Münze herausgeben; er winkte ihm ruhig, ſie zu behalten.

Nicht dieſe Nacht mehr wollte Lenau nach Lichtenthal zurückkehren und er blieb in dem engliſchen Hofe.

Auf einem ſpäteren Spaziergange erzählte er mir dann, daß er nach Baden gekommen ſey, um hier im Anſchauen des genußjägeriſchen Wohllebens aller Art ſeinen „Don Juan" zu vollenden. Ich weiß die Worte nicht mehr, aber erinnere mich, daß er dieſe Dichtung als ein letztes Zuſammennehmen ſeiner Kraft nach einer Seite hin bezeichnete.

Ich will es hier nur ein= für allemal bekennen, daß ich mich der Unmittelbarkeit Lenau's und ſeinen gigantiſch ausgreifenden Gedanken gegenüber voll Ehrerbietung fühlte, wie ſie Niemand erlangt, der es auf Imponiren angelegt hat. Und dieſen freiwilligen Zoll der Ehrerbietung brachten ihm Alle mehr oder minder.

Lenau gehörte zu jenen Naturen, die nie daran denken — zum Theil auch weil ſie es ohne zu weit gehende Härte nicht auszuführen verſtehen — den Troß der Menſchen von ſich fern zu halten, der ſich namentlich in einem Luxusbade einfindet, um von der anſtrengenden Faullenzerei des ganzen Jahres während der Sommermonate bequem auszuruhen. Sie drängten ſich in ſo unbefangener Selbſtgewißheit an den geiſtig Arbeitenden, an den ſo berühmten Namen, durch den ſie eine zeitweilige Belebung ihres lahmen und öden Daſeyns, eine „amüſante Converſation" hoffen durften, und faſt noch mehr als mit dem eigenen Genießen ſtolzirten ſie innerlich, Neuangekommenen eine intereſſante Bekanntſchaft vermitteln und davon ſelbſt einen Schimmer erhaſchen zu können. Lenau ließ dieſe Leute ruhig an ſich herankommen, wenn er auch bei aller Leutſeligkeit ſich manchmal bei mir über ihr zudringliches Weſen beſchwerte. Dabei lag aber in ſeiner Schweigſamkeit und ruhigen Haltung eine gewiſſe unmittelbare Majeſtät, daß die „Dominoherren" es doch nie wagten, mit Lenau wie mit Ihresgleichen umzuſpringen, Neckereien und kleine Verdauungsſcherze an ihn anzubinden. Das bewährte ſich auch als wir wie gewöhnlich eines Mittags durch die Budenreihen nach dem Converſationshauſe gingen. Dort ſtand ein Mann, den ich nicht näher bezeichnen will, er klopfte Lenau ganz „familionär" auf die Schulter und ſagte: „Na, Lenau, wo treiben

Sie ſich herum? was arbeiten Sie? bekommen wir bald wieder was Neues?“ Es fehlte wenig, daß der Mann nicht Niembſchchen ſagte. Lenau rauchte, ohne zu antworten, ſeine Cigarre, und ſchlug nur einmal ſein großes Auge auf nach dem Manne, der ſich geſcheucht zurückzog und ſich etwas zu ſchaffen machte.

Es iſt wohl ſchon Jedem vorgekommen, daß er eine gewiſſe Eiferſucht der Welt gegenüber empfindet, die einen Hochgehaltenen nicht immer mit der entſprechenden Würdigung aufnimmt. Darum that dieſer Vorfall nicht nur mir, ſondern auch den andern Freunden, die ihn erfuhren, ein beſonderes Genüge.

Lenau hatte ſich eine Wohnung gleicher Erde, gegenüber dem holländiſchen Hof gemiethet. Als ich ihm über dieſe arbeitswidrige Stube Vorwürfe machte, ſagte er, er glaube faſt, daß hier aus ſeinem Arbeiten nicht viel werde. Er ſchien überhaupt rein und ausſchließlich der Stimmung hierin hingegeben, und nichts vom „Commandiren,“ das Goethe heiſcht, wiſſen zu wollen. Dieß lag nicht nur in dem vorherrſchend Lyriſchen ſeines Schaffenstriebes, ſondern gewiß auch in ſeiner phyſiſchen Dispoſition.

Zu den ſtillvergnüglichſten Stunden gehörte die Sieſta vor dem Converſationshauſe. Dort ſaßen wir mit Auguſt Lewald und einigen Andern beim Kaffee rauchend und plaudernd, und die heitere Muſik, das Ausſchauen nach den tannendunkeln Bergen goß ſanfte Heiterkeit und Ruhe in die Seele. Lenau ſah bisweilen gerne zu Domino ſpielen, ich erinnere mich nicht, daß er ſelbſt ſpielte. Wenn die Muſikbande einen Ländler ertönen ließ, einen Lanner oder Strauß, da konnte er oft ausrufen: „Brüderl, horch, paſſ' auf,“ dann ſchnalzte er bisweilen mit beiden Händen und bewegte die Arme, oder auch er ſagte nach dem Dreivierteltakte: „Halts enk z'ſamm,“ was ſo viel heißt als: „Haltet euch zuſammen!“ Er ſprach überhaupt gerne und mit unverwiſchter Gewohnheit den Wiener Dialekt.

Manchmal gingen wir auch auf ſein Zimmer, und da gings luſtig her; indem Lenau, die Stube auf- und abgehend, Geige ſpielte, das Ragoczylied und allerlei wilde Compoſitionen, auch ſelbſtcomponirte Walzer. Da dieſe voll Jubel und kecker Luſtigkeit waren, ließ ich nicht an ihm

nach, bis er einige aufſchrieb, er verſprach mir ihnen den Titel: „Hälts-enk-z'ſämm“ zu geben. Sie müſſen ſich wohl noch unter ſeinem Nachlaſſe gefunden haben. Auch mit dem damals in Baden anweſenden Virtuoſen Panofka ſpielte Lenau oft und gerne.

Lenau kannte das ſchwäbiſche Bauernthum ziemlich genau. War er ja in Gemeinſchaft mit ſchwäbiſchen Bauern nach Amerika ausgewandert. Ich beſchäftigte mich gerade damals mit dem Entwurfe eines Romans: „Die Auswanderer,“ und Lenau verſprach mir eine ausführliche Schilderung ſeiner Fahrten und Abenteuer, wogegen ich ihm verſprach, ihn ſelber zu einer Figur des Romans zu machen, als weitere Ausführung von Freiligraths ausgewandertem Dichter, und zugleich als ein Stück modernen Arions, der den Bauern auf dem Schiffe zauberiſch Geige ſpielt, und bei ihnen zur Mythe wird, die ſich in den Urwäldern fortpflanzt und vererbt. Lenau gefiel ſich ſehr in der Rolle und malte ſich als Mythe manchmal ſpaßhaft aus, wobei er ſeine Geſtalt und ſeine Miene ſeltſam ausſtaffirte. Wir hatten viel Lachen und Kurzweil von dieſen Phantaſieſpielen. Ich ſchalt ihn oft darüber, daß er dieſe ſeine Weltfahrt nicht zum Gegenſtande eines Epos gemacht, ſtatt daß er ſich an bereitete Stoffe wie Fauſt und Don Juan hingab, in denen das Augenmerk weniger auf die Handlung, als auf die Behandlung gerichtet ſeyn mußte. Man muß wildes Fleiſch erjagen, nicht ſchon einmal gekochtes jetzt braten oder ſchmoren.

Lenau war der Dichter der reinen Skepſis. Das Ringen nach abſoluter Wahrheit und nach der ſubjectiven, die aus dem innerſten Kern des eigenen Weſens geboren, nichts Ueberkommenes an ſich hat, iſt nirgends dichteriſch mächtiger herausgetreten als in Lenau. Wenn man von einer „ewigen Jugend des Dichters“ ſpricht, ſo beſteht dieſe weſentlich auch darin, daß er der Erregung und daraus folgenden Schwankung und Wandlung rückhaltsloſer hingegeben iſt. Dieſes beeinträchtiget einen feſten Halt in tauſend Lebensdingen keineswegs. Wer aber die Welt in ſich und aus ſich täglich neu ſchafft, wird die Strömungen der Atmoſphäre tiefer empfinden als ein Anderer. Der ſogenannte Weltſchmerz war bei Lenau weit entfernt von der Grimaſſe ſo Vieler, denen es nur darum zu thun war, recht intereſſant zu erſcheinen, ihren perſönlichen Katzenjammer über verfehlte Stellung und die Folgen der Arbeitsſcheu zu einem großen

allgemeinen Weltelend auszudehnen. Lenau war der Dichter der edelsten und erhabensten Melancholie, des stets sich erneuenden Bewußtseyns, daß der Weltzusammenhang und das Menschenthum sich in seiner Ganzheit nicht fassen, halten und gestalten läßt. Wie die Naturwissenschaft immer weiter vordringt in vordem dunkle Gebiete und die Grenze der Erkenntniß immer weiter hinausstekt, so kann auch der dichterisch vorahnende Geist, getragen von den Schwingen der Phantasie, in sich selbst ruhend, sein selbst gewiß, sich über die gewohnte Grenze hinauswagen, und erleuchtet von dem Lichte, das aus ihm kommt, dem dunkeln Räthsel ins Antlitz schauen, und uns seine Gestalt künden. Das wird dann ein prophetisches Schauen, dessen Wirklichkeit die Wissenschaft oft erst viel später und langsamer im Bereiche der Wahrnehmung erkennt. Ein Geist, der sich an der Grenze der Erkenntniß weder mit dem hergebrachten Glauben noch mit der Resignation, dem stillen Fügen in die einmal gesetzte Nothwendigkeit genügen kann, wird es immer wieder wagen, erobernd vorzudringen, und der Schmerz über das Unerreichte rührt zu den edelsten Klagen.

Ich knüpfte in den Besprechungen mit Lenau an sein Gedicht „die Form" an, worin er selbst sagt:

Werfen noch die Worte Falten,
Kein lebend'ger Leib, nur Kleid,
Was sie wecken, Lust und Leid,
Wird im Hörer bald erkalten.

Die neuösterreichische lyrische Poesie hat in einer Fülle von Ueberkraft sich von der mustergültigen Goethe'schen Einfachheit entfernt, in welcher jeder Einzelgedanke des Gedichts dem Verlaufe des Ganzen unterthan ist, und nicht eine Aufmerksamkeit für sich beanspruchen darf. Auch Lenau schien mir nicht frei davon, in einzelne Zeilen und Wortfügungen einen selbstständigen Gehalt einzuknüpfen, wodurch ein Abirren und statt der einfach und wie organisch nothwendig sich fortentwickelnden Melodie ein figurirter Gesang entsteht, der oft kunstvoll, aber dem reinen Geschmacke minder entspricht. Er ließ nicht ab, bis ich ihm dieß an einzelnen Gedichten nachwies. Ich wählte dazu das sonst so schön-melancholische Gedicht: „Die Heidelberger Schloßruinen," die er „der Zeit steinern stilles Hohngelächter" nennt, und so noch einige andere. Manchmal sagte er

Fränkel. Er ist Magnetiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden Mundt, Herwegh und König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt: „wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen werde, so möchte er mir seinen herzlichen Gruß bringen." Herwegh soll sich bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Communismus hinaufgeärgert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendiren. — Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so gehe ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruinirt. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zur rechten Zeit eingetreten. Wer weiß, ob ich noch im Stande seyn werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend thalab. Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg poste restante.

Während seines dießjährig erstmaligen Aufenthaltes in Schwaben war Niembsch seinen dortigen Freunden ziemlich ferne geblieben, wie sich aus Emma Niendorf (S. 182—203) zeigt. Am 29. April schrieb Emilie an Emma: „Unser wandelbarer Gast und unruhvoller Freund hat uns am Donnerstag früh ganz unerwartet schnell verlassen, und ist, seinem dichterischen Frühlingsdrange folgend, auf unbestimmte Zeit nach dem schönen Heidelberg abgereist. Ob er den guten Justinus auf dieser Tour besuchen werde, ließ er ganz unbestimmt; es wäre mir sehr leid, wenn es nicht geschähe."

Es geschah nicht.

Dann am 15. Mai: „Wir haben Dich hier gar oft vermißt, besonders auch bei dem kurzen Zusammentreffen mit Kerner. Zwei Tage später kam Justinus noch auf der Heimreise ein Stündchen zu uns im strengsten Incognito, und wir konnten uns da noch fester überzeugen, als aus seinen Briefen, daß er ganz der Alte ist an Herzensgüte, gesundem Aussehen und Heiterkeit des Geistes. Es war besonders in Beziehung auf Niembsch dieses Wiedersehen von der besten Wirkung, und haben alle Mißverständnisse jetzt eine milde Lösung gefunden. Gottlob!"

Als sich einmal die Rede auf den Umgang mit hohen Personen lenkte, äußerte der Dichter: „Man muß sich nicht nur nicht aufdrängen, sondern auch nicht hineinziehen lassen in das Vornehme. Alexander wird wohl mein letzter Bekannter dieser Gattung seyn. Er gehört zu den manchen leuchtenden Ausnahmen, die man gar nicht bestreiten darf. Nur mit seines Gleichen umgehen! Wenn Einzelne auch anders sind, so gerathen sie doch in den Contakt. Ein solcher Verkehr erscheint für mich als ein Herabwürdigen meiner selbst, weil man doch dergleichen thun muß, sich in die Form schmiegen, als achte man diese Convenienz. Ich will nicht immer auf dem Bauch kriechen. Selbst wenn man bei mir Ausnahme macht, ich will nicht exceptionell seyn, ich mag diese Narren- und Poetenfreiheit nicht haben."

Eine Säule von Blumen, ein würziger Blüthenberg verbirgt die Stufen zum Gemache des Grafen und seiner Glasthür. Von seiner Schwester gepflegt, liegt er da oben meist auf dem Ruhebette, unter exotischen Düften, noch leidend von dem letzten Krankheitsanfalle in Florenz. Neben ihm das Pianino, auf dem er phantasirt, darüber das große Adlerbild und ringsum Geweihe, indeß Nero, außen vor der Glasthüre hingestreckt, mit klugen Augen hereinschaut. Plötzlich fährt ein Wagen an. Niembsch und Madame Heinrich! Es war auf eine Ueberraschung abgesehen. Der Graf, der sich noch eben nicht ohne Empfindlichkeit über das Fernbleiben des Freundes beschwert, schien von seiner Erscheinung genesen, wie elektrisirt. „Mein Mikloſch! Mein Mikloſch!" rief er; man konnte wieder recht den Zauber wahrnehmen, den Lenau übt. Da saßen sie Beide auf dem Divan mitten im Saale, von Blüthenkelchen überrankt; Arm in Arm, Haupt zu Haupt geneigt, Alles um sich vergessend, hielten sie sich umschlungen, mit einander flüsternd, fast wie Spielgenossen, die sich wiederfinden.

Dieß geschah zu Serach am 17. Juni 1844. Es war ihr letztes Beisammensein hienieden. Einen Monat darauf war Alexander leibes-, und wieder ein Vierteljahr später Niembsch (das Schrecklichere!) geistestodt.

Emilie an Emma.

Lichtenthal, am 8. Juli 1844.

Alles ſtimmt zuſammen in den melancholiſchen Grundton unſers hieſigen Lebens. Wir hatten bis jetzt faſt immer ſchlechtes Wetter und waren bedeutend unwohl. Dabei fühlten wir uns gar einſam und verlaſſen, denn der Freund Niembſch iſt uns ganz abtrünnig geworden, unterhält ſich in Baden ſo vortrefflich, daß er, wenn er auch zuweilen einen kurzen Beſuch bei uns abſtattet, doch nie bei uns iſt, und durch dieß gleich wieder Forteilen mehr peinliche als angenehme Eindrücke hier zurückläßt. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Grafen Alexander in Wildbad, die uns Niembſch geſtern Abend brachte, hat ihn und uns Alle ſehr erſchüttert.

Mayer und Uhland ſah dießmal Niembſch gar nicht.

Auerbach fährt im erwähnten Aufſatze fort: „Ich wohnte ſchon mehrere Wochen in Baden, als ich erfuhr, daß Lenau mit der Familie Reinbeck in Lichtenthal angekommen ſey. Ich ſuchte ihn ſogleich auf und er ſagte mir alsbald beim Alleingehen im Garten, daß bei aller Anhänglichkeit und Treue gegen die Reinbecks er ſich doch gedrückt und beklommen fühle in dem einſamen Lichtenthal. Es werde ihm ſchwer, ſich von ihnen zu ſcheiden, da ſie kränklich und zum Theile ihm zu Liebe nach Baden gekommen ſeyen. Auf die Vorſtellung, daß es ſeine Pflicht gegen ſich und die Freunde ſey, friſchauf zu ſeyn und durch ſeine Anweſenheit zu erfriſchen, ging er willig ein; er ſchien in einem leichten Selbſtkampfe, bei dem man froh iſt, daß ein Unbefangener durch handreichende Zuſtimmung heraushilft.

Der alte Reinbeck — der, wie wir „Stuttgarter Gymnaſiaſten“ aus den zwanziger und dreißiger Jahren wohl wiſſen, mit ſeinem norddeutſch fremdartigen, zierlichen Weſen nirgends mehr am unrechten Platze war, denn als Lehrer der ſchwäbiſchen Jugend, die auf der Schwelle des Univerſitätslebens ſtand — hatte ganz gegen die ſonſt umlaufende Meinung von ſeinem Selbſtgefühle eine rührende Sorgfalt für Lenau's Poeſie und dichteriſches Schaffen, er war eiferſüchtig darauf bedacht, daß ein Jeder die hohe Anſicht von der Bedeutſamkeit des Dichters mit ihm theile. Lenau wiederholte das Wort einſt mehrmals, als ich die Frau Reinbeck einmal

geſprächsweiſe mit einem feierlichen Choral verglich. Er ſprach gern und begeiſtert von dem ungewöhnlichen Weſen der edlen Matrone, die auch als Landſchafterin ſich ein ſelbſtſtändiges Gebiet der Kunſt ſinnig angebaut hatte.

Als wir auf ſeinem Zimmer allein waren, ſagte Lenau: „Ich hab' immer mit Du an Dich gedacht, drum wollen wir auch Du zu einander ſagen.“ Er küßte mich und holte darauf voll Freude einen Stock, den er vom Schirme losband: „Da! ſagte er, ich hab' keinen Stock finden können, wie Du einen verloren; da nimm den Stechpalmenſtock. Schau das Geſicht, das darauf ausgeſchnitzt iſt! So eine Fratze hab' ich gemacht, wie ich die Albigenſer geſchrieben hab'. Wenn Du den Kopf anſiehſt, kannſt immer gut an mich denken!“

Die Dämmerung brach ein, Lenau war ſo ſtürmiſch, daß er noch heute eine andere Wohnung haben wollte; es war ihm ſo dumpf und drückend in Lichtenthal. Während die faſhionable Welt in der ſchönen Allee ſpazierte, ritt und fuhr, fragten wir in den Häuſern am Wege nach Wohnung, fanden aber keine entſprechende. In einem Hauſe — ich glaube es war des Münzmeiſters Kachel aus Karlsruhe — gefiel es Lenau gar wohl, der Hausherr war abweſend und keine Wohnung frei. Ich ſagte Lenau, er ſolle ſeine Karte abgeben und man werde ihm gewiß Platz machen, da lachte er mich tüchtig aus. Er war weit entfernt von der graſſirenden Bewußtthuerei, die ſich ſtets eine gewiſſe Haltung geben will und ſich immer geberdet, als ob ſie wie ein Iffländiſcher Fürſt nur den Mantel zu lüpfen brauche, um vor dem verhüllten Stern ſicheres Staunen und Kniebeugen zu erregen. Er gab indeß doch ſeine Karte ab und wir zogen weiter. Er wunderte ſich hier bei der Beſichtigung der Wohnungen, wie ſpäter, wenn ich ihm manche Kleinigkeiten beſorgte, daß ich für dieſe Dinge Rath wußte und dazu bereit ſey: er hatte wenig Sinn für Derartiges. Während wir Anderen uns von Jugend auf durch Noth und Sorgen hindurchſchlagen mußten, ſchien Lenau in äußeren Dingen an ein gewiſſes Gehenlaſſen gewöhnt, des Beſorgens durch Andere gewärtig. Er war aber in ſeinem ganzen Behaben weit entfernt von jeglicher ſteifen Unbehülflichkeit, vielmehr auf Ordnungsmäßigkeit bedacht, ſorgfältig ohne Aufhebens davon zu machen, überhaupt von einer gewiſſen vornehmen Gewöhnung. So ließ er ſich z. B., wenn er etwas zu

geſchnitzten Fratzenköpfen. Er war überhaupt ein Freund von ſolchen. Einmal beſichtigte er mit Frankl (ſ. d. B. S. 41) Jütners Sammlung von Büſten zu Wien, worin der barocke Bildhauer Meſſerſchmidt die verſchiedenartigſten Leidenſchaften und Empfindungen ausgedrückt hat. Lenau bewunderte dieſelben lange. „Die ſollte des Meſſerſchmidt Landsmann, mein verehrter Juſtinus Kerner ſehen! In den Köpfen ſpielen Dämonen, nur wäre es ihm ſchwer, ſie aus ihnen herauszutreiben; das haftet Alles unſterblich an dem Erz und Marmor!“ — Vor einzelnen Köpfen blieb er lange ſtehen, namentlich vor dem Kopfe: der innerlich verſchloſſene Gram, vor dem Feldherrn, vor dem Dichter, bei dem er es ſehr humoriſtiſch-ironiſch fand, daß er ſtatt eines Lorbeerkranzes einen Strick um die Schläfe gewunden hat. Die Geſichtsverzerrung des erbosten rachgierigen Zigeuners, der ihm vor allen Köpfen gefiel, ſuchte er nachzuahmen, eben ſo den Schalksnarren und den Erzböſewicht. „Gehn wir, ſagte er endlich lachend, das reizt mich alle dieſe Geſichter nachzuſchneiden. Ein Dichter ſollte keine Karrikaturen anſchauen, geſchweige denn ſie nachzuahmen ſuchen. Es muß Etwas in dieſem Bildhauer geweſen ſeyn, was ihn leicht hätte zum Narren werden laſſen; glücklicher Weiſe lagerte es ſich als Kunſt in ihm ab.“

Einen Vorfall, welcher zeigt, wie wenig Niembſch, ohne alles Anſehen der Perſon des Vorbringers, Ungebührliches in ſeiner Nähe litt, auch wenn ſolches ihn nicht unmittelbar berührte, brachte Frankl S. 90: „Er duldete nicht, daß Andere ſich einen cyniſchen Ausdruck in ſeiner Gegenwart erlaubten. Ich war Zeuge einer Scene, wo er einem in der Geſellſchaft hochgeſtellten Manne mit den Worten: „Das iſt ſehr ordinär!“ den Rücken kehrte und der darüber etwas verlegenen Umgebung zurief: „Habeat sibi!“ Es war dieß eine Eigenthümlichkeit, die von den ungariſchen Schulen wohl herrührte, daß er ſich mit Vorliebe lateiniſcher Redensarten bediente . . .

Wie Lenau als Dichter ſeine Würde zu wahren wußte, zeigen folgende von Emma Niendorf gemeldete Vorfälle (S. 220 und 225): „Die alte Frau von P.,“ ſagte er, „hat im Winter ihren Salon, wo ſie lauter Künſtler einladet, Dichter, Virtuoſen u. ſ. w. Da werden Productionen gemacht und grandios wird ſoupirt. Sie hat mich auch ſchon oft dazu

einladen laſſen durch W., der ein Freund von mir iſt. Ich ging aber nicht hin. Einmal, da konnt' ich ihr aber doch nicht ausweichen in Iſchl auf der Esplanade. W. ſaß neben ihr auf einer Bank. Ich wollte mit einem Gruß vorübergehen, aber er rief mich an und ſagte: „Erlaube, daß ich Dich meiner verehrten Freundin, der Frau von P. vorſtelle.“ Sie ſagte mir nun von ihrer Freude, mich kennen zu lernen, und dann: „Werden Sie mir nicht auch einmal in meinen Soiréen das Vergnügen ſchenken?“ Nur ſo hingeworfen. Da wollte ich ihr auch eine Sottiſe machen und ſetzte mich neben ſie auf die Armlehne der Bank, ſah zu ihr herunter und ſagte: „Nein, ich muß Ihnen recht ſehr danken,“ und baumelte mit dem Fuß. Nach einer Weile ſtand ich auf und empfahl mich. Ich dachte: „Biſt du en negligé, ſo will ich es auch ſeyn.“

Erlebten wir es doch, daß Jemand, dem Lenau vorgeſtellt wurde, herablaſſend zu ihm ſagte: „Ihre poetiſchen Verſuche habe ich geleſen.“ Das Geſicht, welches der Dichter bei dieſen Worten machte, kann man ſich nach der eben von ihm berührten Anekdote füglich ſelbſt dazu denken.

Einmal kam Niembſch zum Direktor des Salinenoberamtes in Gmunden; da war noch ein anderer Mann bei dieſem. „Es iſt odios, dieſes Vorſtellen. Wie kann er wiſſen, ob ich den Menſchen kennen lernen will, oder er mich, wenn man nicht vorher fragt? Er ſtellte mich als den „Dichter Lenau“ vor. Der Andere entgegnete: „Es giebt jetzt ſo viele pſeudonyme Dichter, daß man immer einen Katalog haben ſollte, um ſie nicht zu verwechſeln.“ „Wer einen Katalog braucht, um ſich die Namen zu merken, thut beſſer, ſich nicht darum zu kümmern,“ ſagte ich und ging weg. „Du kommſt mir recht!“

Niembſch hat nicht gerne und mit unvermiſchter Gewohnheit den Wiener Dialekt geſprochen, worunter doch wohl der des gemeinen Volkes gemeint ſeyn will. Er verſtand ihn zwar, da das Deutſch, welches man in Ofen und Peſth ſpricht, ſo ziemlich dem in Wien ähnelt, und dann war er auch lange genug in Wien geweſen, allein er ſprach ihn in geſunden Tagen nicht. Eben weil Niembſch gewöhnlich rein deutſch geſprochen, fiel es Frankl auf (ſ. deſſen Buch, S. 117), daß er ihn in ſeiner Krankheit zu Winnenthal mit ungariſchem Accente deutſch ſprechen hörte. Dieſelbe charakteriſtiſche Wahrnehmung machte auch Auersperg bei

seinem Besuche dortselbst. Ich hörte Niembsch auch nicht ein einzigesmal in österreichischer Mundart geschriebene Gedichte vorlesen, deren die neuere Zeit doch sehr viele und darunter allerdings sehr lesenswerthe brachte; worin schon ein Fingerzeig liegt, daß er unserer Volkssprache nicht ganz mächtig sich fühlte. Uebrigens wird gerne zugegeben, daß Niembsch im unbekümmerten Alltagsgespräche mit guten Freunden eben so leicht als Oesterreicher sich verrieth, wie Andere als Schwaben, Preußen, was auch hin und wieder ein spaßhaftes Mißverständniß veranlaßte. So frug Niembsch einmal den Grafen Alexander: „Ist ka Ball bei Hof?“ worauf Letzterer mit schöner Entrüstung antwortete: „Wo wäre wohl in aller Welt ein Hof, woselbst nicht immer und ewig Kabal' im Finstern wühlete.“

Walzer erfand Lenau wohl etliche selbst, doch befanden sich deren nicht in seinem Nachlasse. Er mag sie mit verbrannt haben. Ungarische spielte er, wie er sie von Zigeunern in seinem Geburtslande, und Ländler, wie er sie in Wien, zumal aber zu Aussee in Steiermark gehört, ungemein gern und mit großer Wackerheit. Evers schrieb ihm die Ausseer einmal auf, und so wird wohl auch an diesen Auerbach sich geweidet haben.

Das schnelle Verbrüdern und häufige „Brüderl“ sagen war sonst des schon gereiften Mannes Lenau Sache eben nicht. Er schloß sich im Gegentheile immer mehr gegen die Außenwelt ab und wurde beinahe leutescheu, wie erzählte Vorfälle und seine eigenen Briefe sehen lassen. Jene auffallende Abweichung deutet also schon auf einen abnormen Zustand.

Das erwähnte Widmungsgedicht lag im Entwurfe, leider aber ohne Tagangabe, unter den rückgebliebenen Schriften, und ward sonach in Lenaus dichterischen Nachlaß aufgenommen. Man merkt ihm etwas das „Impromptu“ an.

Daß Lenau in Wien so oft mit Adeligen sich habe verbinden sollen, ist daselbst unbekannt und daher wohl nur ein Mißverständniß. Uebrigens würde es ihm, wenn es in seinem Wunsche gelegen hätte, ohne Zweifel möglich geworden seyn.

Niembsch handelte dießmal bezüglich einer Verbindung mit Marie, — so heißt die marienmilde, seelenedle Frankfurterin, — äußerst rasch und entschlossen, gegenüber seinen früheren Vorgängen gegen Lotte und Karoline, was als ein weiterer Beweis einer damals bereits eingetretenen krankhaften

Seelenerregung erscheinen möchte, wozu der Keim schon durch die Sommerschwüle zu Stuttgart während des langwierigen und verdrießlichen Corrigirens ausgebrütet worden seyn mag. Hiezu kommt auch noch, daß er in Baden eben damals an mehrtägigem, beständigen Kopfschmerz gelitten hatte, wogegen der Magnetiseur seine Kunst zweimal vergebens versucht, was auf ungewöhnlich große Blutanhäufung im Haupte hinweiset. Niembsch verbrannte damals durch überstürztes Handeln, gleichsam aus Angst und Furcht vor sich selbst, die Brücke hinter sich, um sich damit sogleich jedweden Gedanken an Rückzug durchaus abzuschneiden. Alte feste Bande lassen sich nicht ohne Gefahr stracks zerreißen, sondern nur allmälig und schonend lösen, und neue nicht für immer bleibend schließen, ohne nicht früher klar überblickt zu haben, ob sich auch Alles dazu nach Wunsche fügt und schmiegt, sonst macht die Zukunft dieselben leicht zu harten Fesseln. Niembsch fühlte wohl auch selbst, welch ein gewagtes Spiel er spielte, wogegen das gemiedene am grünen Dominotische nur Kinderei, und scheute sich daher, auch nur einen Hauch darüber nach Wien gelangen zu lassen; an Sophie auch sogar nicht einmal, ja just am allerwenigsten an die. Seine Erfahrung von 1839 hatte ihm wenig genützt. Hätte er wie damals wieder sich Sophien vertraut, die sein Heil von Herzen wünschte, die Sache wäre sodann, wenn auch nach einigen Stürmen, nach vorerst beruhigend gelöster Lebensfrage im eigentlichsten Sinne, wohl wahrscheinlich zu glücklichem, und doch jedenfalls besserem Ende gelangt. Niembsch sagte später selbst: „Mein ganzes Unglück ist ein verfehltes Rechenexempel. Ich habe mich verrechnet. Ich wollte noch glücklich seyn, und als ich das Glück erkannt, es mir schnell sichern; ich glaubte, man würde sich in eine vollendete, erheischte Thatsache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, Alles versöhnt werden, Alles sich von selbst klären — aber die alten Bande lassen mich nicht los“ (Niendorf 270). Als Niembsch den letzten Brief an Sophie schrieb, kannte er bereits Marie, und gleichwohl meldete er kein Wort an Sophie davon, obschon er sie anwies, ihre Antwort nach Heidelberg zu richten, wohl bereits in dem verschwiegenen Entschlusse, über Heidelberg nach Frankfurt reisen zu wollen.

Niembſch an Sophie.

Baden, 15. Juli 1854.

Liebe Sophie!

Ich bin in den letzten Tagen von hier entfernt auf einer Reiſe durch den ganzen Schwarzwald geweſen; darum hab' ich nicht an Sie geſchrieben. Doch hab' ich auf dieſer Reiſe Ihrer und Ihres Hauſes nicht vergeſſen; denn als ich, durch das Kinzigthal fahrend, nach H. kam, erinnerte ich mich, daß an dieſem Orte noch Jemand von Eurer Verwandtſchaft zu finden ſey. Ich erkundigte mich bei der Wirthin um den Poſthalter K., der mir noch als Bruder Ihres Vaters im Gedächtniſſe war. Die freundliche Frau führte mich ſogleich über die Straße in ein kleines einſtöckiges, aus Stein und Holzgebälke gebautes Häuschen, und über eine ſchmale, hölzerne Wendeltreppe gelangte ich an die Thüre des Poſtbureaus, vor welcher eine große, alte, lederne Brieftaſche auf dem Boden lag. Ich klopfte an, und eine Stimme, in der ich die Ihres Vaters zu hören glaubte, rief: herein. Es erhob ſich vom Stuhl, aus einer langen Pfeife ſchmauchend, ein alter Herr, in dem ich ſogleich den Bruder Ihres Vaters erkannte. Ich entſchuldigte mein unvermitteltes und durch kein Geſchäft motivirtes Eintreten und machte dagegen geltend, daß ich ſeine Verwandten in Wien genau kenne und das Glück habe, ihnen befreundet zu ſeyn, worüber er in lebhafte Freude gerieth. Er gleicht Ihrem Vater außerordentlich. Dieſelbe Haltung des nur etwas längeren Leibes, dieſelben Haare, Geſichtszüge und Mienenſpiel; ja, mir ſchien, als fehlten ihm auch gerade dieſelben Zähne. Meine guten Nachrichten über Euch Alle erregten ihm große Freude; doch hielt er dabei einen ſchmalen Papierſtreifen in die Höhe und ſagte mit wehmüthigem Kopfſchütteln: „Sehen Sie, größer iſt das Format der ſeltenen Briefe nie, die mir mein lieber Bruder aus Wien ſchreibt, und doch möchte ich gerne ſo oft und ſo ausführlich wie möglich Nachrichten von ihm und den Seinigen haben!" Darauf rief er ſeine Schweſter herein. Eine alte, ſchon etwas gekrümmte Dame mit ſcharfgeſchnittenen Geſichtszügen und lebhaften Augen. Sie gab mir ſehr treuherzig die Hand, bat mich, ihrem Bruder einen herzlichen Gruß und zugleich Verweis zu bringen, daß weder er nach H. komme, noch bis jetzt eins ſeiner Kinder herausgeſchickt hätte. Der Poſthalter bat

mich um meine Adresse nach Baden und um die Gefälligkeit, eine Abbildung von H., die er mir dorthin senden wolle, an seinen Bruder nach Wien mitnehmen zu wollen. Ich schrieb ihm meine Badener Wohnung auf, und unter den freudigsten und herzlichsten Begrüßungen (nachdem mir des Posthalters Tochter, ledige, F., vorgestellt worden war) verließ ich die guten Menschen. Leider konnte ich nicht länger bleiben; ich war auf einer gemeinsamen Reise mit Dr. Fränkel nach Rippoldsau begriffen. Die beiden Alten, die von mir augenblicklich liebgewonnenen, gaben mir ihre Begleitung bis über die Straße, und die vortreffliche K-Schwester hängte sich ganz traulich in meinen ihr gebotenen Arm. Sie sagte mir auch, wie gerne sie, wenn es nur um einen Tag später wäre, mit mir nach Rippoldsau fahren möchte, um nur länger mit mir über Euch Alle sprechen zu können.

Der Schwarzwald ist überaus herrlich. Durch die wechselnden Krümmungen der Thäler macht auch die Schönheit immer neue Wendungen, so daß man in einem ununterbrochenen Strom von herrlichen Waldscenen dahinfährt. Alle meine Leiden sind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren. Morgen reise ich nach Heidelberg, wo ich einen Brief von Ihnen zu finden hoffe. Ihren nächsten Brief erbitt' ich mir nach Stuttgart p. r. Zum 13. August komme ich nach Wien und eigentlich nach Lainz. Doch werde ich diesen Herbst aus mehreren, zum Theil sehr gewichtigen Gründen, wohl noch einmal herausreisen müssen. Die Albigenser sind noch nicht angefangen. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Auerbach fährt fort:

„Nun ward die Reise nach Frankfurt beschlossen; ich sollte mit als „Gespiele" des Bräutigams. Meine Zeit war noch von der Herausgabe des Gevattersmanns und der Anordnung des deutschen Familienbuches streng in Anspruch genommen, ich reiste daher voraus nach Karlsruhe, wollte sehen, ob ich abkommen könne, und Lenau sollte mich am Bahnhof erwarten. Als ich ihm nun dort sagte, daß es mir unmöglich sey, mitzureisen, da rannen ihm die Thränen unaufhaltsam die Wangen herunter und er klagte schwer, daß er nun ohne Bruder und Genossen so ganz allein den bedeutsamsten Weg seines Lebens ziehe.

In Frankfurt traf Lenau Moritz von Schwind, Felix Mendelssohn und unsern gemeinschaftlichen Freund, Ferdinand Hiller. Er war mit diesem in dem nahen Bade Soden und noch bei seiner Rückkunft erzählte er, wie ihn Hillers Composition seiner „drei Zigeuner," die er dort singen hörte, ungemein erfreute, und von Hillers Klavierspiel angeregt, schrieb er ihm in sein Album folgende Zeilen.

Als Hiller mir spielte:

Wenn seine Sonne hat das Licht,
Aus der ein Meer von Strahlen bricht,
Wo ist die Sonne für den Klang,
Dieß Meer ausströmend von Gesang?

Frankfurt, 20. Juli 1844. Nicolaus Lenau.

Dieß ist wohl das letzte Gedicht, das er in seinen lichten Tagen geschrieben, es gibt Zeugniß seiner Kraft, die ihn für den mystischen Trieb nach dem Unergründlichen, dem Urquell von Ton und Wort, so mächtigen Ausdruck gewinnen ließ. Sollte die Antwort vielleicht in Begriff und Wort: „Sphärenmusik" liegen, wodurch man den leuchtenden, rhythmisch rollenden Weltkörpern ein Tönen zutheilt?... Auch in Frankfurt war er, wie mir erzählt wurde, oftmals seltsam weichmüthig und zu Thränen geneigt. Dort sagte er einmal zu Schwind ohne Begründung und Erklärung das schreckliche Wort: „Das Licht geht aus!" Dasselbe Wort wiederholte er mir einmal in Baden, als er am hellen Mittag, gebückt, die Hände zwischen die Kniee geklemmt, auf dem Sopha saß. Ich erschrak darüber, wußte nicht, was er wollte und schalt ihn über solche seltsame Rede; er ging davon ab und sagte: „Es ist nichts, vergiß es."

Still und in sich gekehrt war er nach Baden zurückgekommen, nur wenn er von seiner Braut sprach, war Alles in ihm ein voller, hoher Accord der seligsten Freude. Und doch ist es so schwer, bei einem Manne wie besonders Lenau, der getragen und gehegt war von hingebender Anerkenntniß *gewohnter* Kreise, sich nun in *neuem* Kreise in seinem Wesen vielfach documentiren zu müssen und sich ausdrücklich kennen lernen zu lassen.

Lenau hielt den Plan fest, sich in Heidelberg anzusiedeln, und da ihn die Existenzfrage auch vielfach beschäftigte, gedachte er, seine Abneigung

gegen Staatsdienst überwindend, als Docent der Philosophie aufzutreten. Auf den Einwand, daß das, was er hierin leisten könne, wohl auch Andere vermöchten, daß aber, was ihm zunächst als ausschließlicher Beruf gegeben sey, auch seine Pflicht bleibe, ging er wiederum willig ein und sprach viel von dem Plane zu einem großartigen Oratorium, den er mit Felix Mendelssohn verabredet hatte; er wollte darin, über die biblischen Stoffe hinausgehend, ein Neues schaffen; sein Studium der Gnostiker sollte ihm dabei unverloren seyn. Da er selber nichts Näheres darüber bezeichnete, und vielleicht auch noch nicht entschieden darin war, blieb es bei diesen allgemeinen Andeutungen. Ueberhaupt rang er offenbar mit der Gestaltung dieses neuen Lebens, das ihm so spät geworden, da es der jugendlichen Biegsamkeit und Fügsamkeit ermangeln will und ein volles reiches Daseyn des Thuns, Denkens und Empfindens nicht mit hinüber genommen werden durfte in das neue Leben. Die Skepsis, die fort und fort sich erneuert, ist zugleich Ursache und Wirkung des Vereinsamens, sie hat nothwendig ihre Grenze und mindestens ihren theilweisen Abschluß, sobald ein positives Verhältniß fest gegründet ist, das dem subjectiven Belieben, dem waghalsigen Hinaussteuern ins Uferlose Schranken setzt, indem noch ein anderes damit gefährdet ist.

Vor der Reise nach Wien bangte Lenau, er wollte, daß ich an seiner Stelle dahin gehen könnte; ich erbot mich dazu, da ich in wenigen Wochen der buchhändlerischen Verpflichtungen entledigt war und ich ihm so gerne einen Ersatz für das versagte Geleite nach Frankfurt gegeben hätte. Bald sagte er aber wieder, daß diese Dinge in Wien nur er und Niemand anders erledigen könne.

Hiezu mag in Bezug des Verhältnisses zwischen Lenau und Mendelssohn Folgendes bemerkt werden. Ein Freund Lenau's zu Wien, der Tonsetzer, Tonmeister und Tonlehrer Joseph Fischhof, welcher mit ihm im Jahre 1819 in die Philosophie getreten und später auch wieder in den medicinischen Vorlesungen mit ihm zusammengetroffen war, lernte im Jahre 1828 mit ihm Englisch von deren gemeinschaftlichem Freunde Witthauer. Die Vorlesungen waren immer bei Fischhof im Trattnerhof. Nach der Stunde blieben die Freunde noch oft beisammen, wo sodann Fischhof

gewöhnlich sich ans Klavier setzte, um meistens von Beethoven vorzuspielen. Lenau liebte die Nachtseite der Musik und nur mit Mühe und vielem Vorspielen erzwang von ihm daher Fischhof die Anerkennung Mendelssohns. Lenaus Achtung für Mendelssohn steigerte sich aber in der Folge so, daß er sogar einen Oratoriumtext für ihn dem beiderseitigen Freunde Fischhof versprach. Lenau meinte, das göttliche Princip sey durch Händels Messias unübertrefflich betont; der gefallene Engel, der Dämon, müßte denn auch ins Oratorium hineingezogen werden, und in genialen beredten Grundrissen, wobei sein Auge wunderbar flammte, entrollte er die ganze Structur des Gedichtes. Schade, daß Unglück und Tod das gemeinschaftliche Werk zweier so großer Meister, dessen künftige Ausführung dieselben noch bei ihrem letzten Zusammenseyn so lebhaft beschäftigte, für immer feindlich verhinderten!

Professor Fischhof bringt noch bei, daß Lenau die Compositionen seiner eignen Lieder von Fräulein Josephine Lang in München, späterhin Professorin Köstlin in Tübingen, einer genialen Componistin, als besonders seine Intentionen treffend, bezeichnete; dann auch, daß Lenau, trotz seiner Vorliebe für die melancholische Richtung in der Musik, dennoch einen Widerwillen gegen die sogenannte „nervöse" Kunst hegte.

Die vier Zeilen an Hiller waren mit der abweichenden Ueberschrift „Sonne" und mit der Veränderung in der letzten: „Ein Meer" statt „Dieß Meer" unter Lenau's Papieren vorhanden und wurden in den Nachlaß eingeschaltet. Lenau's letztes Gedicht ist dieß jedoch nicht, denn abgesehen davon, daß er noch im August und September 1844 zu Wien, ja auch sogar zu Stuttgart noch am Don Juan fortdichtete und ihn abschloß, so sind aus dem September auch noch zwei herrliche kleinere Gedichte vorhanden, worauf späterhin umständlich die Rede kommen wird.

Niembsch an Sophie.

Baden-Baden, 27. Juli 1844.

Unterdessen bin ich in Frankfurt gewesen. Von meinem dortigen Leben werd' ich Ihnen mündlich erzählen, wenn ich nach Mainz komme, was bis zum 13. August unfehlbar geschehen wird.

Der Tod Alexanders hat mich sehr betrübt. Er war mir wie kaum ein zweiter von meinen Freunden in großer Liebe ergeben. Eben ging ich eines Abends nach Lichtenthal hinüber, als mich unterwegs ein alter Bekannter aus Stuttgart antrat und sagte: „Diese Nacht starb Alexander in Wildbad.“ Das Schicksal scheint unter meinen Freunden aufräumen zu wollen, damit ich im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkomme. Leben Sie wohl, liebe Sophie! Ihr Niembsch.

Nun geschah die zweite Reise nach Frankfurt und zwar zur Verlobung. Niembsch war vor Allem sehr darum zu thun, einen Vermögensstamm sich zu bilden, woran er und die künftigen Seinigen mit Beruhigung sich zu lehnen vermöchten. Er konnte zwar in Folge der schon vollendeten Auflagen seiner Gedichte und des Savonarola, dann der noch bevorstehenden der Albigenser über mehr als 4000 fl. rheinisch verfügen; die genügten ihm aber nicht zu einer Grundfeste für einen häuslichen Herd, wie solchen ein so gefeierter Dichter zu wünschen berechtiget war. Wenn er auch wohl noch die Hoffnung hegte, daß auch von Seite seiner Braut ein ansehnlicher Beitrag zur Errichtung ihrer gemeinschaftlichen Wirthschaft würde geleistet werden können, so glaubte er sich die nöthige Stütze doch nur allein durch völligen Verkauf aller seiner bisher erschienenen, gleichwie auch der noch künftig anzuhoffenden Werke verschaffen zu können. Zu diesem Ende reiste er von Baden vorerst nach Stuttgart, und da er Freiherrn v. Cotta dort nicht traf, zu ihm auf dessen Besitzung Dotternhausen. Cotta ging bei der Wichtigkeit des Geschäftes nur auf das heftige Andringen von Niembsch in die augenblickliche Abschließung ein, wobei es diesem gänzlich überlassen ward, die Bedingungen selbst zu stellen. Als solche wurden im Wesentlichen festgesetzt: „Herr v. Niembsch überläßt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung das immerwährende und ausschließliche Verlagsrecht seiner sämmtlichen Schriften, der schon vorhandenen sowohl als der noch zu erwartenden, für welches Verlagsrecht er 20,000 fl. im Vierundzwanzigguldenfuße erhält. Außerdem sind dem Herrn Verfasser für jeden Band der erst zu erwartenden Schriften ein für allemal 2500 fl. zu entrichten. Die Auszahlung aber des Hauptehrensoldes von 20,000 fl. erfolgt innerhalb fünf Jahren von Ostern 1845 anfangend

in je zwei Jahreszielern zu Ostern und Michael." — Dieser höchst beschleunigte Vertrag wurde von Niembsch mehr aufgedrungen als eingegangen zu Dotternhausen am 30. Juli 1844. Niembsch eilte damit, ganz selig darob, nach Frankfurt.

Es handelt sich nun darum, über diesen zweiten Aufenthalt in Frankfurt, bei der bescheidenen Verschlossenheit der Hauptquellen, jenes Wenige vorzuführen, was sich gleichwohl darüber darbot.

Von einem Ungenannten steht im „Lloyd" vom Sonnabend Morgens den 7. Sept. 1850 Z. 263

Eine Erinnerung an Lenau.

Weiter soll sich nicht ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

Schöne, ächt poetische Worte eines vor Kurzem Dahingeschiedenen. Ob er sie auch selbst beherzigt haben mag?

Es war vor mehreren Jahren zu jener Zeit, wo Nikolaus Lenau seinen Brautlauf hielt, der so tragisch enden sollte, als ich mich an einem Tische mit ihm befand, und zwar im elterlichen Hause jener edlen Frau, über deren Beziehung zu Lenau dessen Schwestermann in den bekannten biographischen Umrissen (im Album österreichischer Dichter, Wien bei Pfautsch 1850) nur wenige andeutende Worte wagt. In jenem Hause war bei der überraschenden Höhe der Bildung, auf welcher auch der weibliche Theil der Familie sich bewegte, selbst das Anschlagen solcher Gespräche gestattet, welche ihres abstracten Stoffes halber sonst nur in männlichen Cirkeln abgewickelt werden. So entspann sich bald nach Beginn des Mahles ein Gespräch über Hegel und seine Philosophemen. So oft, oder besser so selten gebildete Wiener auf diese Berliner Celebrität zu sprechen kommen, fehlt nie das petit mot pour rire; sie können sich einmal mit diesem Prototyp der Abstraction nicht befreunden, daher auch wenige Geduld und Lust gehabt haben dürften, über die ersten Seiten seiner Schriften hinauszugelangen. Hier war es speciell die Hegel'sche Definition der Gottheit, welche besprochen wurde, und zwar in Gegenwart mancher

unschuldig gläubigen Gemüther. Ich entsinne mich nur, daß Lenau, wie es sein Brauch war, nach längerer scheinbarer Unaufmerksamkeit plötzlich in ein eigenthümliches Schmunzeln ausbrach und ausrief: „Deus est id (ich sage ausdrücklich id, nicht is) quod nemo scit, nisi forte Deus ipse sciat.“ Diese je nach dem Tone, mit dem man sie liest, entweder aretinischen oder gläubigen Worte hatten in Lenau's Munde fast einen schmerzlichen Ausdruck, der es bewies, wie oft und fruchtlos sein großer Geist über das erhabenste Räthsel des Daseyns nachgedacht haben mag.

Durch eine Wendung, die unschwer zu errathen ist, gerieth man auf das Kapitel der confessionellen Unterschiede, und somit auf die Judenemancipation, eine damals wie jetzt so vielfach ventilirte Frage. Ueber die Zulässigkeit derselben in unserem Zeitalter hatte Lenau seine eigenthümlichen Ansichten. Wenn mein Gedächtniß den Geist seiner Worte richtig aufgefaßt hat, so mochten sie ungefähr folgendermaßen lauten: „Die Judenemancipation darf nicht die Aufgabe des Augenblicks seyn, weil sie eine Frage von ebenso großer politischer, als religiöser Bedeutung ist. Das Judenthum ist der Glaube einer compacten, seit vielen Jahrhunderten unvermischten Nationalität; der Christ kann Mahomedaner, Feueranbeter, ja Fetischist werden, aber nicht Jude, weil er nicht vom Geschlechte Abrahams ist. Nicht zu läugnen ist, daß der Mosaismus Gebräuche und Ansichten anerkennt, welche dem Geiste der christlich-staatlichen Gesellschaft widerstreben. Das Höchste, was man also in der Gegenwart vom Juden verlangen könnte, wäre ein Ablegen dieser Gebräuche, als Entgelt für die neuen Rechte, die ihm jene Gesellschaft gewähren würde. Eine unbillige Forderung ist es aber, nebstbei zu verlangen, daß er sich taufen lassen sollte. Mit anderen Worten, man verlange von ihm Austreten aus der alten Genossenschaft, ohne ihm die bestimmte neue vorzuschreiben, in die er einzutreten hat.“

Nach Tische setzte sich Lenau in ein anstoßendes Zimmer zum Kaffeetrinken in einen Lehnstuhl, und zündete die geliebte Cigarre an. Sie war erst halb geraucht, als sie im Eifer des Gesprächs verlöschte. Nach einigen Minuten versuchte er es, sie von Neuem in Gluth zu versetzen, und empfing demnächst jenen wenig angenehmen Eindruck, welchen immer eine

wieder angezündete Cigarre machen wird. Unwillig warf er sie von sich und sagte:

„Des Lebens Traum ist einmal nur zu träumen,
Zerbroch'nes niemals wieder ganz zu leimen!"

Ein unreiner Reim, dafür aber vielleicht ein Impromptu, vielleicht auch nur eine Reminiscenz; für den ersten Fall entreiße ich diese Zeilen der Vergessenheit.

Hiemit sind meine Reminiscenzen an jenen Tag zu Ende. Warum ich so Unbedeutendes hier niederlege? Als Antwort diene eine arabische Mythe:

„Als Salomo den Tempel baute, brachte eine Ameise einen Strohhalm zu dessen Bau herangeschleppt, und Salomo nickte dankend."

Wenn der geachtete Erzähler bei Anhörung jener Verse gewußt hätte, daß Lenau dieselben bereits am 17. Februar 1832 zu Heidelberg an seinen Freund Klemm in Paris, der ihm zugeredet, die edle Lotte in Stuttgart zu heirathen, zurückweisend geschrieben; so würde für ihn wohl die Wiederholung dieser Worte just zur Zeit der Verlobung Lenau's mit Marie eine ernste, tiefe, schier schauerliche Bedeutung erlangt haben. Lenau war eben auch hier wiederum Prophet.

Lenaus Freund, Karl Evers, theilte mir nach Lenau's Tod bei wiederholter Rücksprache, wenn mich anders mein Gedächtniß nicht irre leitet, folgendes mit:

„Evers war mit seiner Gattin in Frankfurt am Main zur Zeit der Brautfahrt Lenau's. Evers erblickte von seinem Fenster aus Lenau auf einer Umfahrt. Dieser sah dermaßen freudestrahlend aus, daß solches als etwas ganz Ungewöhnliches Evers auffiel und zwar so, daß ihn darob sogar Besorgniß anwandelte. Späterhin sprachen sich die Freunde, wobei der Bräutigam seinen vollen Himmel aufschloß, und zuletzt auch im Rückblick auf die unabweislichen Bedürfnisse der Erde durch eine bekannte Bewegung des Daumens dem theilnahmsvoll Horchenden noch stillschweigend andeutete, daß es auch damit seine guten Wege habe. Evers erzählte darnach hievon seiner Gattin. Diese, als eine Einheimische vertrauter mit

den Verhältnissen der Frankfurter, besorgte, daß Lenau hierin wohl in einen Irrthum verfallen wäre. Vielleicht — äußerte Evers zu mir — hatte derselbe gedacht, der Stand eines Bürgermeisters einer so reichen großen und souverainen Stadt setze an und für sich schon — wenn nicht Reichthum, so doch bedeutende Wohlhabenheit voraus, wie dieß auch wirklich in Hamburg (Evers Geburtsstadt) der Fall ist, wo man den Bürgermeister auf Lebenszeit nur aus den ersten Häusern wählt, während man in Frankfurt, wo alljährlich gekürt wird, mehr auf Geschäftstüchtigkeit, und daher auch öfter auf eben nicht vermögliche Rechtsanwalte Bedacht nimmt. Auch mochte die Erscheinung des bescheidenen und edlen Mädchens zu Baden-Baden an der Seite der allerdings reichen Tante hiedurch einen unwillkürlich irre leitenden Nebenschimmer erhalten haben. Vielleicht wurde Lenau auch noch durch andere, nicht genügend Unterrichtete in der vorgefaßten Meinung von der Wohlhabenheit der Erkornen in gutem Glauben bestärkt. Eine Eröffnung der Brautmutter (der Vater war bereits gestorben), welche einer unter gewöhnlichen Umständen sehr genügenden, unter den obwaltenden aber keineswegs entsprechenden Mitgift erwähnte, entstürzte Lenau zu einer Zeit, wo an einen Rücktritt nicht mehr zu denken war, seiner beruhigenden Hoffnung auf eine vollkommen gesicherte Zukunft aller einst ihm Angehörigen. Welch ein peinliches Erwachen für einen schwermüthigen Dichter, der sich immer mit Ekel dem gemeinen Treiben abgewendet, und einem höheren Leben zugekehrt war! Der Pegasus sollte vor den Pflug! — Lenau war auch daher, als ihn Evers wiedersah, sehr herabgestimmt. Hiezu mochte auch noch ein anderes Ereigniß beigetragen haben. Einer von den neuen Verwandten oder Bekannten hatte Lenau gefragt: „was er denn eigentlich für eine Art Dichter wäre? Ob ein Theater- oder Romanschreiber, oder was wohl sonst derlei? — Man kann sich leicht den widrigen Eindruck denken, den eine solche etwas borstige und naive, vielleicht auch halb erbarmenvolle Frage unter Übrigens so feiner und hochgebildeter Gesellschaft auf den berühmten Dichter machen mußte."

Also beiläufig Evers. — Ich selber füge bei: Daß es einem so selbstständigen und gerecht stolzen Manne wie Niembsch nie einfallen konnte,

(wie das so vorkommt) nur nach Gelde zu freien — würde sich auch dann noch von selbst verstehen, wenn wir auch seine Gesinnungen dießfalls nicht schon bei anderer Gelegenheit — Karolinen gegenüber zeuge Brief vom 22. August 1839 — bestimmt und verläßlich kennen gelernt hätten. Ein Mann, den ein anzuhoffender Vermögenszuwachs von 50,000 fl. nicht reizt, den kann überhaupt kein Vermögen ködern. Andererseits konnte er aber auch, da er selbst nicht reich genug war, und bei seiner hervorragenden Stellung in der Welt verehlicht doch wenigstens ein sogenanntes „kleines Haus" hätte führen müssen, keine andere als eine ihm ziemlich gleich Bemittelte zur Gattin wählen. Weil nun diese von ihm für begründet gehaltene Voraussetzung hier sich nicht erfüllte, so warf ihn der verfinsterte Blick in die Zukunft, und wohl auch in Rückerinnerung an das Jahr 1839 die Furcht vor Wien, die schon aus seiner ungewöhnlichen scheuen Schweigsamkeit herauslauscht, inmitten alles Glückes, das ihm aus der unverhehlten und reinen Liebe einer edlen, sittigen, stillen und wahrhaft deutschen Jungfrau erblühte, gleichwohl oft plötzlich in jene, von Auerbach gemeldete, seltsam weichmüthige, zu Thränen geneigte Stimmung, ja sogar augenblicklich in so trostlose Schwermuth, daß er mit hiobischer Versunkenheit unbewußt ausrufen mußte: „Das Licht geht aus!" — Verräth dieß denn nicht bereits begonnenen Wahnsinn? —

Niembsch an Emilie.

Frankfurt, 5. August 1844.

Ueber mein ganzes Leben ist ein freudiger Friede gekommen, wie ich ihn diesseits nicht mehr zu gewinnen hoffte. . . .

Niembsch an Freiherrn Georg von Cotta in Botternhausen.

Stuttgart, den 8. August 1844.

Hochwohlgeborener! Hochverehrtester Herr und Freund!

Mit freudig und dankbar bewegtem Herzen mache ich Ihnen hier die Anzeige, daß Fräulein Marie — meine erklärte Braut ist.

Nachdem ich in Frankfurt einige unsäglich glückliche Tage erlebt, in

welchen ich eine wahre Wiederverjüngung meines Herzens und meines Lebensmuthes feierte, nachdem ich dort in festlicher Versammlung der Verwandten Glückwünsche und den Strauß des Bräutigams empfangen, und am folgenden Tag mit meiner geliebten Braut einen Spaziergang Arm in Arm durch Stadt und Promenade gethan hatte, fuhr ich vorgestern Abends 9 Uhr unter starkem Gewitter von der gelobten Stadt nach Stuttgart ab. — Die glorioseſten Blitze, die ich je gesehn, durchflammten die Schwärze des Gewölks und das Wetter hallte, als wollte mir der Himmel ein donnerndes Bravo! zurufen. Groß, theurer, innigstverehrter Freund, ist Ihr Antheil an der Begründung meines Glückes, groß und nie verjährend Ihr Anrecht auf meinen wärmsten tiefsten Dank.

Leben Sie wohl und herzlich vergnügt auf Ihrem Landsitze, bis wir uns wiedersehen. Morgen reise ich nach Wien und bald zurück nach Frankfurt und in den Himmel.

Ich bitte meine angelegentlichsten Empfehlungen an Ihre Damen zu bringen. Euer Hochwohlgeboren innigstergebener Niembsch-Lenau.

Seine Fahrt nach Wien war eine sehr traurige. Seinen Geburtstag, den er in Linz begehen hatte wollen, brachte er noch einsam auf der Reise zu, und er weinte viel und bitterlich. Am 14. August 1844 trat er endlich in Linz bei seiner Freundin Sophie ein. Sie frug ihn sogleich: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?“ — „„Ja! — sprach er — doch wenn Sie's wünschen, verheirathe ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch.““ —

Erst mehrere Tage darnach kam Niembsch zu uns nach Weidling, wo auch ich mich just befand. Er schien höchst glücklich und war es wohl oftmals auch für den Augenblick. So funkelnde Freudigkeit war an dem düsteren Niembsch befremdend, und darum verdächtig bezüglich ihrer Dauer, wie allzu lodernd Feuer, das da zwar hell leuchtet, aber auch schnell sich verzehrt. Es blickte manchmal durch, als wäre die Lust etwas gewaltsam erzwungen. Er erzählte mit höchster Liebe und Begeisterung von seiner Braut und nannte sie zumal eine wahrhaft deutsche Jungfrau. Die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse — Niembsch: katholisch, Marie: evangelisch — war insoferne unerfreulich, als gerade damals in Deutschland

viel Geschrei über die Mischehen, und in Oesterreich deren Schließung mit früher unbekannten Schwierigkeiten verbunden war.

Niembsch schien im äußersten Falle entschlossen, jedes Hinderniß durch Uebertritt zu heben. Dieß rieth ich aber durchaus ab, schon auch, als nicht unumgänglich nothwendig, von Anderem und Wichtigerem zu geschweigen. Auf meine Frage bezüglich des Vermögens der Braut, deren ganzes Gewicht für ihn wir kannten, übersprang er kurz die Gegenwart und entwich in fernere unverbürgte Zukunft. Das war höchst bedenklich. Er erzählte mir dann von seinem Schriftenverkauf. — Ich schwieg darauf bedeutsam. Nicht nur erschien mir sogleich auf den ersten Blick in Anbetracht der so häufigen Auflagen der Werke Lenaus und seines noch unvorgerückten Alters, das ihm nach dem Beispiele seines Groß- und Urgroßvaters noch ein langes Verweilen hienieden verhieß, wornach dann erst noch das dreißigjährige Eigenthumsrecht auch nach dem Tode in Wirksamkeit träte, — der Ablösungsbetrag nicht angemessen genug, zumal als ich gar hörte, daß dessen Auszahlung so langsam erst erfolgen sollte, und im Vertrage von Verzinsung nichts bestimmt worden war, was jenen gar bedeutend einschrumpfen machte; — sondern ich hielt auch — (ich verhehlte es ihm später nicht) eine solche gänzliche Entäußerung seiner selbst für nicht ganz ehrenvoll; er würde sich gleichsam selber dadurch zum Feinde, und jede künftige neue Auflage, so erfreulich einerseits, wäre doch zugleich wie ein Dolchstich in sein Herz. Nur so lange er schreiben könnte, hätte er fürder etwas; und gerade im Alter, wann er es am nöthigsten brauchte, stünden er und die Seinigen aller Stütze bar. — Doch ich schwieg damals bedeutsam; ich wollte ihm seine Freude darob nicht zu jäh vergällen.

Wir machten Alle einen Lustgang das schöne Wiesenthälchen hinan, der „Rothgraben" genannt; es hieße nun besser: „Lenauthal." Hundert Schritte nur von unserem Häuschen liegt der wunderhübsche Friedhof hinter einem Laubgange hoher schattiger wilder Kastanienbäume. Im Vorübergehen am Friedhof durchs Gitterthor auf die Gräber darin voll grünem Rasen blickend, wobei er, auf von Hammer-Purgstalls Denkmal aufmerksam gemacht, gerade auf den Platz hinsah, worunter er itzo selbst schläft, sprach er traulich heiter zu seiner Schwester Therese: „Gelt, Tertschi, da liegt sich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinst still

nebeneinander liegen!" — Damit hatte der Prophet sich selbst seine Ruhestätte bezeichnet.

Weiter hinauf im Thal, unserem Grundstücke „die Hacke" beinahe gegenüber, lagerten wir uns jenseits des Murmelbachs auf einem umwaldeten Wiesenplätzchen für kurze Zeit ins Gras. Da erzählte er uns mit lebhaftem Vergnügen von der festlichen Aufnahme, die ihm auf Cotta's Gute geworden, von grünen Prunkbögen daselbst und von einem schönen Kranze, durch des Freundes Tochter ihm aufgesetzt. Der Kranz war längst verdorrt, doch nicht seine Freude darüber. Dieß war das letztemal, daß Therese ihren Bruder gesund sah. Er kam nicht lebend mehr nach Weidling, nur todt, um es dann nie mehr zu verlassen. So hatte die Todtenkerze denn doch recht. (S. den Brief vom 21. August 1843).

Ich besuchte Niembsch einmal in Lainz, allwo er bei seinem Freunde Max wohnte, wobei er auch mir einen Stechpalmenstock mit ausgeschnitztem lachenden Judenkopfe schenkte, wie er es Auerbach zu Baden-Baden gethan. Auch Max erhielt einen ähnlichen. — Der Freude Flügel hingen ihm dazumal schon sehr schlaff; er war oft fürchterlich herabgedrückt. Er beschwerte sich über Schlaflosigkeit und so häufigen Schweiß, daß er mitunter in der Nacht das Hemd wechseln mußte, und über eine solche Erschöpfung seiner Kraft, daß er, der einst so rüstige „Traunsteinläufer" (s. Brief vom 9. Juli 1831), nur mit äußerster Anstrengung sich auf den mäßig hohen Berg bei Hainbach, die „Sophienalpe" genannt, emporzuschleppen vermochte. Auch mußte er oft, zumal bei Nacht, unwillkürlich auf das Heftigste weinen. Was den Freunden insbesondere bedenklich auffiel, war der oft plötzliche ganz unerklärliche Uebersprung von übermäßiger Freude zu tiefer Trauer. Auch ward er wider alle sonstige Gewohnheit gegen die besten Freunde manchmal jählings rauh. Die Meisten besorgten für ihn wohl eine nahe, vielleicht bedeutende Krankheit und keine besonders heitere Zukunft; doch Keinem fiel es zu ahnen ein, was diese wirklich bringen sollte.

Frankl erzählt S. 107 einen Gang mit ihm von Wien nach Lainz:

„Wir saßen nach Tische allein im silbernen Kaffeehause; er forderte mich auf, ihn nach Lainz zu begleiten. Auf dem nahen Mehlmarkte waren

Omnibusse aufgestellt. „Wir wollen lieber allein in einem Wagen fahren. Mich freut es nicht mit so Vielen zusammen. Es ist doch ein schöner Genuß, mit vier prächtigen Hengsten vorgespannt, durchs Leben fahren zu können.“ Nun fing er mit einem Fiaker zu unterhandeln an, ob er nicht von seinem Collegen ein paar Pferde borgen und zu den seinen spannen wolle? Der Fiaker meinte: „Euer Gnaden, da fangeten ja d'Schusterbuben a Rebellion an!“ „Er hat recht!“ sagte Niembsch und zog mich herzlich lachend fort; „aber im Omnibus fahre ich nicht. Man muß dem Volke zeigen, daß man lieber zu Fuße allein geht.“

Man würde sehr irren, wenn man diese Aeußerung für eine aristokratische Volksgeringschätzung halten wollte; es war nur ein vornehmes Wesen in ihm, das sich gerne von den Sorgen der Alltäglichkeit fern hielt und nicht der Gemeinheit verfallen mochte.

Ich erinnere mich unserer Gespräche nicht mehr, die wir während einer zweistündigen Fußwanderung führten; nur eine Aeußerung weiß ich bestimmt, daß er über schlaflose Nächte klagte, und wie er den wenigen Schlaf, den er genösse, mit reichlichem Schweiß büßen müße. „Das hat etwas zu bedeuten!“ schloß er seine Mittheilung.

Wir kamen vor einem Laden vorbei, wo Loose zu einem Herrschaftsgewinne angekündigt waren. „Wie wäre es denn, wenn wir ein Loos zusammen nähmen? Dann ging's vielleicht mit den vier Hengsten.“ „Bene, amice! Rogatus lude!“ Wir kauften ein Loos; Niembsch nahm es zu sich, und schrieb mir sogleich im Laden eine Bestätigung. Als ich dagegen protestirte, meinte er lächelnd: „Man kann nicht wissen, wie Einen der Tod hinterschleicht.“

Diesem fügt Frankl auch noch bei:

„Durch die Augsburger Allgemeine Zeitung erfuhren alle Freunde Lenau's in Wien, er habe sich verlobt. Er, der, wenn vom Eheglücke die Rede war, zu sagen pflegte: „Das habe ich verpaßt!“ oder wohl auch, je nach wechselnder Stimmung: „Die Ehe ist ein unnatürliches und somit unmoralisches Institut,“ — er also verlobt! — Niemand, der ihn näher kannte und ihm wohlwollte, begrüßte die Nachricht mit der Hoffnung, daß ihm sein Entschluß Glück bringen werde. Mancher sagte wohl gar: „Das ist ein verrückter Streich!“

Lenau kam nach Wien. Seine Stimmung war eine ungewohnt heitere, faſt luſtige. Es erſchien an dem ſonſt ſo ernſthaften Manne die Stimmung als eine überreizte."

Vorſtehendem läßt ſich beifügen: Was Niembſch vom Fiaker verlangte, und vom Alleingehen ſagte, hätte er in geſunden Tagen gewiß weder verlangt noch geſagt.

Niembſch verweilte nur einen Monat zu Wien, oder eigentlich zu Lainz bei ſeinem Freunde Max im dortigen Schloß des Grafen von Tige. Er beſuchte mich öfter in meinem Amtszimmer zu Wien. Einmal übergab ich ihm da eine ſehr ausführliche und vielſeitige ſchriftliche Erörterung und zifferweiſe Auseinanderſetzung: warum und in welchem Maße ich ſeinen neuen Verlagsvertrag als ungünſtig für ihn hielte, und ich deutete darin zugleich die Aenderungen an, die er auf freundlichem Wege noch im Vertrage zu erwirken bemüht ſeyn ſollte. Ich glaubte damit meine Pflicht als ſein älterer und bedächtlicherer Bruder zu thun. Oft ſchlägt's aber anders aus, als wir armen Blinden wähnen. Er nahm die Berechnung mit nach Stuttgart, wo er oft darüber gebrütet haben ſoll, und ſelbſt dann ſtundenlang gerechnet. So vermehrte ich noch ſeine Noth, anſtatt, wie ich gewünſcht, ſie ihm zu erleichtern. Er wußte auch zur Zeit ſeiner Abreiſe von Wien noch immer nicht recht, welches feſte Geſchäft er ergreifen und wohin er ſich bleibend wenden würde. Die Verwandten der Braut hätten es wohl am liebſten geſehen, wenn er ſich in Frankfurt anſiedelte, und auch er ſelbſt ſprach mitunter davon. Auerbach meldet, Niembſch hätte an Heidelberg gedacht. Ich widerrieth ihm jegliches Ausſcheiden aus Oeſterreich. Wie hätte er auch anderswo ſich in die Länge ſo behaglich und heimiſch fühlen können? Sagte er denn nicht einmal: „Ja, die Heimath! Das ſind Eindrücke, die ſich nie verwiſchen. So war mir's, wenn ich in die Wälder von Amerika kam, doch nie das gleiche Gefühl, es waren auch Eichen, aber es war doch fremd und kam mir ſo unächt vor. Selbſt wenn ich in Deutſchland reiſe und durch Wälder komme, iſt's doch wieder anders noch, als daheim."

Die meiſte Wahrſcheinlichkeit hatte noch immer Wien für ſich; denn er begann noch während ſeiner Anweſenheit daſelbſt Unterhandlungen wegen

Ankauf eines romantischen Hauses in den Felsen der Klause bei Mödling, das ein freiherrlicher Dichter, Rupertus, der uns schon bekannte v. Bayer, damals besaß.

Niembsch an Sophie zu Linz.

Linz, den 17. September 1844.

Liebe Sophie!

O wie ärgert mich diese schlechte Wirthshausdinte, die mir Ihren lieben Namen so blaß hinschreibt! Ich muß eben nehmen, was ich habe, weil ich die erste Stunde meiner Rast zu meinem ersten Briefe an Sie benützen will. Auf der Reise bisher ist es mir mitunter seltsam ergangen. Der erste Tag gab gutes Wetter und die Reisegesellschaft hielt sich den größten Theil des Tages fast sämmtlich oben auf dem Verdecke, was mir die Kajüte zu einer einsamen, willkommenen Klause werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte auch ich auf dem Verdeck zu, und nie war mir eine Stromfahrt so bedeutsam und ergreifend erschienen wie diese. Wenn man von was recht Liebem geschieden ist, und um das Verlorne trauert, so ist es gut in einen Strom zu schauen, wo Alles wogt, rauscht und schwindet wie das Beste des Lebens. Diese Wehmuth hätte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst bald auch so verrauschen werde und vergehen. Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterseelenallein und ungestört in jener Abendstimmung, die mich manchmal in Linz überfallen.[1] Ich danke für die drei Sacktücher, die Sie mir auf die Reise mitgegeben! Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wiedersehen!" dringen mit schmerzlich und drohend nach, und seltsam fügte sich's, daß diese Worte am zweiten Tage meiner Reise sehr leicht hätten wahr werden können. Gestern nämlich mußte unser Schiff Nebels wegen einige Morgenstunden verlieren und hatte darüber die Zeit versäumt, in der es durch den Strudel passiren sollte. Zu spät kamen wir an das schöngelegene Oertlein Nikolai was ein junger, russischer Graf während des Beiliegens schnell in seine

[1] Das heißt: weinend.

Reisemappe trug), und mußten dort anlegen und bleiben, bis die erwarteten stromab fahrenden Schiffe vorbeigezogen seyn würden. Ueber vier Stunden harrten wir, des armen Nikolai und aller seiner Schönheiten fast müde, ohne mehr als *eins* jener Schiffe zu erblicken. Da erklärte der Strandinspector um 1 Uhr Mittags, daß wir nunmehr fahren dürften. Zufälliger Weise hatte aber diesesmal der dazu aufgestellte Strandwächter in einem Weinrausche die Sperrfahne oberhalb des Strudels, das Signal für die thalabfahrenden Schiffe, stillzustehen und die Vorüberkunft des Dampfschiffes abzuwarten, *nicht* aufgesteckt, und wir fuhren dem Strudel zu. Als wir links um die Felsenecke bogen, wo der Strom eben so reißend als sein Bett enge wird, kamen uns zwei mit Granitsteinen schwerbelastete, aneinandergebundene Schiffe entgegen, die, das wehrende Zeichen an der bekannten Stelle nicht findend, bona fide in die Thalenge eingefahren waren. Unsere Steuerleute wurden beim Anblicke dieser Begegnung von Schreck ergriffen: „Jesus, Maria, kommt da ein Schiff daher!“ Doch hielten sie rüstig und gewandt unser Schiff nach dem linken Ufer hin, während unsere Gegenfahrer, ebenfalls höchst besorgt, aus allen Kräften arbeiteten, um ihre Fahrzeuge dem rechten Ufer (wohin die Strömung ihren Abfall hatte), so nahe und uns so ferne wie möglich hinzusteuern. Die feierliche Stille des nahen Todes herrschte einige Augenblicke hüben und drüben, denn an einem Haare hing es, so wären wir zusammengestoßen und nach der Aussage unserer Aufführer[1] unrettbar Alles versunken. Kaum zwei Zoll von einander entfernt fuhren die verderblichen Wanderer sich vorüber.

Der Capitän, als die fatale Begegnung überstanden war, gratulirte uns zur glücklich abgelaufenen Gefahr. Die verlornen Fahrstunden ließen uns erst gegen 10 Uhr Abends in die Nähe von Linz gelangen. Die Nacht war sehr finster; plötzlich „scharretzte“ (nach der Schiffersprache) das Schiff; wir fuhren auf. Wir saßen fest auf einer weidlichen Sandbank. Eine große Schaar reisender Schiffknechte, die sich an Bord befanden, wurden zu Hülfe genommen und man arbeitete von 10 Uhr Abends bis 7 Uhr früh, bis das Schiff wieder flott wurde.

[1] Eigentlich: Nauführer, von Nau, Nawe, navis, Schiff.

Ich legte mich Anfangs in der Kajüte hin und dachte über mein Schicksal nach, sans comparaison; doch um 12 Uhr wurde mir das Lärmen zu toll, ich stand auf und mischte mich unter die Schiffsleute und machte durch zwei Stunden ihre Arbeiten mit, mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer. Das Zerren am Schiffstau, um das Schiff zu lüften und zu schieben, auf Commando und taktmäßig verrichtet, ist in der That eine enorme Anstrengung. Von Zeit zu Zeit rief der Anführer sein durchdringendes „Zarrt's an!" Dann wurde immer mit verdoppelter Wuth gekeucht und gezerrt und das Schiff zitterte vom Aufstämpfen der eisenbeschlagenen gewaltigen Füße. Die Scene hatte in der finstern und stürmischen Nacht, beleuchtet nur von der schlechten Schiffslaterne, etwas Großartiges. Mir war diese Diversion sehr wohlthätig, denn der Seele thut es wohl, wenn sie einmal ihre Bewegung an den Leib abgeben kann. Nach zweistündiger Arbeit, wie ich sie nie gethan hatte, und wie ich mich derselben gar nicht fähig geglaubt hätte, legte ich mich nieder und schlief trotz dem fortgesetzten ununterbrochenen Getös einen herrlichen Schlaf. Um 7 Uhr Morgens wurden wir endlich flott und fuhren nach Linz, wo ich im Gasthof zum Erzherzog Karl einen Tag bleibe und ausruhe. Morgen Mittags um 1 Uhr reise ich mit dem Eilwagen nach Salzburg. Ich würde lieber über Regensburg reisen, allein die Wasserfahrt hat meiner Geige wehgethan, wie ich aus ihrer gestörten Stimme wahrnehme; auch ist das Holz ganz naß anzufühlen. — Gestern bemerkte ich eine Frau auf dem Schiffe, die einzige, die mir bis jetzt vorgekommen, die Ihnen ähnlich sieht, ähnlich an Gesicht und Gestalt, auch im Alter. Ich hatte eine große Freude darüber. Begierig, auch ihre Stimme zu hören, sprach ich sie an; doch hier hörte die Aehnlichkeit auf, denn die Stimme ist das Allerpersönlichste. Sie ist die Frau eines Kriegscommissärs und auf einer Reise nach Verona begriffen.

Die Aehnlichkeit der Frau mit Ihnen und daß sie mir auf dem Schiffe begegnete, dünkte mir eine jener seltenen sinnreichen Einrichtungen des Geschicks, die uns im rechten Momente wahrhaft beglücken können; es war mir wie eine angenehm überraschende Veranstaltung unsichtbarer Mächte, daß mir das Licht Ihrer lieben Erscheinung, theure Sophie, nicht plötzlich entschwunden seyn, sondern mich in einem schwachen

Nachglanze noch einmal freundlich begrüßen ſollte. Leben Sie wohl, bis wir uns wiederſehen. Wahren Sie Ihre Geſundheit. Grüßen Sie Max und Kinder. Gott ſegne Sie, wie Sie mein Herz ſegnet! Ihr Niembſch.

Ueber den Aufenthalt von Niembſch zu Salzburg empfing ich folgenden Brief.

J. L. Jokell, Koadjutor, an Anton Schurz.

Wigaun, am 11. Januar 1851.

.... Es war an einem ſonnenhellen Mittage eines klaren, heiteren Sommertages, als ich von ungefähr in das offene Fenſter meines Zimmers trat, und unten an der Straße eines Fremden anſichtig wurde, in welchem ich augenblicklich Niembſch erkannte. Mit einem Satze über die vier Stiegen hinunter, bei dem Hausthore hinaus und den in Gedanken Vertieften mit dem Rufe: „Herr von Niembſch!“ zum Stehen bringen, war Eines. Der Angerufene ſchien von dem freundlichen Ueberfalle nicht im Mindeſten überraſcht; um ſo mehr ſchaute ich ganz verdutzt drein, als er meinen Gruß mit dem Gegengruße erwiederte: „Grüß Sie auch Gott, Herr von Swoboda!“ „Was fällt Ihnen ein? Kennen Sie mich denn nicht mehr?“ Er ſchien ſich meiner nicht mehr zu erinnern. Jetzt nannte ich meinen Namen und ein Strahl freudiger Ueberraſchung überflog ſein verdüſtertes Geſicht, und licht und klar unterhielt er ſich einige Augenblicke im Geſpräche mit mir, ſeine aufrichtige Theilnahme freudig mir bezeigend, daß ich das unſtäte Leben aufgegeben und mich einem ernſten, feſten Berufe zugewandt, nachdem ich ihm mitgetheilt, daß ich das vor einem Decennium begonnene und dann unterbrochene Studium der Theologie wieder aufgenommen und in der Salzburger Diöceſe die Aufnahme gefunden hatte. Aber auf einmal, mitten im Geſpräche, wandte er ſich von mir ab, ſtarrte ſtier die früher erzbiſchöfliche, nun kaiſerliche Reſidenz an, vor der wir ſtanden, und ſagte finſter: „Das iſt ein düſteres Haus und das ganze Pfaffenneſt iſt ſo finſter. Mir wird's unheimlich da.“ — Nun iſt Salzburg nichts weniger als intereſſant und kurzweilig, wenn der Himmel mit grauen Wolken umzogen iſt und der Regen aus den Wolken ſtrömt; allein, wenn über Salzburg die Sonne aus dem

tiefblauen Himmel in ihrem vollen Glanze ſtrahlt, gibt es nach der übereinſtimmenden Ausſage aller Reiſenden nicht leicht einen ſchönern Fleck Erde als Salzburg und ſeine Umgebung, und Niembſch hatte es gerade damals in dieſem Punkte gut getroffen, denn es war das ſchönſte Wetter. Auch hat die Reſidenz, ein Bau neuerer Zeit, kein düſteres Anſehen, und die Pfaffen laufen Einem in Salzburg auch nicht zu häufig, beſonders um die Mittagszeit, im Wege herum. Es gibt in Salzburg verhältnißmäßig weniger Geiſtliche, als in anderen Metropolitenſitzen. Deßhalb konnte ich mir jene plötzliche Wendung im Geſpräche nicht leicht zuſammenreimen, und kam es mir gleich noch weniger richtig vor, als Niembſch, die Unterredung ohne Weiteres abbrechend, ſich zum Fortgehen anſchickte. Ich begleitete ihn noch eine kleine Strecke und er gab mir das Verſprechen, mich auf ſeiner Rückkehr zu beſuchen und ſich etwas länger bei mir aufzuhalten, nachdem wir noch übereingekommen, uns um 7 Uhr Abends deſſelbigen Tages in ſeiner Wohnung beim Mohren noch einmal zu ſehen. Als ich mich aber um die beſtimmte Stunde im Mohren einſtellte, fand ich die angegebene Zimmerthüre verſchloſſen. Auf meine Frage: ob Herr von Niembſch ausgegangen? ward mir zur Antwort: er ſey ſchon Nachmittags wieder weiter gereist. Davon nicht wenig überraſcht, verfügte ich mich zu einem meiner Bekannten und einem Verehrer der Lenau'ſchen Muſe, Herrn Profeſſor Dr. Löwe, dem ich den ganzen Hergang erzählte und der auch der Erſte war, gegen den ich in der Folge bemerkte, daß mir Lenau's Seelenzuſtand ſchon bei unſerem letzten Zuſammentreffen bedenklich vorgekommen. Dazu gehörte auch keine tiefe Seelenkunde; ich habe Niembſch früher öfter geſehen und nicht ſelten auch, wenn ihn ſeine böſe Stunde der Melancholie überkommen; aber ihn ſo geſehen zu haben, wie das allerletztemal, kann ich mich nicht entſinnen.

Lenau's Anſicht über die Lage von Salzburg war (nach Niendorf S. 215) folgende: „Salzburg iſt nicht eigentlich ſchön. Es ſind membra disjecta einer ſchönen Gegend. Es iſt keine Harmonie, kein Plan der Schönheit darin. Es iſt eigentlich keine Gegend, denn ſie hat keinen Charakter: da ein Berg, dort ein Stück Ebene. Die Berge ſind wie dem Herrgott

aus der Taſche gefallen. Ich liebe die Vielheit, das Mannigfache in einer Gegend nicht. Ich habe lieber Eines recht."

Niembſch an Sophie.

München, den 19. September 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern Abend um 11 Uhr herum bin ich hier angekommen, unwohl und leidend. Ein heftiger Kopfſchmerz und große Müdigkeit waren die Folgen der von Linz an unausgeſetzten Reiſe im Eilwagen bei ſchlechtem Wetter und abmüdenden Gedanken an meine Zukunft. Dieſe iſt nicht ohne Beſorglichkeit. Wenn, wie es ſcheint, meine Geſundheit nachläßt und die poetiſche Production verſiegt, ſo kann es noch recht ſchlimm gehen. Ich muß mit Cotta wegen des bewußten Punktes ernſtlich ſprechen. Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgeſtiegen. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendſtimmung einen Beſuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe. Durch das angelegentliche praktiſche Trachten der letzten Zeit, das ich meiner Natur beſtändig gewaltſam abnöthigen mußte, fühl' ich mich im Innerſten erſchöpft und verletzt. Mir iſt, als ſey ich unter den Pöbel gerathen. Mein Genius, der bisher ſo frei gelebt, wird mißmuthig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle? — Liebe Sophie! Es naht Ihr Geburtstag. Ich möchte in einer beſſeren Stimmung ſeyn, um von dieſem Tage mit Ihnen zu ſprechen. Mir iſt er ein geheiligter Tag; er wäre mir mein liebſter Todestag. Mir ſchwebt ein Gedicht vor auf dieſen lieben Tag. Heute Nachmittag 3 Uhr geh' ich von hier nach Augsburg, und um 7 Uhr Abends mit dem Eilwagen von dort nach Stuttgart, wo ich morgen Mittags eintreffen werde. Schreiben Sie mir recht bald dahin, liebe Sophie. Mein nächtlicher Schweiß hat ſich wieder eingeſtellt. Ich bin wirklich unwohl. Ein ſtarker Schnupfen und ein Huſten ſind auch dabei. Die Leiden ſind geſellig wie die Raben; ſie kommen in ſchwarzen Schaaren. Vielleicht, fliegen ſie auch wieder zuſammen fort. Heute kann ich nicht mehr ſchreiben. Mir ſaust der Kopf und alle Gedanken fallen mir auseinander. Bin ich erſt wieder geſund, ſo kommt

der Muth wieder. Ich werde Ihren Geburtstag feiern und mit Gott selbst anstoßen auf Ihr Wohl und die gute Hoffnung, daß Sie mich lieb behalten. Grüßen Sie Max und die Kinder. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 24. September 1844.

Liebe Sophie!

Heute früh hab' ich Ihren Brief, den sehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmlische Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes seiner Worte senkte sich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele; dort wird es bleiben, so lange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermeßlichen Umfange zu schätzen. In Ihnen, theure Sophie, hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange athme ich den reinsten lebendigsten Aether des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere, und lausche dem Rauschen seines Wellenschlages, und er wecket in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Redensart, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte, meinem Geiste und meinem Herzen unentbehrlich zu seyn. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abschiede gesprochen. — Meine Gemüthsstimmung ist übel und meine Gesundheit nicht viel besser. Den 21. bin ich hier angekommen. Tags darauf ging ich zu Cotta und eröffnete ihm mein Anliegen, kurz, klar und bestimmt. Ich sagte ihm, daß ich zur Eröffnung und anständigen Fortführung meines Hausstandes entweder einer sogleich beginnenden Verzinsung meines Kapitals oder einer sofortigen gänzlichen Auszahlung desselben bedürfte; auch hätte ich nur im Drange des Augenblickes und in der Eiligkeit des Vertrages zu Dotternhausen versäumt, auf dem einen oder dem andern zu bestehen. Er sagte mir jedoch meine Forderung nicht zu, indem er sich auf seinen Agenten und Mitinteressenten, Herrn Roth, berief, ohne dessen Zustimmung er mir nicht willfahren könne, der aber jetzt in Italien verreiset sey. Ich sehe mich dadurch in Verlegenheit

gesetzt. Ich werde hier noch einige Tage zuwarten, ob Cotta sich nicht doch dazu entschließt. — Was ich im Fall beharrlicher Weigerung thun werde, ist mir noch nicht klar. Das Wahrscheinlichste ist die Abtretung der ganzen Forderung an einen Wechsler, wenn es unter annehmbaren Bedingungen geschehen kann; wo nicht, die Vertagung meiner Heirath. Die letztere wird in einem gewissen Maße jedenfalls Statt finden müssen, da ich fest entschlossen bin, früher den Schritt zu thun, um den Sie bereits wissen.[1]

Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch nichts Thatsächliches zur Kenntniß bringt. — Mein Appetit, um den Sie fragen, ist schlecht; meine nächtlichen Schweiße wollen mich noch immer nicht verlassen, und der von heute Nacht war so stark, daß ich aufstehen und Wäsche wechseln mußte, etwa um 1 Uhr Nachts. Die Lainzer Abendstunde pflegt auch wiederzukommen. Die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verstören mein Gemüth. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etuis kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Thränen aus den Augen stürzen, und doch thu' ich's so gerne und oft! Leben Sie wohl, liebe, theure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das Schmerzlichste, aber auch auf das Beglückendste erschüttert.

Leben Sie wohl! Morgen ist Ihr Geburtstag. Ich will mit dem Ewigen anstoßen, daß er uns zurufe: „Ihr sollt leben und Euch nie verlassen! —" Ihr Niembsch.

Unter die schlimmen Vorbedeutungen dieser seiner Brautfahrt rechnete Niembsch auch einen Engländer mit zwei Misses im Eilwagen von Ulm nach Stuttgart, welche den Tabakrauch nicht ertragen konnten. (Niendorf S. 210.)

Stuttgart, den 28. September 1844.

Liebe Sophie!

Noch immer bin ich in Stuttgart und werde noch vierzehn Tage hier bleiben. Die neue Modalität meines Vertrages, nach welcher die

[1] Das Wechseln der Religion.

Buchhandlung mir mein Kapital verzinsen soll, ist von mir bei Cotta ernstlich und nachdrücklich in Antrag gebracht, aber noch nicht bewilligt worden. Cotta verwies mich auf die Zurückkunft des Herrn Roth, seines Hauptgeschäftsführers und des Vertreters der bei der Buchhandlung mitinteressirten Schwester Cotta's, ohne dessen Zustimmung mein Vorschlag nicht angenommen werden könne. Roth wird aus Italien zurückerwartet. Ich habe die betreffende Stelle Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen tausendmal Hand und Herz küsse, oft und sehr aufmerksam gelesen. Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor meiner ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert. — Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sey er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählte, er sey diesen Sommer in Carlsbad gewesen, und dort sey in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung angekündigt, gelesen worden. Eine Dame gerieth darüber in die größte Erbitterung, und sprach von einem Verhältnisse, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das Schärfste über die angekündigte Verlobung und wie daraus nimmermehr ein Segen ersprießen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden u. s. w. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von dieser Geschichte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Verspruch mit Fräulein B. werde zurückgehen. Das Schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Theile verlieren werden, oder schon verloren haben. Uebrigens wird auch dieses, wenn es der Fall seyn sollte, nie und nimmer einen Einfluß auf die Gestaltung meiner Zukunft in Betreff des Wohnortes und der Fortsetzung meines Umganges mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, haben können.

Indessen hat mich die Geschichte geärgert. Ich vermuthe, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, Niemand anders war, als Frau v. W. Außer der Verzinsung meines Kapitals

werde ich noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen, mich treu und fest an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Gesetz seyn soll. Ich bin heute viel zu aufgereizt, als daß ich Ihnen ordentlich schreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte.

Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Wasserreise entstanden, d. h. concipirt in der Idee, hier ausgeführt: „Blick in den Strom." Doch ich will es lieber in meinem nächsten Briefe, der bald kommt, bringen. Das mir theure Lied paßt nicht auf die Klatschgeschichte. — Meine Gesinnung ist gegen Sie, theure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und geweiht. Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache oftmal in der Nacht und muß, ohne mir etwas Bestimmtes zu denken, von selbst und gleichsam bewußtlos in ein heftiges und ein anhaltendes Weinen ausbrechen. Schreiben Sie mir wo möglich sogleich; ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf diesen Brief noch hier abwarten. — Daß Ernsts Fuß noch nicht gut ist, hätt' ich nicht geglaubt. Bei der schnellen Besserung des Anfangs hätt' ich mir die Heilung schneller und ihn schon im Garten herumspringend gedacht. Tausend Lebewohl! Mein Herz ist schwer, mein Auge naß. Ihr Niembsch.

Stuttgart, 2. October 1844.

Liebe Sophie!

Ihren Geburtstag hab' ich ganz in derselben Stimmung zugebracht, wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, ist allerdings räthselhaft; aber in einem anderen Sinne, als Sie meinen. In mir steht es klar und für immer fest. Sie können durch meine Heirath, wenn diese überhaupt noch zu Stande kommt, nichts verlieren. — Meine Frankfurter scheinen stutzig und verstimmt, wahrscheinlich über ein Geschwätz der Madame W., die nun auch Stuttgart heimgesucht hat, und auch hier wahrscheinlich nicht zu meinem Lobe gesprochen haben wird. Ganz zufällig erfuhr ich vorgestern durch Cotta, sie sey drei bis vier Tage hier gewesen, und von Baden-Baden gekommen. Wahrscheinlich

hat sie auch Frankfurt besucht und dort in ihrer Weise zu wirken gesucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuthen. Das Gerücht, die ganze Sache werde rückgängig werden, hat sich auch in den Salon der Madame St. dahier begeben, und dorthin kommt der jetzt hier lebende Bruder der M. J., der Maler C. M., dieser soll bereits irgendwo geäußert haben, daß ich Cousine Marie so wenig nehmen würde, wie Cousine Lotte. Sind alle diese Sachen — wie nicht zu zweifeln, da M. mit seiner Schwester korrespondirt — nach Frankfurt gekommen, so ist dort die Suppe vollgebrockt. Ich habe letzten Freitag, den 27. September, an Marie geschrieben, und sie gebeten, mir sogleich zu antworten. Heute, Mittwoch den 2. October, noch keine Antwort, die ich sonst den Tag nach ihrer Absendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und kraust sich. Ich sehe zu, und werde seiner Zeit handeln. — Die Verzinsungsangelegenheit hängt noch immer. Roth ist noch nicht zurück. Cotta selbst scheint sich gerne dazu bequemen zu wollen. Das wird aber noch lange nicht langen. Nach einer Einsicht in die Reinbeck'schen Wirthschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 fl. rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erwerbnisse sicher zählen kann, ersehe ich aus dem bodenlosen Mißmuthe, in welchen mich schon jetzt eine bloße theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat. — Meine Gesundheit ist noch immer leidend, doch ganz unbedenklich. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, saß ich mit Reinbeck am Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers, und im gleichen Augenblicke fühlt' ich einen Riß durch mein Gesicht. Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Theil zurück; zugleich ist ein Ausschlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird. Meine Nachtschweiße sind noch nicht ganz vorüber, doch viel gelinder. — Nun muß sichs bald in Frankfurt entscheiden. Ich bin auf Alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abschrecken, auf pecuniäre Beihülfen dort ernstlich anzutragen.

Sie haben doch meine Briefe vom 24. und 28. September erhalten? Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie noch einen Brief von mir haben. Nach Frankfurt zu schreiben kann ich Sie noch nicht bitten, weil ich noch nicht gewiß bin, ob ich überhaupt dahin gehen werde. Nach Stuttgart sollen Sie mir bis auf Weiteres auch nicht schreiben, weil ich Ihre Briefe, die mir jetzt das Liebste auf der Welt sind, den Fährlichkeiten der Nachsendereien nicht aussetzen will, indem ich von meinen nächsten Aufenthalten im Augenblicke durchaus nichts Bestimmtes anzugeben weiß. Uebrigens beruhiget und befestiget sich mein Herz immer mehr. Die Sonne wird auch mir noch scheinen. Gott mit Ihnen! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 4. October 1844.

Liebe Sophie!

In aller Eile vor Postschluß. Mir geht es besser, doch noch gar nicht gut. In Frankfurt steht Alles freundlich. Ich merke aus Schellings Rede, daß mich eigentlich der Schlag im Gesichte getroffen hat. Ich werde meine Heirath wohl aufgeben. Leben Sie wohl, Theure! Ihr Niembsch.

Stuttgart, 5. October 1844.

Liebe Sophie!

Die Worte, die Sie vergessen haben, heißen: „Fest und ewig!" Daß ich Sie jetzt anders anreden soll in meinen Briefen, ist nichts als eine formelle Grille, die Sie sich selbst zurechtweisen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauisch, wenn ich einen Brief schreibe. — Heute ist Doktor Schelling wieder bei mir gewesen. Er suchte mir's auszureden, daß meine Gesichtslähmung schlaghaft sey. Er sagte, sie sey blos eine rheumatische Nervenlähmung, eine Lähmung des nervus facialis. Die Gemüthsalteration habe einen bereits vorhandenen, nur noch schlummernden Rheumatism plötzlich zum Ausbruche gebracht. Besagter Nerv sey davon ergriffen und auf eine Zeit unfähig gemacht worden. Gestern aber ist Vorbeck bei mir gewesen, und Reinbeck erzählte ihm in meiner

Gegenwart ganz naiv, daß mein Zustand eine Art Schlag wäre. Mir ist letzteres auch das Wahrscheinlichere, denn der Zufall begab sich letzten Sonntag, den 29. September, beim Frühstück, am neunten Tage meines Hierseyns. Ich hatte in diesen neun Tagen durchaus keine Anzeichen von geschehener Erkältung, noch irgend eine rheumatische Aeußerung gehabt. Was nach meiner festen Ueberzeugung das Uebel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich schrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Gesicht hinzuckend; und an den Spiegel tretend, sah ich mich auf der linken Seite des Gesichts verzerrt, auf der rechten Seite war ich lahm und erstarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Zustand dauert mit einer kaum merklichen Minderung (das Auge ist wieder hell und klar) noch heute fort; es ist der siebente Tag. Mein Gefühl auf der rechten Seite ist das einer ganz eigenthümlichen, von allen rheumatischen Spannungen ganz verschiedenen Todesschwere. Schelling versichert auf sein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall ist, so hab' ich doch mein Theil abgekriegt, und ich weiß ein- für allemal, wie ich mit meinen Nerven daran bin. Ist der Zustand auch nur eine rheumatische Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, so hab' ich doch auch schon daran genug. Meine Nerven müssen schon weit ruinirt seyn, wenn ich bei jeder Gemüthsbewegung fürchten muß, gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit sind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir ist vom Arzt die äußerste Ruhe des Gemüths vor Allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! — In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heirathen kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen — es fehlt nur noch sehr wenig — entschieden zurückzutreten. Wenn ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehen soll, um dort von neuem über tausend nothwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. — Meine

Zukunft erscheint mir jetzt um so drohender, da ich an meinem Körper stark zweifeln muß und an seiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Theil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmernisse der Seele zu tragen, die mir bevorstehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mirs schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie ist und liebt mich sehr ruhig. Trotz meiner Bitte um sofortige Antwort auf meinen Brief, schrieb sie mir erst vier Tage nach Empfang desselben, und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewißheiten, weil dieß Zögern eben zusammentraf mit meiner Kenntnißnahme von dem Auftritte in Karlsbad und dem Gerüchte hier. Madame W. scheint, weil in Frankfurt Alles so behaglich geht, nicht dort gewesen oder anderen Sinnes geworden zu seyn. — Die Frage über Apostasie ist vor der Hand unpraktisch. Ich habe mit Schwab darüber gesprochen, der sehr erfreut war. — Für die Lainzer Abendstimmung bin ich jetzt zu schwach. Nur in der Sehnsucht, Sie wieder zu sehen, fühl' ich noch eine gewisse Stärke. — Mein Zustand ist für den Augenblick durchaus nicht gefährlich, ich weiß es gewiß. Meine Kräfte werden sich sammeln und beruhigen werden sich meine armen Nerven. Ich möchte am liebsten sterben; doch wünsch' ich mirs jetzt, so müd' und schwach, wie man sich gern niederlegt, wenn man recht müd' ist. Schreiben Sie mir sogleich hieher. Ich bleibe wahrscheinlich noch zwölf Tage, vielleicht länger hier. — Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr um meinetwegen. Das Schlimmste, was geschehen kann, ist, daß ich eine lahme Wange behalte. Schelling aber behauptet meine baldige Herstellung. Mein erstes Wort nach dem Anfalle von Sonntag den 29. September zu Emilie war: „Emilie, mich hat der Nervenschlag getroffen." — Alle redeten sie mir dieses aus, auch Porbeck und Schelling. Dieser muß es thun, um mich zu beruhigen;. Andere Gedanken drängten den Gedanken an den Nervenschlag etwas in den Hintergrund; doch er kam wieder und Reinbeck bestärkte ihn, indem er sich verschnappte. Er kann's nur von Schelling gehört haben, ausdrücklich oder andeutungsweise. Ein schlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls. Gott mit Ihnen. Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Nachtschweiße haben sich gemäßigt, aber noch nicht verloren.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Es geht heute merklich besser, die rechte Wange wird schon wieder etwas beweglich und der gefesselte Nerv gewinnt langsam seine Freiheit wieder. Meine Umgebung ist freundlich und liebevoll. Morgen mehr. Ihr Niembsch.

Besuche belästigen mich eben, daß ich nicht weiter schreiben kann.

Stuttgart, 6. October 1844.

Liebe Sophie!

Was am vorletzten Sonntag mein erstes Wort gewesen: „Mich hat der Schlag getroffen!“ — das können nun endlich meine guten Schwaben nicht umhin, mir zuzugeben; nur haben sie noch allerlei mildernde und beschönigende Aushülfen, um mich zu beruhigen. So meint Emilie: „„Es sey eben doch nur so ein Schlägle gewesen.““ — Reinbeck sagte: „„Dieser Schlag sey rein lokal und hätte wenig zu bedeuten.““ Paul Pfizer, der gestern lange mit innigster Theilnahme bei mir gewesen, behauptete sogar: durch Affekte könne nimmermehr ein Schlag entstehen u. dgl. Ich aber weiß, so gut selbst wie Schelling, was ein Schlag ist, und bin des meinigen vollkommen gewiß. Wenn ich Nachts erwache, und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmuth über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe, doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen nähern Rapport getreten zu seyn. Mein Uebel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmälige Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange. Es wird sich gewiß wieder geben. Heute Nacht hatte ich Schweiß, doch war ich zu warm zugedeckt. Dieser Artikel verliert sich von selbst. Gemüthsruhe wird Alles heilen, wenigstens fürs Nächste. O Ruhe, wie sehn' ich mich nach dir! — Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd' bin ich, als braucht' ich Jahrhunderte, um

mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich, liebe Sophie! — Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen: Ich zweifele noch, ob ich aus Schonung für Marie nicht vorerst blos einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle, und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahre nach allmäliger Vorbereitung.

In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihr früher, und selbst gegen Sie, theure Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre, zu heirathen. Bessere Nerven und eine sanftere Gemüthsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen bedrängten Umständen heirathen, so würd' ich einem Heer von Affekten Thüren und Thore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß. Heute erhielt ich ein Schreiben von Frau v. Bayer aus der Klause bei Mödling, worin sie mich um definitive Nachricht in Betreff des Hausverkaufs drängt. Thun Sie und thue mir mein treuer Freund Max die Liebe, eine Partie nach der Klause zu machen und in meinem Namen bei Herrn v. Bayer anzufragen, was der allerletzte Preis des Hauses sey; ihm auch vorzustellen, daß 10 oder 11,000 Gulden eine viel zu hohe Summe wäre, ob er nicht das Haus um circa 7000 Gulden oder etwas weiter geben wollte. Ich möchte auch gerne ganz allein oder jeweilig mit ein paar Freunden in dem Felsenneste liegen und mich ausruhen. Auch bitte ich, dem v. Bayer und seiner Frau mich herzlich zu empfehlen und letzterer zu sagen, ich würde ihr bald antworten, sobald ich einigermaßen hergestellt sey und meine Hand ruhiger geworden wäre. Mein Befinden ist heute doch schon merklich besser als gestern. Ich bekomme meine Gedanken schon mehr wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig, wie die Tage her, wo ich z. B. statt: „im höchsten Grade" immer sagte: „im tiefsten Grade" und das Wort „Skrupel" nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte.

Ach, liebe Sophie! Gott segne Sie! Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart, überhaupt nicht mehr, bis ich angebe, wohin. Vertatur.

Stuttgart, 7. October 1844.

Die Reinbeck'schen und Hartmanns wollen meinen Nervenschlag als Grund meines Rücktrittes nicht gelten lassen, indem mein Anfall sich gewiß nicht wiederholen werde und meine volle Genesung und Tüchtigkeit zur Heirath gewiß erfolgen müsse. Auch suchen sie mich stets mit der Versicherung zu beruhigen, mein Zustand sey eigentlich kein Nervenschlag, sondern rheumatisch, während doch Alle der Reihe nach sich gegen mich verschnappt haben, zugebend, daß es ein Schlag sey. Reinbeck, der alte Hartmann, Mariette Zöppritz, Julie, haben im Eifer des Gespräches sämmtlich von Schlag gesprochen. Mein Uebel hat mich am neunten Tage meines Hierseyns, ohne daß in dieser Zeit von neun Tagen das geringste Anzeichen von rheumatischen Leiden oder auch nur Vorboten solcher Art an mir vorgekommen wären, plötzlich und im Momente des Ausbruchs von allerheftigstem Affekt befallen, ist also ohne Zweifel durch letzteren hervorgebracht und mithin rein nervös, ein entschiedener Nervenschlag. Mich bringen diese albernen und weichlichen Beruhigungsversuche in hohem Grade auf. Alle sind sie vernarrt in diese Heirath und sehen das Unterbleiben derselben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirath für ein entschiedenes Unglück erachten muß. Sprechen Sie mit einem Arzt über meinen Zustand, nachdem Sie sich alle auf die Krankheit bezüglichen Stellen aus meinen Briefen zusammengeschrieben haben werden. Unterlassen Sie den Schritt zu Herrn v. Bayer in der Brühl, von dem ich gestern schrieb; doch mögen Sie, liebes Sopherl, ein paar Zeilen an Frau v. Bayer, geborne Freiin v. Horstenstein (nach der Klause bei Mödling Nr. 32 im eigenen Hause) schreiben und sie im Allgemeinen von meiner Krankheit und Unfähigkeit benachrichtigen, jetzt über das Haus zu verhandeln. Ich habe versäumt die Recepte zu copiren, und nun werden sie in der Apotheke nach hiesigem Gebrauch zurückbehalten, sonst würde ich sie Ihnen zuschicken. Ich weiß nur, daß die eine der Mixturen stark nach Baldrian riecht und schmeckt. Schelling hat mir schon zweierlei Mixturen und ein Pulver verschrieben; ich muß beständig einnehmen. Mein Zustand hat sich zwar etwas gebessert, es ist eine kleine Beweglichkeit der Wangenmuskeln eingetreten, doch im Ganzen ist die Wange noch starr und lahm. Ich schlafe jede Nacht nur 3—4

Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte sich sehr gehoben; nicht eben so meine Stimmung, die zu den ärgsten meines Lebens gehört. Man fürchtet, Marie werde nicht zu trösten seyn; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldige Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Mir graut jetzt vor Heirathsgedanken. Schreiben Sie mir gleich, wenn Sie die nöthigen Schritte bei Aerzten gethan haben, hieher; ich warte Ihre Antwort noch ab auf diesen Brief; dann keine mehr, denn ich sehne mich weg in die Einsamkeit, um dort mein Schicksal allein zu entscheiden. Niemand aus meiner Umgebung weiß sich in meine Lage zu versetzen; sie alle halten meine Aussprüche über meine Zukunft für bloße Symptone meiner Krankheit, die sich mit dieser schon verlieren würden und müßten. Nur Paul Pfizer, der große Mensch, hat neulich wahrhaft freundschaftlich theilnehmend mit mir gesprochen. Er redete mir zwar sehr mild und sanft zu, ich sollte das Begonnene durchführen und den Muth dazu nicht verlieren; er sagte, es wäre Schade darum, indem ich vielleicht sehr glücklich werden könne; auch erzählte er mir, wie alle an mir Theilnehmenden sich daran freuten, daß ich ein neues Leben beginnen wolle; doch sagte er auch, daß er wohl begreife, wie mir mein plötzlicher Unfall gerade in diesem Momente (vor der Heirath) erschütternd und verhängnißvoll seyn müsse; er seinerseits sey auch abergläubisch. Am Schlusse seiner Rede sagte er höchst mild und freundlich: „Aber du kannst dir freilich mit Recht denken: Ihr habt alle gut reden; ich aber soll's thun!" — Leben Sie wohl und unbesorgt; dießmal komm' ich gewiß durch; für die Zukunft mag die Zukunft sorgen! Auf Wiedersehn mit Gott und frohem Herzen! Ihr Niembsch.

Schreiben Sie nach der Antwort auf diesen Brief nicht, bis ich sage, wohin. Schelling kommt täglich zweimal zu mir, doch bloß eines Rhenmatismus wegen!!!

Stuttgart, 8. September[1] 1844.

Liebe Sophie!

Heute geht es wieder besser; ich hatte in der Nacht um eine Stunde mehr Schlaf und meine Kräfte sind wo nicht größer, doch ruhiger. Schweiß

[1] s. s. Oktober.

war wieder kopiös. Der Teufel soll ihn endlich einmal holen! Um medicinische Auskunft brauchen Sie sich nicht mehr zu bemühen, liebe Sophie. Gestern hab' ich die gute Emilie in meinem Zimmer, als sie hinaus wollte, festgehalten und auf die Folter gespannt; sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling meinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt habe. Von Frankfurt habe ich nichts. Marie hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heirathen. Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wieviel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer, im Eilwagen unter beständiger Gemüthserschütterung gefahren bin. Mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum, wie Feuer und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal tödten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüth und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen, als mein moralischer Schatten mir durch's ganze Leben folgen. Doch lasse ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? — —

Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir theuer, weil es eine gar süß schmerzliche Träumerei hat und weil es an Ihrem Geburtstage geschrieben ist. Die zweite Zeile ist nicht wahr.

Blick in den Strom.

Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! Keine trübe! Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder. Meine Wange ist schon ziemlich beweglich. Ich bleibe nicht mehr lange hier; schreiben Sie nicht mehr, bis ich sage wohin.

[1] s. s. Stein.

v. Reinbeck an Schurz.

Stuttgart, den 8. October 1844.

Verehrteſter Herr und Freund!

Verzeihen Sie, wenn ich unſerm lieben Niembſch die Feder aus der Hand nehme, um Sie davon zu benachrichtigen, daß die Folgen der großen Strapazen in den letzten vier Wochen durch ſeine Reiſen bei Tag und Nacht ſich in einem gereizten Nervenſyſtem und einer Abſpannung äußern, bei welcher die Freundſchaft ihm jede Aufregung und Anſtrengung erſpart. Wenn Sie daher nicht in der nächſten Zeit Nachricht von ſeinem Befinden durch ihn ſelbſt erhalten, ſo darf das Sie nicht beunruhigen. Er iſt in Freundespflege, das wiſſen Sie, und geht bereits ſeiner Wiederherſtellung entgegen. Bei gänzlicher Ruhe werden ſich die Kräfte gewiß bald wieder einfinden. Die Vollziehung ſeiner ehelichen Verbindung leidet natürlich dadurch einen längern Aufſchub. Er iſt übrigens außer dem Bette und nimmt an unſerm einfachen Tiſche wie gewöhnlich Theil. Nur Ruhe iſt ihm nöthig, und Sie wiſſen wohl, daß dieſe bei ihm nicht ſo leicht zu erlangen iſt, beſonders, da die ungewöhnliche Lage, in welcher er ſich befindet, ihn natürlich mit mancherlei Beſorgniſſen erfüllt. Ich hoffe zu Gott, ſie werden ſich alle nach unſern innigſten Wünſchen löſen.

Seiner theuern Schweſter, unſerer lieben Freundin, läßt er zu ihrem bevorſtehenden Namenstage aus dem brüderlichſten Herzen Glück wünſchen, und meine Emilie und ich ſchließen uns ſeinen Wünſchen an. Zu Ihrer Beruhigung wird auch beitragen zu wiſſen, daß unſerm lieben Patienten die Cigarre trefflich mundet; nur der Schlaf iſt nicht ganz nach Wunſch. Verlaſſen Sie ſich darauf, daß er in den geſchickteſten ärztlichen Händen und in der treueſten Pflege iſt und daß Sie hoffentlich bald beſſere Nachrichten erhalten werden. Mit freundſchaftlicher Hochachtung Ihr ergebenſter Reinbeck.

Niembſch an Sophie.

Stuttgart, 11. October 1844.

Liebe Sophie!

Ich darf nur kurz ſchreiben, weil mir vom Arzte die äußerſte Ruhe geboten iſt. Mein Uebel iſt, was die Lähmung betrifft, in fortſchreitender

Besserung begriffen; nicht aber will es sich bessern mit meiner außerordentlichen Schwäche und mit meinem Nachtschweiße, der die letzte Nacht so stark war, daß ich zweimal die Wäsche wechseln mußte. Schelling will mir gegen diesen bösen Schweiß Chinaextract verschreiben, doch hält er damit noch zurück, weil ich zugleich an gastrischen Störungen leide, welche vor dem Gebrauche der Chinarinde erst gehoben seyn müssen. Schelling glaubt übrigens, der Schweiß sey auch hoffentlich bald zu überwinden. Die äußerste Gemüthsruhe, die mir so noth thut, kann ich durchaus nicht finden, so lang ich hier bin, vielmehr gar keine Gemüthsruhe. Heute sagte ich Schelling, daß ich durchaus fort wolle; er bestätigte mir, daß Luftveränderung und vor Allem Herzensruhe mir nothwendig sey, und gab mir die Hoffnung, in vier bis fünf Tagen von hier in kleinen Tagereisen mit einem Landkutscher fortziehen zu können. Ich lechze darnach. Meine Gesundheit ist das Wichtigste; ich will Alles für sie thun und mich endlich einmal in Ehren halten, recht aufrichtig und ernstlich, und wenn ganz Deutschland gegen mich in Harnisch käme. Leben Sie wohl! Schreiben Sie mir nicht mehr bis auf Weiteres. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe; am liebsten nach Ischl, wenn ich diese weitere Reise aushalte. Ihr Niembsch. Vertatur.

Beiliegend schicke ich die badischen Schriften des Dr. Bach ihm zurück. Von den hiesigen Rechtsfreunden, die ich gesprochen, wollte sich keiner damit befassen. Nach Frankfurt bin ich nicht gekommen und hinsenden wollte ich die Papiere nicht aus anderen Gründen und auch darum, weil B . . . s wahrscheinlich die badischen und nassauischen Gesetze eben so wenig kennt wie Paul Pfizer. Grüße an Freund Max und Kinder, auch an Dr. Bach. Reinbeck sagte mir, daß die Urkunden auf der Fahrpost geschickt werden müssen, daher sende ich sie morgen an Bach.

Stuttgart, 12. October 1844.

Liebe, theure Sophie!

Gottlob, ich werde wieder gesund. Heute Nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß sie mich wieder herstellen wolle. Auch haben sich meine

Kräfte von gestern auf heute wunderbar gehoben und ich hege die zuversichtlichste Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig genesen seyn werde. Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfalle entweder gar nichts — da er doch von vorneherein sichtbar ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnisse, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte. Schelling war heute entzückt über die auffallende Besserung von gestern auf heute und gab die ernstliche und ganz unverdächtige Versicherung, daß mein Anfall gewiß keiner von denen sey, welche mit Wiederholung zu drohen pflegen, sondern ein bloß lokaler; er sey nicht durch meine Nervenschwäche überhaupt, sondern lediglich durch eine specielle und momentane Schwächung und Ueberreizung von Reisen und Kümmernissen bewirkt, oder durch jene wenigstens vorbereitet. Ruhe, ungestörte Ruhe ist mir jedoch immer noch zur unverbrüchlichen Pflicht gemacht. Ich suche sie mir zu gewinnen, so gut ich kann; ich habe seit fünfzehn Tagen nicht nach Frankfurt geschrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. Marie hat an Emilie einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat, indem ich daraus ersehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte, als in ihrer Empfindung begründet ist. Jetzt erst gewinne ich die Ruhe, die nöthig ist, um mich in meine Lage zu finden. In den Tagen bisher war ich so aufgeregt, daß sich mir hundert Entschlüsse durch die Seele jagten und verdrängten, von denen ich Ihnen nur die wenigsten mittheilen konnte. So viel ich Ihnen auch mittheilte von meinen Seelenzuständen, so sagte ich doch nur wenig von den schweren Besorgnissen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzusehr zu beunruhigen. Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein peinlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heirathen und dieß Gefühl erregte mir ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lang und so sehr gewünscht, und auf

ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu meiner Verheirathung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Cotta wird ohne Zweifel das Kapital verzinsen. Marie hat, wie ich nach Aeußerung eines ihrer Vettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20,000 Gulden zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tode ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirath müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimalsicherheit der Existenz. Meinen Wohnort nehme ich in der Klause bei Mödling. Marie wird gewiß damit zufrieden seyn. Baron Bayer hat mir geschrieben, er halte den Kauf des Hauses bis März für mich offen; er werde mir's für einen Preis überlassen, wie keinem andern Menschen. Der Brief kam heute und ich habe ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm demnächst nähere Anträge stellen würde, auch möchte er mir sogleich wieder schreiben: Adresse, Reinbeck. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, theure Sophie! Ihr heiterer, ja freudiger Brief, die Antwort auf den meinigen vom 28. September, stärkte mich wieder im Muthe, meine Angelegenheit auf eine für mich, meinen Charakter, die Welt und Marie befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen. In welche neuen Kämpfe, Unruhen, Zerwürfnisse und Affekte hätte mich ein Rücktritt, der mir in den letzten Tagen meines Elends unvermeidlich schien, verwickelt! Ich danke dem Himmel für die Rückkehr meiner Sammlung und ruhigen Thatkraft, auch dafür, daß er mir ein Zeichen für die Zukunft gegeben hat, indem mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemüths mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unaussprechlich theure Freundin, nie aufgehört hat, einer der festen, der wenigen festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich zerrüttete Seele noch halten konnte. Es bleibt bei meinen Aeußerungen vom 28. September. Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß.

(Dieser Brief blieb ohne Schlußgruß und Unterschrift.)

Niembsch an Sophie.

Stuttgart, 13. October 1844.

Ich bitte, mir vom Tage des Empfanges dieses Briefes erst dann zu schreiben, wenn Sie weitere Nachrichten von mir haben.

Geliebte Sophie! Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere, als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetrachte höher, viel höher, als jene rothgesprenkelte. Also Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre theure herrliche Seele hinein, und gute Bothschaft von meinem Befinden. Der Nachtschweiß ist auch in der letzten Nacht ausgeblieben, ich habe doch vier Stunden gut geschlafen; die Kräfte kommen langsam langsam wieder. Seyen Sie volkommen beruhigt auf mein Wort; es ist durchaus nichts zu besorgen, als etwa eine sich langhinbehnende Reconvalescenz, was mir übrigens von vornherein nicht anders zu erwarten stand, wie ich glaube. Durch stupide Eilfertigkeit meines Hin- und Herrollens im Eilwagen hab' ich mich profund geschwächt; das ist aber nichts Gefährliches, braucht nur recht gute Suppen von Ihrer List. Sie sollen noch staunen, was ich jetzt für ein anhänglicher und sitzbarer Wiener seyn werde. Ich hab' Ihnen recht viel zu sagen, liebe Sophie. Warten Sie ein wenig; ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Kästchen holen und nachschauen, was Sie mir darin für Fragen stellen. O, liebe Sophie, ich steh schon auf. —

Mein Gesicht ist gar nicht entstellt, überhaupt trotz allem Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut sich schon sehr darauf, von Ihnen untersucht zu werden. Das war Frage Nro. 1.

Nro. 2. Als Arzneimittel erinnere ich mich auf dem Recepte unter Andern auch radix valeriana und radix cariophillata (nicht cariophillorum, was eine andere Wurzel sey) gelesen zu haben. Nächstens werde ich zu meiner Kräftigung mit einem Chinarindenpräparat regalirt. Meine völlige Herstellung werde ich übrigens nicht hier abwarten, sondern in einer Gebirgsgegend. Meine Freunde rathen mir sämmtlich den Schwarzwald an; ich hab' aber auch Freunde, von denen ich weiß, daß sie lieber Ischl empfehlen möchten, und ich werde so frei seyn, nach Ischl zu gehen.

Meine Abreise von hier hab' ich vorläufig auf den 20. October präliminirt; vielleicht kann ich noch früher dahin abgehen; je nach dem Gange meiner Erholung. Ich freue mich sehr auf unser Ischl; da werde ich mich recht lebhaft an gar liebe und schöne Zeiten erinnern, und vielleicht bei Steininger oder bei Auböck wohnen. Letzteres ist wahrscheinlicher. Uebrigens auch möglich, daß ich ins Hotel an der Traun ziehe, um dort Alles beisammen zu haben. Die Ischler Luft wird das Beste machen. Ich bedarf großer Ruhe, Entfernung aller heftigen Eindrücke, aller unfreundlichen; ich wollte, Sie wären in Ischl! — Jetzt wollen wir nach unsern Fragen sehen. Also die Heirath. Wenn Marie wenigstens 20,000 fl. in Allem mitbekommt, so werde ich wohl heirathen, jedoch nur unter der Bedingung völliger Herstellung meiner Kräfte. In die Frohn geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland darüber die Michaelisnase rümpfen. — Meine Nacht von gestern 9½ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd gewesen, daß ich zur Darstellung derselben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehen, und habe gesehn, daß meine ganze Seele Ihnen gehört auf ewig. — Den Schlag lasse ich mir nicht nehmen. — Es war zwar kein Blut- oder Gehirnschlag, doch wars gewiß ein Nervenschlag, der jedoch in seinen Folgen nicht so bedrohlich ist. — Meine Augen sind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tausend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehen; mein größter Beruf im Leben soll seyn ein treues und liebevolles Bestreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr schönes und großes Herz zu bringen. Vale, carissima! Vale! Vale! Niembsch.

Stuttgart, 14. October 1844.

Liebe Sophie!

Recht faul bin ich in diesem Augenblicke, selbst zum Schreiben. Heute kann ich nicht viel schreiben. Ich bin eben vom Tisch aufgestanden und schläfrig, später aber kommen Besuche; ich muß kurz seyn. Eine Mittagsruhe

wird mir wohl thun. Es geht beſſer und vorwärts; das Gemüth wird wieder heiter, wie ſchon mein geſtriger Brief mich ſelbſt erfreute durch die herzliche Lebensfreude, die darin lebt und ſpricht. Den 20. l. M., oder vielleicht ſchon ein paar Tage früher, weil das Wetter herrlich iſt, reiſe ich ganz langſam pomali nach unſerm lieben Iſchl. Der Nachtſchweiß war nur ein vorbeiziehender Unhold. Die Kräfte kommen ſchon, ich fange ſchon wieder an mit Vergnügen zu eſſen, ſchlief dieſe Nacht um etwas länger, um etwas ruhiger. Vor Allem iſt mein Gemüth ſtärker, vertrauensvoller. Ich habe mein Schickſal endlich erfaßt und weiß, was zu thun iſt. Seyen Sie ganz ruhig und heiter; ich bin und bleibe, was mein geſtriger Brief ſagt. Morgen, und bis zu meiner Abreiſe täglich, ſchreibe ich wieder. Es iſt mein liebſtes, ja einziges Geſchäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein ſehr ſchönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, ſenden; ich will mich nicht ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen! wir ſehn uns bald wieder. Ihr Niembſch, der ſchläfrige. Mein Album wird Sie freuen.

Das gemeinte, aber nicht beigeſchloſſene, Heine'ſche ſchöne Lied heißt:

Neuer Frühling.

Es ragt ins Meer der Runenſtein u. ſ. w.

Stuttgart, 15. October 1844.

Liebe Sophie!

Geſtern hab' ich Ihnen einen wunderlich duſeligen Brief geſchrieben; ich war ſehr ſchläfrig und wollte doch durchaus an Sie ſchreiben, weil ich Ihre freundliche und ſorgenvolle Theilnahme für mich kenne. Ich ſchrieb etwas von Iſchl, wie im Traume, und ſchlief gleich darauf ein. Nach einem ſehr erquickenden Schlaf bin ich geſtärkt und ungemein heiter, wie ſeit lange nicht, erwacht; doch trug ich mich noch mit der Iſchler Grille, ſie zirpte noch in meinem alten Gebäude. Als der Brief bereits fort war, Abends um 8 Uhr, fiel mir jener Wahn plötzlich ab, und ich erſchrack ſehr darüber, daß ich Ihnen den Unſinn geſchrieben hatte. Ich fürchtete eure Unruhe darüber, doch beſann ich mich auch zugleich darauf,

daß ich mich Niembſch, den ſchläfrigen, unterzeichnet hatte. Das beruhigte mich wieder, wie auch der Gedanke, daß Sie die Sache gleich für das nehmen würden, was ſie iſt, und überzeugt ſeyn würden, daß alle meine Freunde, beſonders Schelling, ſolche Reiſe nimmermehr zugeben würden, und ich von mediziniſcher Polizei feſtgehalten werden müßte. Damit Ihnen aber dieſer Einfall nicht als abſoluter Unſinn erſcheine, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Luſt hatte und noch habe, (ſchreiben Sie mir auch hierüber) das Bayerſche Haus in der Klauſe zu kaufen. In Iſchl ſitzend, dacht' ich mir, wenn man das denken nennen kann, könnte ich während meiner Geneſungszeit leichter und ſchneller mit Bayer wegen des Hauſes verhandeln; dorthin würde vielleicht Bayer ſelbſt zu mir reiſen, um das Geſchäft abzuthun. So räſonnirt der arme kranke Mann. Nun weiter: Eine meiner widerwärtigſten Vorſtellungen war mir die von Hin- und Widerreiſe, eben weil ich dem Uebermaße davon meine Krankheit verdanke. Hieran ſpann ich folgenden Nonſens: Meine völlige Wiederherſtellung, dünkte mich, würde wenigſtens den Winter hindurch währen, unterdeſſen könnte ich alle Anſtalten zu meiner Vermählung treffen, und dann im Frühling meine liebe Braut und ihre Mutter mich in Iſchl abholen, ſodann nach Mödling hinabreiſen, wo ich mich mit Mariechen idylliſch vermählen ließe. Ich hatte ſchon vor einigen Tagen dieſen raffinirten Plan auch Doktor Schelling eröffnet, der ihn ganz geduldig anhörte und ihn nicht eben zu verwerfen ſchien; doch erzählte mir geſtern Abend Emilie, als ich bereits von ſelbſt das Verkehrte dieſes Vorhabens erkannt hatte, Dr. Schelling habe ihr geſagt, er habe mir nicht widerſprechen wollen, um mich nicht zu erregen; er ſey aber völlig überzeugt geweſen, daß ich von ſelbſt davon zurückkommen würde. Ach, liebe Sophie, wie iſt es doch ſo traurig, daß der Körper den Geiſt ſo dunkeln und ſchwächen kann! — Ich möchte darüber weinen, doch thu ich's nicht; es geht ja doch bald vorüber! — Ihre Briefe haben mir heute große Freude und Stärkung gebracht. Gott lohne es Ihnen, theure Sophie! — Heute früh erwachte ich nach erquickendem und ganz ſchweißloſem Schlafe mit zurückgekehrtem Bewußtſeyn und wiedergebornem Lebensmuthe. Die Nervenleiden ſchwerſter Art hatten mir faſt Alles verzerrt, entſtellt, verfälſcht und verſtümmelt. O, theuerſte Sophie, was haben

Sie mir für heute für liebe, erquickende, beruhigende, stärkende, balsamische Briefe geschrieben! Ich habe mich gestern Abend mit dem Gefühle meiner Gebrechlichkeit zu Bette gelegt und konnte lange nicht einschlafen. Da erhob sich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünstigsten Gebet um Hülfe und Segen. Ich lag lange zu seinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langsam und linde erhob, und an seinem Herzen ruhen und selig weinen ließ, wie ich in diesem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Thränen des Dankes weine. Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien, und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst, und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. — Die Wohnung im Freihaus ist auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Uebereilung spreche! Ich habe lang und schwer überlegt. Es gibt für uns Alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirathe, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — Ich bin, außer Nachts, nie zu Bette gelegen, die Unruhe meiner Nerven hätte das nicht ertragen; doch lag ich in den ersten Tagen meiner Krankheit den größten Theil des Tages auf dem Ruhebett, indem ich zwischendurch manchmal im Zimmer auf- und niederwackelte. Heute hat mir das Essen zum erstenmale wieder gut geschmeckt. Ich trinke nur sehr wenig Wein mit $^2/_3$ Wasser, eben so wenig Kaffee. Die Nahrungssorgen sind mir wie hinweggeblasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie, so kann es kein Unrecht gegen meine Braut seyn, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren; eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsagung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bilde nicht ewig festhielte. Wir dürfen nur unsere Entsagung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hereinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, theure, theure Freundin! Ich bleibe bei

Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherstellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Aeußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich lieb gewonnen habe, sind sehr beruhigend für die Zukunft; er sagt: wenn ich nicht reich an Lebenskraft wäre, so hätt' ich das Alles gar nicht ertragen können. — Ich danke dem lieben guten Max für die Zeichnung der Wohnung, auf die ich mich sehr freue. Ich gratulire dem lieben S. von ganzem Herzen, wie auch der lieben Jetti. Schreiben Sie mir wieder hieher.

Stuttgart, 16. October 1844.

Liebe Sophie!

Es ist ein Wunder geschehen heute früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts; da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Ländler, tanzte dazu selbst und stampfte wüthend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das Alles in den Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich und, o Wunder, ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben. Adjeu, Herzerl! Ihr Niembsch.

Vertatur.

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bischen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und[1] schwach; aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab' ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl Alle! Bald komme ich nach Ischl, aber dießmal ernstlich. Niembsch.

Aus der Festigkeit meiner Hand[2] sehen Sie, wie gut es mir gut.[3] Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft und er wird diese Thatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allgemeinen Zeitung sehen werden. Auf Wiedersehn!

[1] bin.

[2] Diese war äußerst unfest, ja gerissen.

[3] statt: geht.

Zur möglichſt genauen Kenntniß und Ergänzung der Ereigniſſe dieſes höchſtwichtigen Zeitabſchnittes werde hier dasjenige zuſammengeſtellt, was hierüber theils Briefe Reinbecks an mich, theils eine Aufzeichnung des Obermedicinalrathes v. Schelling, theils, und zwar zumeiſt, Emma Niendorfs ſchätzbares Buch (S. 221—279) enthalten, und was ich endlich überdieß ſelbſt auch noch erfahren oder erforſchen konnte.

Am 29. September war Niembſch bei dem mit ſeinen Gaſtfreunden eingenommenen Frühſtück ſehr ſtill und in ſich gekehrt, brach aber alsdann plötzlich in einen ſehr heftigen Affekt und in Thränen aus, und bemerkte unmittelbar hierauf in ſeinem Geſichte eine ungewöhnliche Empfindung, welche ihn ſehr erſchreckte, ohne daß er jedoch zugegeben hätte, wie ſeine Umgebung es gewünſcht, ärztliche Hülfe für ihn herbeizurufen. Bei dem Mittageſſen war er ruhig und ging Abends bei ganz ſchlechtem Wetter aus, um Beſuche zu machen. Die nächſte Nacht brachte er ſchlaflos und in einem ſehr ſtarken Schweiße zu.

Am 30. September wurde Schelling veranlaßt ihn zu beſuchen und fand ſein Geſichtsleiden in einer ſogenannten Paralysis rheumatica faciei beſtehend, über welchen Zuſtand der Kranke äußerſt beunruhigt war, in des Arztes Beiſeyn in einen Strom von Thränen ausbrach und ſich für den unglücklichſten Mann erklärte, indem er eben im Begriffe ſtehe, ſich zu verheirathen, und jetzt von einem offenbar ſchlagartigen Uebel heimgeſucht werde, bei welchem er keine Stunde ſicher ſey, daß daſſelbe als ein allgemeiner Schlag wiederkehre. Schelling ſuchte ihn möglichſt zu beruhigen, indem er ihm vorſtellte, daß ſein Uebel mehr lokaler Art ſey und in den meiſten Fällen ohne weitere Folgen in kurzer Zeit gehoben werde, und verordnete ihm Einiges,[1] ſo wie ein ſpaniſches Fliegenpflaſter hinter das Ohr und ließ ihn mit einem leinenen Tuche das Geſicht verbinden. Er ſchien auch wirklich beruhigt zu ſeyn, war Abends im Kreiſe ſeiner Gaſtfreunde ganz heiter, ſprach mit ihnen von einem Landhauſe bei Wien, welches er zu kaufen beabſichtige, um daſelbſt nach ſeiner Verheirathung ſich niederzulaſſen, und war ganz guter Dinge und von den beſten Hoffnungen für ſeine Zukunft erfüllt. Am folgenden Tage (1. October)

[1] inf. rad. valer. und fol. aurantior. mit einem kleinen Zuſatze von Elix. acid. Haller.

aber quälte ihn offenbar die Besorgniß für seine zukünftige Existenz wieder mehr, auch rechnete er fast den ganzen Tag, ließ mitunter in seiner Unruhe den Gedanken durchblicken, seine eingegangene Verbindung wieder aufgeben zu wollen, von welchem Gedanken er jedoch im nächsten Augenblicke wieder absprang und sich ganz heiter über das Glück, welches ihm durch seine Heirath bevorstehe, äußerte. Den nächsten Tag (2. October) brachte er abwechslungsweise in ganz heiterer und wieder ganz trüber Stimmung zu; bald drückte er den Wunsch aus, für sein ganzes Leben in Stuttgart bleiben zu können und besann sich auf eine für ihn passende Wohnung, bald wollte er baldmöglichst von Stuttgart weggehen und vorerst nach Ischl oder einem einsamen Ort auf dem Schwarzwalde, oder nach Baden ziehen, um daselbst seine Wiederherstellung abzuwarten.

Nachdem Niembsch mehrere Tage hindurch in ziemlich gleichem Zustande von wechselnder Aufregung und Abspannung zugebracht hatte, erhielt er am 12. October einen Brief aus Wien, welcher ihn offenbar im höchsten Grade verstimmte und beunruhigte, und auf dessen Beantwortung, welcher er den ganzen Nachmittag gewidmet hatte, er am Abend äußerst bleich und abgehärmt aussah. In der darauf folgenden Nacht trat auch wirklich der erste stärkere Paroxismus seiner Tobsucht ein, indem er ganz schlaflos blieb, eine fürchterliche Angst und Verzweiflung sich seiner bemächtigte und er mit Fäusten gegen sich schlug, Selbstmordsgedanken in ihm aufstiegen und überhaupt auch eine Menge der grellsten Gedanken und Bilder durch seinen Kopf gingen. In seiner Angst raffte er in dieser Nacht eine Menge seiner Papiere zusammen und verbrannte dieselben in seiner Waschschüssel. Am folgenden Tage zeigte er sich sehr bekümmert über den Verlust des Manuscripts seines Don Juan, das er mit andern Gedichten verbrannt zu haben glaubte. Durch einen Zufall konnte aber Emilie desselben noch habhaft werden, weil er es in den Reisesack verpackt hatte. Sie nahm es nun zu sich in Verwahrung. Niembsch setzte auch gleich Morgens eine ganz gut abgefaßte, detaillirte Geschichte dieser Nacht auf. Schelling erhielt die erste Ahnung des wahren Zustandes Lenau's, als ihm dieser, jenen Aufsatz von zwei Bogen in der Hand, gestand: das sey ein Delirium gewesen, und doch habe sein Geist so viel Macht besessen, es zu bewältigen. Das war dem Dichter psychologisch

merkwürdig. „Wenn's nur nicht wiederkommt!“ seufzte er und frug immer Emilien, ob's doch nicht wiederkehre? Er möchte keine solche Nacht mehr erleben; es sey gar zu grausig gewesen. Die Schilderung, die er davon aufgesetzt, könne er ihr erst vorlesen, wenn sie zehn Jahre älter sey, denn jetzt würde sie ohnmächtig davon werden. Nachher begann er doch, dieselbe als ein höchst merkwürdiges Abendstück aus der Geschichte seines Lebens seinen Hausfreunden, dem Arzt und einem andern Freunde vorzulesen, wurde aber dabei wiederholt so von Affekt und Schauder ergriffen, daß der Arzt ihm rieth, die Schrift zu vernichten und sich aus dem Sinne zu schlagen, was er auch späterhin, nicht ohne Widerstreben, gethan hat. Uebrigens suchte Schelling ihn, da er sehr niedergeschlagen, zitternd und blaß aussah, damit zu beruhigen: diese schaudervolle Nacht könnte die Krise seiner Krankheit bezeichnen und er sich nun auf dem Wege der Besserung befinden. Die Vorgänge dieser Nacht hatten die dringende Nothwendigkeit herausgestellt, den Kranken von nun an Tag und Nacht in steter Beobachtung zu halten, weßhalb Vorkehrungen getroffen wurden, denselben aus seinem Zimmer im zweiten Stocke des Hauses in das Parterre zu übersiedeln, wo eine dem Staatsrathe v. Hartmann gehörige Stube und ein Kabinet, nur durch eine Halbwand getrennt, und deren drei Fenster sich auch gegen außen durch Vorhänge und Laden nöthigenfalls vermachen ließen, vorhanden waren, damit die Wächter, welche der Kranke schlechterdings in sein Zimmer nicht aufnehmen zu wollen erklärte, in dem Kabinet verweilen könnten. Uebrigens befand sich Niembsch, abgesehen von seinem angegriffenen Zustande, an diesem Tage erträglich. Er verlangte Nachmittags auszufahren, was ihm auch gestattet wurde. Seine Gesichtslähmung hatte sich in der Zwischenzeit von Tag zu Tag immer mehr gebessert, so daß sie ihn im Essen, Sprechen, Lesen wenig mehr hinderte und nur noch beim Lachen eine leise Verziehung des Mundwinkels zu bemerken war und er auch über diesen Punkt keine Anfechtung mehr sich machte.

Diesen Abend war Niembsch zum erstenmale wieder im Kreise der Freunde so gesprächig, so mittheilend; aber man konnte sich darüber nicht freuen. Es war Gewitterschwüle, die Ruhe vor Ausbruch des Sturms. Er verrieth viel innere Aufregung. So hastig, solche Sprünge! Wie im Fieber. Verhältnißmäßig kindisch Manches, fast als sage er es noch

mehr ſich vor als den Andern. Ordentlich plauderhaft. In vielen Momenten brach freilich der alte Geiſt wieder durch. Dieſe Strahlen machten immer den Eindruck wie Sonnenuntergang: gleich Blicken und Worten eines Sterbenden! Er las viel vor, z. B. den größten Unſinn: Sterns Gedichte — ein Preßburger — in den zwanziger Jahrgängen erſchienen, unreife Erſtlinge. Alle lachten ſehr. Dann griff er zu Heine's neuen Liedern. Er äußerte von ihm: auf einem Blatte ſey er ein Gott, auf dem andern ..... Man müßte, um das Schöne rein zu genießen, an den cyniſchen Stellen Warnungszeichen hinmachen, Votiven, die ſagen: „Da iſt das Zartgefühl verunglückt!“ „Sie müſſen bedenken, die Phantaſie hat nicht nur die Fähigkeit, einzelne Bilder, einzelne Geſtalten zu geben, ſie kann auch ſolche Macht haben, daß ſie in gewiſſen Momenten Stimmungen in Einen gießt; und in ſolchen Momenten kann ſelbſt ein Menſch von ſonſt weniger Charakter auch ſehr geſinnungsvolle Gedichte machen, die uns zur Bewunderung hinreißen. Aus dieſem Geſichtspunkte muß auch Heine betrachtet werden. Man faßt ihn nicht ſo auf und doch iſt's das allein Richtige. In ihm ſteckt ein großer Dichter, vielleicht der größte Lyriker. Heine iſt uns ſehr nothwendig. Dieß Element in der Literatur kann man gar nicht entbehren.“

Die größte Freude bezeigte Lenau an dem Liedchen:

„Es ragt ins Meer der Runenſtein“ u. ſ. w.

Er wiederholte es oft. „Es iſt mir das Liebſte von ihm,“ ſagte er. „Der Ton darin iſt entzückend Es iſt ganz wie das Meer, der Rhythmus der Wellen.“ Nur der Dichter, behauptete er, könne den Dichter in ſeinen Werken ganz genießen. „Aber Sie verſtehen,“ wandte Emma dagegen ein, „Beethoven ſo gut wie Einer, ohne Compoſiteur zu ſeyn!“ Er geſtand dieß zu und führte als Beleg die neunte Symphonie an, das letzte und herrlichſte Werk vom Meiſter. „Man benachrichtigte mich von der Probe,“ erinnerte er ſich. „Ich habe in Wien ſchon meine Bekannte, die da für mich ſorgen. Ich habe, was mich ſehr freute, gleich bei der erſten Probe der Symphonie jeden Gedanken faſſen und verfolgen können. Es ſind lauter ewige Gedanken, lauter ewige Formen, in denen er ſich bewegt. Die Aufführung, das war vielleicht die größte, die ſchönſte Stunde meines Lebens. Dieſe neunte Symphonie iſt das Größte vielleicht,

was in der Musik vorhanden. Beethoven sagte auch, als er davon schrieb: „Jetzt mach' ich Etwas, das muß mein Erstes werden und überhaupt das Größte was es gibt." Wenn er so beim Bierglas saß, da konnte er auf einmal schnell sein Schreibtäfelchen herausziehen und etwas eintragen. „Mir ist halt was eing'falln," sagte er dann und steckte es wieder ein. Diese Gedanken, die er so einzeln hinwarf, nur mit ein paar Linien und Punkten, ohne Taktstriche u. d. m. sind Hieroglyphen, die Niemand entziffern kann. So hat er in diesem kleinen Schreibtäfelchen wohl noch einen Schatz von Gedanken verborgen ..... Die Symphonie fand in Wien getheilten Beifall. So sagte mir nach der Aufführung Grillparzer, der sehr musikalisch ist, selbst ein Instrument recht schön spielt: „Es ist confuses Zeug." Was das Verstehen Beethovens erschwert, ist, daß man zu große Massen umfassen muß, um seinen Ideen zu folgen. Sie haben so große Umrisse und nicht alle Menschen können so viel aufnehmen im Speckkammerl ihrer Phantasie."

Man redete von Becher aus Elberfeld. „Er ist mein Liebling," erklärte Lenau." Morgens kommt er zu mir herein: „Wie geht's, Niembsch? Was dichtest du? Hast du eine Cigarre für mich?" Ich seh' ihn vor mir mit seinen langen blonden Haaren, die unten gelockt sind, mit seinem Sackrock, seinen Hosen ohne Strupfen, aus denen die Stiefelröhren herausragen. Er gibt die musikalische Zeitung heraus, ertheilt Unterricht, macht auch englische Uebersetzungen. Er lebt aber nur von einem Tag zum andern. Wenn er Abends eingeladen ist, dann speist er den ganzen Tag nicht. In der Gesellschaft ißt er aber ungeheuer. Er kann oft fünf Gulden von Einem borgen, oder sagen: „Bruder, gib mir einen großen Thaler, ich hab' kein Geld." Das gibt ihm Jeder gern. So ein Mensch ist ein Schatz. Seine Augen leuchten wie zwei Geisteslampen. Wenn er Einen so mit freundschaftlicher Rührung anschaut, da wird Einem ganz warm. Er hat die Mittel, viel zu verdienen, es kann ihm gar nicht fehlen; er weiß, wenn er nur arbeiten will, so hat er Geld; er darf nur eine Recension schreiben, darf nur Lectionen geben — und das eben macht ihn so sorglos. Diese Sorglosigkeit ist aber fast Liederlichkeit. Das seh' ich wohl ein, aber man muß nicht immer ganz correcte Menschen wollen; das findet man selten. Der Eine hat die Eigenschaft, die

ich bewundern möchte; beim Andern sind' ich auch wieder eine andere. Man verdirbt sich sonst viele Freude, wenn man Alles beisammen will. Das ist der Fluch der kleinen Städte. Man kennt da zu genau das Wesen und Treiben vom Menschen und vermehrt dadurch die Forderungen an ihn. Wenn ich eine Forelle esse, wähle ich mir auch nur das Mittelstück heraus und lasse Kopf und Schwanz liegen."

Bald trat der Reisedrang unseres Freundes hervor. „Nach Ischl will ich," äußerte er. Und nun beschrieb er gleichsam mit kindischem Vergnügen die Schlittenfahrten, die er da machen könne. Wenn der Mond so aufsteige im Winter und die weiße Gegend und die hohen Wipfel erleuchte, das sey ganz geisterhaft, so feierlich. Er fühle es immer mehr, das Hochgebirg besitze Schönheiten, die durch keinen andern Landschaftsreiz aufgewogen werden.

Man hat ihm ein sehr wohlfeiles Haus in Mödling bei Wien in der Klause mit ganzer Einrichtung angetragen um einen Spottpreis. „Herr v. Bayer, der wegzieht, möchte es gern in befreundete Hände legen. Es sind viele praetia affectionis da, z. B. auch in lauter Fauteuils die Wappen seiner Frau, von Freundinnen aus Wien gestickt. Dann hat er auch zwei Kinder da verloren, deren Grab ich bewahren sollte."

Später gedachte er mit Wärme, daß die Knaben von Graf Alexander mit dem Hofmeister heute bei ihm waren; besonders freute ihn Eberhard, der älteste. „Du mußt mir erlauben," redete Lenau zu ihm, „daß ich Dich Du nenne, auch wenn Du noch so groß wirst. Ich habe zu Deinem Vater auch Du gesagt." Rührend und feierlich war es, als Niembsch mit ganz unbeschreiblichem Wesen aussprach: „Es gibt eine Region der Nerven, die unberührt, heilig seyn soll; eine Tiefe, wo es immer still seyn, eine geheime Ruhe walten muß. Und durch die Strapazen ist bei mir Alles auch bis auf diesen Nervengrund aufgeregt worden, der immer unbewegt, immer still seyn soll. Und da wimmelt jetzt auch Alles auf diesem Nervengrund. So seh' ich meine Krankheit an."

Beim Gehen gab er mit lieblicher, inniger Freundlichkeit die Hand. Die Nacht brachte er ruhig zu.

Am 14. hatte unser Kranker einige Stunden lang, am Tage und Nachts, lauter fremdliche Bilder; er baute sich seine Häuslichkeit u. s. w.,

betete auch viel. Gegen Emilie äußerte er, diese Krankheit habe ihm viel genützt, es sey viel in ihm Klarheit und Stille geworden, und besonders habe er sich wieder zu Gott gefunden. Er habe einen Gedankenbau aufgeführt, hoch wie ein Thurm emporgewölbt, und oben auf der höchsten Spitze das Kreuz aufgerichtet. Was er auch Weltliches, Leidenschaftliches und Frevelhaftes geschrieben, das Kreuz sey immer in seinem Herzen geblieben.

Am 15. Abends war er heiterer, gesprächiger denn je. Er las dem Familienkreise Gedichte von sich vor, erzählte viel aus Steiermark, zeigte einen kürzlich erhaltenen Brief seiner Braut, ob der nicht lieb sey? Auch ihre hübsche Schrift; ihr Vater nämlich diktirte ihr früher stets.

In der Nacht rannte er, da die Versetzung ins Parterre noch nicht hatte ausgeführt werden können, in seinem Zimmer im zweiten Stocke auf einem Raum von wenig Fuß mit so harten heftigen Schritten hundertmal auf- und ab, daß man's kaum ertragen konnte. Auch sein stets übertriebenes und in letzter Zeit noch unmäßig gesteigertes Cigarrenrauchen mußte nachtheilig wirken. Die Nächte sind schon lange so unruhig gewesen, daß Madele, des Geheimraths alte Köchin, die unter Lenau's Stube schlief, immer behauptete, der Stock vom Herrn Baron müsse auch mit herumgehen; es sey zu arg und poltere zu heftig; sie könne kein Auge schließen. Nachts um 2 Uhr kam er in Reinbecks Stube und machte ihnen lärmende Vorwürfe, daß sie ihn beim Criminalamte angeklagt hätten. Sie redeten es ihm aus. „Ja, was ist es denn gewesen?" „„Ein Traum, ein böser Traum,"" entgegneten Beide einstimmig. „Traum? Traum! Wenn's Wahnsinn wäre, das wäre doch das Aergste!" murmelte er vor sich hin und ging fort, legte sich zu Bette, brachte aber den Rest der Nacht ganz schlaflos zu.

Als Niembsch noch gesund war und auch wie er schon anfing zu kränkeln, sagte er immer: er müsse noch vor dem 15. October verheirathet seyn, und in der auf diesen Tag folgenden Nacht brach der Wahnsinn aus.

Morgens (den 16.) frühstückte er ziemlich aufgeregt mit seinen Gastfreunden, sagte hierauf, er müsse doch auch einmal wieder zu seiner Violine greifen, spielte ganz besonders schön auf derselben, kam aber auf einmal

darauf, einen österreichischen Ländler zu spielen, fing an zu tanzen und Luftsprünge zu machen, was er auch Schelling, als er gerade zum Besuche kam, wiederholte und dabei seine große Freude über die wunderbar heilsame Wirkung, welche die Musik auf ihn ausgeübt habe, ausdrückte, indem er von nun an völlig gesund, kräftig und neubelebt sich fühle. Er hielt auch diese Wirkung der Musik auf ihn für so merkwürdig, daß er sich sogleich hinsetzte und einen Bericht über diesen Vorgang an die Redaction der Allgemeinen Zeitung in Augsburg aufsetzte. Auf einmal war er ausgegangen, ohne daß es Jemand gemerkt. Im Schrecken sandte man nach Gustav Pfizer, vertraute diesem Getreuen Alles und bat ihn, seinen Freund und Sangesbruder zu suchen; er werde wohl in der Druckerei sehn. Statt dessen war er auf die Post gegangen, hatte dort Briefe und auch jenen Aufsatz abgegeben. Pfizer begegnete Niembsch in der Königsstraße (der Hauptstraße Stuttgarts) und begrüßte ihn wie zufällig. Sie gingen mit einander. Am Bazar (fast dem königlichen Schlosse gegenüber) zog Lenau seinen Ueberrock aus und Pfizer trug diesen über dem Arme. Niembsch wollte das Kleid hinbreiten und sich darauf legen. Er könne nicht mehr weiter. Er streckte sich auch wirklich hin. Sein wackerer Freund brachte ihn aber doch wieder fort. Sie stießen hier auch auf Baron Hermann Reischach, an welchen Niembsch allerlei Buntes hinredete. „Ja, die Aerzte, sie haben lang an mir herumkurirt — da hab' ich bloß meine Violine angesehen und bin davon gesund geworden." In der Friedrichsstraße, worin Reinbecks Haus unter Zahl 14, schleppte er sich kaum noch so fort. Pfizer stieg mit ihm in den eben vorbeirollenden Wagen vom Medicinalrathe Köstlin. Da konnte der Patient es aber auch nicht aushalten; er hielt sich immer den Kopf; das Gerassel auf dem Pflaster thue ihm so weh. Sie stiegen also nach ein paar Minuten aus. Auf jeden Eckstein setzte er sich. Es war kaum anzusehen; so die lange Straße herab. Seine Wirthe mußten es vom Fenster aus beobachten und mit all ihrer Liebe sich nur duldend verhalten. Solchem Pilgerwege des Freundes zuzuschauen ist mehr, als selbst den Kalvarienberg wandeln.

Zu Hause setzte sich Niembsch lange auf den Stuhl an der Thüre, legte sich dann ins Salon mit den Stiefeln aufs Sopha, schlug den Kopf hin und her, zog den Rock aus und ging in Hemdärmeln vollends hinauf.

Oben geigte und tanzte er wieder. „Es geſchehen noch Wunder! ſagte er. Ich bin ganz geſund. Die Muſik hat mir gefehlt. Die Töne ſind wie Thau auf meine Seele gefallen und haben ſie erfriſcht!“ Jemand näherte ſich zufällig dem Bette, auf welchem die Violine lag. „Nur meine Violine nicht berühren!“ rief er gleich. Das war ihm immer das Höchſte — ſie war ihm heilig wie eine Geliebte. Er ſchlief heut ſchon im Parterre.

Er pflegte ſich früher nie einzuſchließen Nachts, und das war den Freunden ein Troſt, weil der Kranke, ſo lang er oben wohnte, Niemand zum Wachen in ſeinem Zimmer dulden wollte; ſo wußten ſie doch, daß man ihm leichter beizuſtehen vermöchte. Einſt, ſpät Abends, dachten ſie zu ihrer Beruhigung ſich noch einmal zu überzeugen, ob wirklich offen ſey. Man drückt leiſe an die Thürklinke, die aber nicht nachgibt. Jetzt wird gerufen, gebeten, daß er aufmache. Er thut es. „Sie haben alſo doch nicht Wort gehalten, Niembſch!“ Er hatte ſich nur ſo aufs Lager geworfen und war wieder aufgeſprungen, um zu öffnen. Da war es gar rührend zu ſehen, daß er die Violine auf einen Stuhl neben ſich gebettet, wie die Mutter ihr Kind. „Die wollen wir jetzt ruhig laſſen,“ ſagten die Freunde, und lehnten ſie mit dem Kaſten unten an die Lagerſtätte. Als ſie aber weg waren, muß er die Geige doch wieder zu ſich geholt haben, denn die Diener fanden es Morgens gerade wieder ſo, indem ſie bei ihm eintraten, und er erklärte ihnen ganz ſchön, wie ſeine Geige zu ihm gehöre.

Niembſch legte ſich heute zu Bett und ſchien ſogleich eingeſchlafen zu ſeyn, was jedoch nicht der Fall war, indem er in einem unbewachten Augenblicke um dieſe Zeit den erſten Verſuch machte, ſich zu erdroſſeln, wie er hintennach ſelbſt eingeſtand. In ſeinem übrigen Befinden war inzwiſchen der Umſtand eingetreten, daß ſich ſeine Zunge ſtark belegte, der Appetit ganz darniederlag, was Schelling ſchon vor ein paar Tagen veranlaßt hatte, ihm ein Pulver und einen Aufguß zu verordnen.[1]

Gab man ihm Medicin ein, ſo nahm er es erſt, wenn man ihm ſagte: „Die Frau Hofräthin läßt bitten.“

[1] Ein Pulver aus Rhabarber, einem Salze und einem kleinen Zuſatze von Rad. calum. ar. und Sem. anis; nebenbei ſollte er von Infus. rad. ipecac. mit einer Saturation nehmen.

Am 17. war er den ganzen Tag ruhig und faſt immer bei ſich. Die ganze Nacht aber darauf recitirte und geigte er. Der Chirurg, welcher bei ihm wachte, konnte nicht genug ſagen, welche ſchöne Sachen der Kranke geſprochen. Beſonders äußerte er ſich ſo herrlich über Schlaf und Tod. Er habe in der Nacht auch ein Gedicht über beide gemacht, vertraute er Emilien und ſagte es ihr her; ſie brachte es aber nicht mehr zuſammen.

Niembſch verbrannte in dieſer Nacht viele Briefe. Vielleicht waren es Sophiens Briefe. Er hatte Sophie bereits durch Emilie ſchriftlich bitten laſſen, ihm keine mehr zu ſenden. Jetzt verrieth er beinahe Haß gegen ſie; ein Daguerreotyp von ihr ſollte man wegwerfen; dann flehte er wieder: „Schont ſie; ſie hat zwölf Jahre mein Lebensglück gemacht!“ Bald tadelte er ſie, daß ſie ſich nach franzöſiſchen Grundſätzen gebildet; bald rühmte er den hohen Geiſt, den edlen Sinn. Theure Lippen ſollen im letzten Scheiden fieberhaft zu Lenau geſprochen haben: „Eines von uns muß wahnſinnig werden.“ Schon in der Nacht beſchäftigte er ſich eifrig mit Reiſeplanen, ließ ſeine Effekten zuſammenſuchen, packte. Er wolle nicht viel mitnehmen, er komme ja bald wieder. Sein Barbier, ein ordentlicher, wißbegieriger, junger Menſch, der bei ihm wachte, war ihm beſonders angenehm; er bot ihm an, ihn nach Wien mitzunehmen, für ſeine Ausbildung zu ſorgen, daß etwas Rechtes aus ihm würde. Der Barbier entgegnete: er könne nicht mit, weil er militärdienſtpflichtig ſey; worauf Niembſch erwiederte: das würden der Herr Hofrath und die Frau Hofräthin ſchon beim Kriegsminiſter machen. Niembſch ließ den Koffer forttragen, gab dem Bedienten des Geheimrathes eine Banknote zum Poſtgelde, zog ſelbſt Reiſekleider an, und wollte ſich nun durchaus auf den Weg begeben, wovon er nur mit Mühe abzuhalten war, denn er wollte ſeinen Freunden nicht den Kummer machen, in ihrem Hauſe zu ſterben.

An dieſem Morgen (18.) beſuchte Staatsrath v. Ludwig zum erſtenmale mit Schelling gemeinſchaftlich den Kranken. Ludwig hat ſtets Lenau's Fauſt auf dem Nachttiſche; es iſt ſein Lieblingsbuch, iſt ganz zerleſen. Er hätte ſchon längſt gern wollen Lenau kennen lernen. Als er jetzt bei ihm eintrat, ſpielte dieſer eben herrlich Violine. Ludwig bewunderte es ſehr. Mit Thränen betrachtete er ihn und ſagte: er erinnere ihn an Taſſo.

Ludwig erzählte Lenau, wie er auf einer Reise in Tirol an ein ganzes Feld voll Stangen mit Geigen gekommen, das so seltsam ausgesehen, und wie er Anfangs gar nicht gewußt, was das bedeute, bis er erfahren, daß die Violinen da trocknen müßten. Diese Schilderung freute den Dichter sehr und er beschrieb nun die Einrichtung eines guten Instruments. Hierauf machte Niembsch mit Ludwig und Schelling — mit dem er in der letzten Zeit eine Liebschaft angefangen und an dem ihm auch der philosophische Kopf so werth war — Plane, wie er sich in Stuttgart niederlassen, die Medicin wieder aufnehmen wolle, und wenn es ihm gelänge, nur Einen guten Gedanken zum Wohle der Menschheit zu finden, so sey das mehr als alle seine Werke. Er müsse einen Beruf haben. Die Aerzte waren entzückt von seinen Gedanken, wenn er mit ihnen wissenschaftliche Sätze discutirte im herrlichsten Latein.

Die beiden Aerzte beriethen sich und stimmten darin überein, daß die schleunigsten Maßregeln genommen werden müßten, um dem sich steigernden Uebel Einhalt zu thun. Auf ihren Rath berief Reinbeck sogleich den berühmten und erfahrenen Arzt für Gemüthskrankheiten, Hofrath Dr. Zeller in Winnenthal durch Staffete. Man sah seiner Ankunft mit höchster Angst und Sehnsucht entgegen.

Der Kranke verlangte an diesem Tage durchaus in sein früheres Wohnzimmer im zweiten Stocke zurückgebracht zu werden, und als ihm dieß endlich gestattet wurde, suchte er seine Papiere wieder durch, zerriß eine Anzahl derselben. Dann ergriff ihn Todessehnsucht. Um 7 Uhr heute Abends werde er sterben. Er zog sich ganz weiß an, legte sich erschöpft auf den Sopha, und erwartete den Tod mit gefalteten Händen. Er nahm von Allen feierlich Abschied, segnete Alle. Auch von Sophie in Wien. „Sie ist mein Glück und meine Wunde!“ sagte er. Noch als er schon unten wohnte, äußerte er gegen die Vertrautesten: „Sie ist voll Geist. Nichts, worin sie mir nicht ebenbürtig, worüber ich nicht mit ihr sprechen kann. Wie versteht sie mich, eilt mir nicht selten voraus! Sie ist mehr als die Sand. — Ich will Ihnen etwas von ihr lesen lassen, holen Sie mir das Buch in meinem Schreibtisch“.... Er wollte den Schlüssel geben, fuhr aber wieder damit in die Tasche zurück.

Niembsch und Sophie, hieß es, sollten sich das Wort gegeben haben,

daß keines von ihnen das Andere überleben wollte. Auch sollte Sophie zu Niembsch geäußert haben: wenn er einmal einen ganz heitern Brief von ihr bekäme, so dürfte er sicher glauben, daß sie sich schon dem Tode nahe befinde. — Nun erhielt er während seiner Krankheit wirklich einmal einen heitern Brief von ihr — wie man erzählt — und es bemächtigte sich seiner alsbald der erschreckende Wahn: sie sey entweder schon todt, oder dem Tode nahe. Mit größter Bangigkeit erwartete er am nächsten Tage einen Brief zur Zerstreuung seiner Furcht; allein zum Unglücke kam eben damals keiner, wiewohl früher beinahe jeder Tag einen gebracht; und auch am zweiten Tage erfreute ihn noch keiner. Man denke seine Angst, sein Entsetzen!..

Niembsch machte heute auch sein Testament. Alle Augenblicke sprang er wieder vom Ruhebette, um von Neuem wieder etwas hinzuzufügen, oder es zu zerreißen, und ein anderes zu schreiben. Emilie mußte es immer mit unterfertigen. Er setzte immer, nach Reinbecks Aeußerung, und wie auch Niembsch selber später Hofrath Zeller in Winnenthal mündlich eröffnete und dieser an Emilie schrieb: seine geliebte Schwester Thereſe als Alleinerbin ein, mit der Bedingung: seinen Freunden Reinbecks, als Anerkennung der ihm durch viele Jahre erwiesenen großen Gastfreundschaft 6000 fl. davon zu übergeben, wiewohl sie solches nie annehmen zu wollen erklärt hatten. Er äußerte: seiner Schwester Kinder, wenn sie ihn auch Anfangs gewiß herzlich betrauerten, würden sich doch auch freuen über die Verbesserung ihrer Lage und ihn segnen. Von allen diesen Testamenten blieb nur der Anfang von Einem übrig mit den eigenhändig geschriebenen Worten: „Mein letzter Wille. Ich ernenne meinen Schwager“....

In lauter edlen Kreisen, unter ernsten Bildern bewegten sich am heutigen Nachmittage des Kranken Vorstellungen, nie kindisch. „Der Tod ist so leicht; mir ist so wohl!“ sagte er. Auch einmal schmerzvoll: „Ich werde dahin seyn, vergessen. Kaum ein paar lyrische Sachen von mir sind gut. Ich sehe jetzt in Alles und weiß, was ich gefehlt habe. Ich war unglücklich in der Wahl meiner Stoffe. Ich werde nicht bleiben;“ oder auch: „Mein Leben ist ein Unsinn. Was hab' ich gethan? Nur ein paar schöne Gedichte gemacht.“ — Als der Tod mittlerweile noch immer nicht kommen wollte, sprach er zu Emilie: „Er bleibt so lang aus.

Helfen Sie mir, geben Sie mir etwas, daß er schneller kommt. Geben Sie mir Blausäure." — „„In der Medicin, in der Suppe da hab' ich ja Blausäure"" — entgegnete Emilie, worauf er gierig schluckte. Er bat später, da er keine Wirkung verspürte, wiederholt inständigst um Gift, und trieb es so bis auf den Abend fort.. Da er Niemand im Zimmer dulden wollte, so wurde den Wächtern befohlen, vor der Thüre auf dem Korridor stehen zu bleiben, und auf jede Bewegung und Laut sorgsam Acht zu geben.

Während man im ersten Stocke traurend um den Theetisch beisammen saß, kam Emilie einen Augenblick hinunter, um ihren Vater zu küssen. „Eben hat er mir seinen Urwald in Amerika verschrieben," lächelte sie. Sie ging bald wieder hinauf.

Nach einer halben Stunde hörten die Wächter Niembsch stöhnen und Emilien rufen, und als diese sogleich herbeikam, fand sie den Kranken fürchterlich entstellt aussehend, mit hervorgetriebenen, blutunterlaufenen Augen, sein Kopfkissen und Halstuch stark mit Blut, welches aus der Nase und dem Mund gekommen war, befleckt. Befragt darüber, was ihm begegnet sey, erwiederte er: „Weil Ihr mir kein Gift gegeben habt, habe ich mich mit meinem Halstuche (es war ein schwarzseidenes) erdrosseln wollen."

Staatsrath v. Ludwig, welcher ihn vor Schelling sah, beruhigte ihn so, daß, als Schelling später dazu kam, er Lenau in ziemlich natürlichem Zustande fand. Der Kranke hatte an diesem Tage Calomelpulver, welche die Aerzte ihm am Morgen verordnet, genommen und darauf einige Erleichterungen erhalten. Es wurden ihm nunmehr auch kalte Umschläge mit Essig und Wasser gemacht.

Niembsch wurde nun wieder in die Parterrewohnung gebracht. In dieser Nacht wachte auch Gustav Pfizer. Lenau recitirte viel aus den Albigensern und Savonarola in ganz wundersamen Zusammenstellungen.

Am 19. Morgens fanden die Aerzte einen Aderlaß nothwendig. Niembsch hatte eine Freude an seinem Blute, das so kräftig herausprang. „Wie ein Alpenquell" sagte er. — „Nicht wahr, es ist ganz gesundes Blut?" fragte er den Barbier, welcher es bestätigte. „„Ja wohl, es sieht ganz gesund aus, nur wie von einem gehetzten Hirsch."" — Das gefiel

Lenau gar wohl. „Ich bin ja auch ein gehetzter Hirsch!“ entgegnete er, und wollte immer, der Chirurg sollte der künftigen Schwiegermutter eine Beschreibung von diesem Aderlasse schicken. Das mache ihm jetzt wieder frischen Muth zum Leben und Heirathen, daß sein Blut so gesund sey. — Es bildete keine Entzündungskruste und der Blutkuchen zeigte nur eine geringe Consistenz.

Und nun fuhr Lenau fort, lauter heitere Zukunftsplane zu bauen; er sprach unaufhörlich und der Schlaf floh ihn fortwährend. „Wie kann man nur so alberne Vorstellungen haben!“ sprach er wegen gestern. „Da hab' ich mir eingebildet, die Emilie gäbe mir Blausäure!“ — Vorbeck war lang bei ihm. Niembsch gibt viel auf ihn. — Man erwartete Zeller, der aber von seiner Schweizer Reise noch nicht zurückgekommen war. Niembsch sprach immer davon, ein ärztliches Frühstück zu veranstalten, wozu er auch Hardegg einladen und dabei Thesen aufgeben wollte, die er sich notirte, z. B. über die Transpiration.— Er sagte auch ein paarmal: „Heute kommt meine Braut.“ Niemand konnte daran denken, denn der Arzt hatte es ihr abgerathen. — Als Nachmittags Emma aus dem Reinbeck'schen Haus von Hartmanns ging, geigte Niembsch in seinem Parterrezimmer eben wunderschön. Wie Gesang; — ein Schweben, Verathmen der Töne, ganz Liebe und süße Klage. Gleich einer Nachtigall, voll Frühlingssehnsucht. Seufzt sie nach Glück, nach Grab? Fleht sie um Ruhe oder um den Himmel? Kann sie nicht vergessen? Sie hat den Lenz überlebt. Fahl sind die Bäume, schnell fliegen die Wolken. Keine, keine nimmt sie mit, weit, weit zum Frieden, fern zur Wonne.

Richtig traf noch am 19. Abends Marie mit ihrer Mutter zu Stuttgart im Hotel Marquardt ein. — Auerbach berichtet: „Auf die Kunde seiner Krankheit reiste sie mit ihrer Mutter im Eilwagen nach Stuttgart. In Heidelberg mußte der Wagen auf die von Karlsruhe kommende Post warten, die Damen gehen am frühen Morgen in den Gasthof, die Braut nimmt unwillkürlich eine Zeitung zur Hand, und liest die furchtbaren Worte: „Lenau ist wahnsinnig und liegt in der Zwangsjacke.“ —

Den 20. früh, eh es noch zur Raserei kam, blieb Niembsch darauf, daß seine Braut angekommen sey, und man mußte ihm den Spiegel an's Bett geben, daß er seine Haare ordne. Bisher zeigte sich der Patient

niemals vernachläſſigt in ſeinem Aeußern, ſtets rein und ſorgfältig gekleidet, glatt gekämmt. Oefters wiederholte er: er wolle eine Muſterehe haben. Alle, die die Braut in Stuttgart ſahen, wo ſie einige Tage verweilte, ohne zu dem Kranken dringen zu dürfen, weil die Aerzte ſeine Erregung fürchteten, ſtimmten darin überein, daß es eine ganz weibliche Erſcheinung ſey; eine zarte Geſtalt voll Anmuth; ein Oval, etwas Madonnenhaftes im Antlitze. Im Weſen ſehr ſanft und ruhig. Achtzehn Tage nur im Ganzen hat Lenau ſie gekannt. — Achtzehn Tage — und jetzt das ganze Leben einſam, zerſtört! Zu Hauſe alle die frohen Vorbereitungen, Alles fertig, die Ausſteuer u. ſ. f. Lang faßten ſie den Gedanken gar nicht, ſie und ihre Mutter, die eine gar gute Frau ſeyn muß. Jetzt meinte Marie, ſie möge gar nicht hoffen, denn ſie wolle dieſen Schmerz nicht noch einmal durchringen; ſie habe auf Alles verzichtet, ſie getraue ſich nicht mehr an Glück zu glauben.

Gegen 4 Uhr Morgens fing ſchon der Sturm an. Niembſch ſchrie vielleicht hundertmal: „Auf, auf, Lenau! Lenau!“ grauſig, weithin dröhnend. So auch um 5 Uhr Morgens, um welche Zeit ihn Schelling ſchon ſah. Später wurde er etwas ruhiger. Um 7 Uhr bat er einen ſeiner Freunde, welcher mit zwei Wächtern bei ihm war, ihn zu verlaſſen, weil er ruhen wollte, ſchickte den einen der Wächter, des Geheimraths Diener, Ferdinand, in das Nebenzimmer, um ihm ein Glas Waſſer zu holen, und während der Andere entfernt auf dem Sopha ſaß, benützte Niembſch den von ihm liſtigerweiſe zubereiteten günſtigen Augenblick: aus dem Bette ſpringend, das noch nicht wieder zugebundene Fenſter ſchnell aufzureißen und im Hemde und baarfuß zum Fenſter hinaus, das etwa acht Schuh vom Boden der Straße erhaben iſt, in dieſe hinunterzuſpringen, wobei er den eben vorbeigehenden Bedienten des engliſchen Geſandten beinahe niederwarf. Gegen hundert Schritte lief er die Straße hinauf, beſtändig aus allen Kräften ſchreiend: „Aufruhr! Freiheit! Hülfe! Feuer!“ Es ſoll ein gräßlicher Auftritt geweſen ſeyn. Heine's und Freiligraths neue Lieder, welche ihn in der letzten Zeit viel beſchäftigten, und aus denen er oft Stellen wiederholte, mögen wohl auch die Richtung dieſer Ideen miterzeugt und überhaupt zündbar gemacht haben. Von jenem Bedienten und einem Soldaten eingeholt, wurde Niembſch ſogleich in ſein

Bett zurückgebracht. Hier tobte er nun auf das Heftigste, stieß alle erdenkbaren Schimpfworte, besonders auch gegen seine Aerzte, in grobem österreichischen Dialekt aus. „Mörder, Räuber!“ schrie er immer. Sobald Emilie sich blicken ließ, nannte er sie „Giftmischerin!“ und als sie mit Reinbeck sich ihm nahte, in der Hoffnung, ihn doch etwas beschwichtigen zu können, gab er der sanften Märtyrerin einen Backenstreich und Reinbeck faßte er an der Gurgel, und hätte ihn beinahe erwürgt. „Die Schwaben können es niemals verantworten, daß sie mich so behandeln,“ wüthete er. „Andere mögen sie plündern und einsperren soviel sie wollen, aber bei mir wird es ihnen nicht so hingehen. Die Schwaben müssen vernichtet werden, dieß Haus zerstört bis auf den Grund. Eine österreichische Armee wird über sie kommen, sie Alle in die Pfanne hauen, und in ganz Stuttgart keinen Stein auf dem andern lassen!“

Er blieb den ganzen Tag in der heftigsten Aufregung, so daß seine Stimme zuletzt ganz heiser wurde. Abends war er wieder besonders wild und grob gegen die Aerzte und Alle, welche in seine Nähe kamen. Er schrie so entsetzlich, daß viele Leute sich auf der Straße sammelten und unter dem Fenster standen. Die Nacht hindurch war er doch etwas ruhiger, jedoch abermals fast ganz schlaflos.

Schon am Morgen dieses furchtbaren Tages, als Emma Riendorf bei ihrer Toilette saß, erhielt sie ein Billet von Julie Hartmann, halb verwischt, kaum leserlich aus Angst und Hast. Sie sollte ihren Bedienten Leo schicken, und durch diesen noch ein paar handfeste Militärs. (Emmas Gatte ist der Oberst v. S.) Es geschah. Als Leo in der Nacht heimkam, erzählte er: der Herr Baron sähe fürchterlich aus. Das Weiße im Auge ganz roth, und Alles träte schrecklich heraus. Einmal habe er ihn, den Diener, eine Viertelstunde lang angestarrt, unverwandt; dann zählte er auch öfters die Wappenknöpfe am Aermel von Leo's Livree. „Jesus, Maria!“ sagte er vor sich hin, und nachher wieder: „Wahnsinnig! Wahnsinnig! — Ich weiß ja nicht, wo ich bin!“ — „So rührende Sachen sagte er dann wieder,“ erzählte der treuherzige Schwarzwälder, „so rührende Sachen, daß es Einem durch den ganzen Leib schauerte, und wie er's so schön hinbringt, so geschickt — man könnt ä Buch draus machen. So hat er heut Nacht über den Soldatenstand etwas gar Schönes

g'sagt, vom Sieg. — Mit dem Halten thut man ihm so weh, denn er hat gar zu feine Knochen; ich habe ihm immer ein Tuch um das Handgelenk geschlagen, eh' ich ihn gehalten."

Einmal zeigte Niembsch dem Bedienten im Hause, Ferdinand, seine beiden Füße und sagte: „Siehst du, der eine gehört nach Wien, der andere nach Frankfurt."

Jener Mann, welchen Niembsch beinahe zu Boden gesprungen, ein Kammerdiener, welchen der preußische Minister entließ, der englische in Dienst nahm, fand dadurch einige freie Tage, welche er nun auch zur Aushülfe bei Niembsch verwendete.

Auch gebetet hat Niembsch in dieser Nacht. Es war sehr rührend und feierlich. „Jeder bete nach seiner Kirche!" sagte er, und Alle mußten ein Vaterunser beten. Erst Morgens früh kam ein kurzer Schlaf, aus welchem Niembsch viel heftiger und tobend wieder erwachte; doch bald stellte sich Ermüdung und Erschöpfung ein.

Heute (den 21.) Morgens kam Emilie Zumsteeg zu Hartmanns. Sie wolle sich nur nach dem Leidenden erkundigen. Ihr hätte in der verwichenen Nacht geträumt, Lenau sey krank. Diesen Morgen in einem Hause, wo sie Stunden gab, erzählte sie, daß sie einen schrecklichen Traum gehabt, worauf die Leute erwiederten, Lenau sey wirklich krank an einem Nervenübel; diese Personen wußten es noch nicht anders. Die Freundinnen theilten nun der Besuchenden die traurige Wahrheit mit. Im Augenblicke sey jetzt Alles ruhig unten, setzten sie hinzu. „Unten, unten! Also wohnt er im Parterre?" rief die Zumsteeg mit solchem Nachdrucke, daß die Andern es gar nicht begreifen konnten, da die vielfach beschäftigte Künstlerin selten kommt und die Einrichtung des Hauses wenig kennt. Sie erklärte es ihnen jedoch. Ihr hat geträumt, sie sehe Niembsch in einer Parterrewohnung auf einem Lager hingestreckt und viele fremde Männer stünden um ihn und hielten ihn. „Was ist ihm denn?" fragte sie erschrocken. „„Er ist sehr krank,"" antwortete ihr Jemand, und daran erwachte sie.

Schills, des Nachbars, Gartenknecht half heute auch aus. Er mußte an Lenau's Bett sitzen, und dieser sagte von ihm, er sey ein angenehmer, gebildeter Mensch, und er redete ihm fortwährend vom Goethe-Denkmal

vor; sie wollten zusammen hinreisen. Der gebildete Mensch fragte dann die Leute im Hause, wer denn der Goethe sey?

Ueberhaupt sind unserem Freunde alle Menschen recht — er, der in Gesellschaft so wählerisch war! — und alle kann er leiden. Das Frische, Volksthümliche in den Soldaten und andern Wärtern scheint bei ihm anzuklingen; die Natur ist's, mit der er sympathisirt. Sie sitzen um ihn, er erzählt ihnen von seiner Jugend. Durchaus will er immer vorlesen — er, Lenau!! — und weil eben kein Buch da ist, nimmt er seinen Paß; den hat er ihnen gewiß schon zehnmal vorgelesen. Auch zeigt er ihnen den österreichischen Adler am Siegel. Den Leo erkannte er gleich wieder: „Das ist ja der starke, hübsche Junge von gestern! Wie heißt Du?" „„Leo."" „Leo, der starke Leo; ich mache ein Gedicht auf Dich, wenn ich wieder gesund bin. Bei wem bist Du denn?" „„Beim Oberst v. S."" Niembsch wiederholte den Namen wohl ein dutzendmal. Er erzählte ihnen auch, wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater Officiere gewesen. Nach Wien wolle er; dann seine Braut nach München bestellen, ein Gut kaufen und die „Schriftsetzerei" — wie Leo sich ausdrückte — aufgeben.

Der englische Kammerdiener darunter, ein schwäbischer Bauersohn, war ganz in einen routinirten Franzosen metamorphosirt. Seine Gewandtheit gefiel unserm Freunde und er äußerte, er wolle denselben auf die Reise mitnehmen und sich mit ihm im Französischen üben, das er lang nicht mehr gesprochen.

Nachmittags endlich traf Hofrath Zeller aus Winnenthal ein, und es fand eine ärztliche Berathung statt. Zeller beobachtete Niembsch nur und ließ die beiden übrigen Aerzte, Ludwig und Schelling, mit dem Kranken verhandeln, um sich dadurch größere Unbefangenheit für später und eine ungestörte Betrachtung zu sichern. Er hatte nur voraus schon erklärt, falls Niembsch nach Winnenthal gebracht würde, müsse man es diesem unterwegs sagen, wohin er komme. Wenn man nicht ganz wahr sey, wie könne denn die Verwirrung gehoben werden? Wie Rettung von Wahn auf Lüge beruhen? Auch begehrte Zeller für jenen Fall Mittheilung über den ganzen Lebenslauf des Patienten. Der ärztliche Beschluß fiel einstimmig dahin aus, daß der Kranke baldmöglichst in die Heilanstalt zu Winnenthal zu bringen wäre.

Rührend baten die Reinbecks noch die Aerzte: Lenau doch noch bei ihnen sterben zu lassen, denn sie sehen überzeugt, er werde noch diese Woche sterben. (Es war eben Sonntag.) Zeller fand ihn nämlich selbst äußerst krank, körperlich, besonders die Leber. Wenigstens, baten die Reinbecks, sollte man noch abwarten, wie die Nacht sich zeigen würde. Hierauf ging man ein. Abends noch sprach Niembsch mit Vorbeck lang das herrlichste Latein, von welchem dieser voll Bewunderung war.

Aber die Wangen von Niembsch glühten den ganzen Tag über roth, und Leo prophezeite eine schlimme Nacht. Er sehe so schön aus, wie er so umhergehe mit der buntgestickten Mütze, den türkischen Pantalons und Pantoffeln. Bei dieser Schilderung fiel Emma ein, daß er am letzten gemeinschaftlichen Abende ihr mit Behagen von seinem reichen, neuen Hauskostüm gesprochen und aufgezählt, wie viele schöne Pantoffel er habe; man müsse sich mit einer gewissen Koketterie im Hause kleiden, das sey man seiner Frau schuldig.

Die Nacht wurde wirklich sehr schlecht, der Kranke raste meistens. „Laßt mich fort, ich muß in den Krieg, der Ungar ist schon los!“ schrie er oft. Vor Leo kniete er hin: „Laß mich fort um Christi willen, der ja auch für die Menschen gestorben! Willst du denn hart wie ein Felsen seyn?“ Immer wollte er reiten. „Herr Baron, das Pferd ist so eben verreckt, man muß ein anderes holen,“ beschwichtigte der Schwarzwälder. „„Nun, so will ich noch so lang verziehen.““

Die beiden Aerzte, Ludwig und Schelling, so wie die beiden treuen Freunde, Gustav Pfizer und Vorbeck, drangen am 22. darauf: Niembsch gleich früh am Morgen in das Asyl der unglücklichen Geisteskranken zu bringen. Reinbeck selbst hinderte sein hohes Alter und die tiefste Erschütterung, Niembsch zu begleiten, welches Pfizer auf dem Kutschersitze, mit einem Militärarzte und zwei Niembsch angenehmen Wärtern im Wagen, unternahm. Hierunter war auch der englische Kammerdiener, der, wenn der Herr Baron wieder gesund würde und ihn brauchen könnte, augenblicklich seinen Dienst verlassen wollte, um bei ihm zu seyn. Anfangs wollte Niembsch gern reisen, dann gab es aber noch einen heftigen Auftritt, und man mußte zur Zwangsjacke Zuflucht nehmen. Einmal rief Niembsch Pfizer um Rettung an, worauf dieser erwiederte: „Du hast eine

Nervenkrankheit, ich kann dir nicht helfen.“ Jetzt schimpfte Niembsch ihn hin und her einen Jesuiten, einen Philister. „In welche Mörderhände bin ich gefallen!“ schrie er auf. „Blut,“ sagte mir (Schurz) der Lohnkutscher, der damals Niembsch fuhr, als er auch mich nach einigen Tagen dahin brachte, „Blut hätte man weinen mögen, wenn man das Laster so mit ansah!“ Als sie das Städtchen liegen sahen, zeigte Pfizer es ihm und sagte: das sey Winnenthal, da führen sie hin. Der Name ging aber spurlos am Ohr vorbei. Bei seiner Ankunft beschwerte er sich bei Zeller über die Behandlung, die er dulde, und zeigte die Wunden an seinen Händen vom Halten, worauf jener dem Kranken entgegnete: das habe er Alles selbst verschuldet und hervorgerufen; im Gegentheil, er habe die Leute mißhandelt und geschmäht, noch gestern Ludwig das Hemd zerrissen u. s. w. Da wurde er ganz still und beschämt, als man ihm dieß vorhielt. Den Finger hatte er beschädigt, als er in der Nacht eine Scheibe eingestoßen. Zeller ließ gleich einen Chirurg kommen, um die Wunde zu verbinden, und das schien unserm Freunde zu behagen. Als man ihn in seine Klause brachte, lief er einmal darin umher und sagte dann: da gefalle es ihm nicht, da möge er nicht bleiben. Der Arzt erwiederte doch: es komme jetzt gar nicht auf seinen Willen an, es handle sich von seiner Genesung, und da müsse er gehorchen; er sey geisteskrank. Er könne aber auch, wenn er wolle, ein wenig in den Garten spazieren. Niembsch nahm es an. Sie gingen hinunter. Als er in die Gartenthür trat und den hellen Himmel sah, sagte er: „Schön!“ Oben legte er sich dann hin und konnte eine Viertelstunde schlafen, worauf er wieder in den Garten ging. Zeller fand ihn heut weniger krank als gestern und schöpfte etwas mehr Hoffnung.

Emilie konnte es sich ungeachtet ihrer Erschöpfung nicht versagen, dem unglücklichen Freunde nach einigen Stunden mit seinen Effekten zu folgen, um sich zu überzeugen, ob er auch dort gut aufgehoben seyn werde, und kehrte mit voller Befriedigung in dieser Hinsicht am Abend zurück. Sie hatte auch die zwei Brieftäschchen dahin mitgenommen, welche Lenau nie von sich ließ, in die er seine geheimsten Gedanken einschrieb, und in welche niemals ein anderes Auge, als das seinige geblickt. Damit er diese heiligen Blätter nicht missen dürfe, händigte Emilie sie Zeller ein,

der ſie aber gleich öffnete und las, zum Schmerze der Freundin; — ein Wahnſinniger hat kein Eigenthum mehr, auch nicht Einen Gedanken, der ihm gehört — wie der Verbrecher — und der Arzt iſt hier Beichtiger.

Es verbreitete ſich in Stuttgart die Sage, dort ſey am nämlichen Tage, wo man Niembſch nach Winnenthal brachte, ein trefflich dargeſtelltes Stück gegeben worden, welches ſein Schickſal ganz enthalte: Scribe's „Feſſeln."

Ich erhielt am 21. October einen Brief Reinbecks vom 16., worin er mit zitternder Hand mich, als Lenau's geliebten Schwager, auf das Dringlichſte bat, keinen Augenblick zu verlieren, mich perſönlich in Stuttgart einzufinden, um die nöthigen Maßregeln zu deſſen Rettung zu ergreifen. Er ſchreibe dieß auf das Geheiß des Arztes von Lenau, des berühmten Schelling. Kein Anderer würde die Stelle vertreten können. Es müſſe eine von ihm geliebte Perſon ſeyn, die eine Art von Gewalt über ihn hätte, ſonſt ſey Alles vergebens. Sie zählten ſchon die Stunden meiner Ankunft, denn es ſey wahrhaftig keine zu verlieren.

Ich faßte ſogleich bei Durchleſung dieſes Schreckensbriefes, der wie ein Donnerkeil aus blauem Himmel auf mich niederſchlug, meinen Entſchluß, und begann unverzüglich meine Vorkehrungen zur möglichſt baldigen Hinausreiſe. Einer meiner erſten Gänge war auf die Fahrpoſtverwaltung, wo ich die Auskunft erhielt, daß der nächſte Eilwagen nach Weſten, in dem noch Plätze frei wären, in drei Tagen, alſo am 24. October, abgehen würde. Hierauf eilte ich zu Sophie und ſodann nach Weidling hinaus zu Thereſe. Ich ſchweige von Beider Entſetzen und Schmerz über die ſchier unglaubliche Hiobskunde. — Bei anbrechendem Tage nahm ich am 22. von Weib und Kindern Abſchied, und am 24., bis wohin ich noch zwei Briefe von Reinbeck erhielt, reiste ich ab.

Am 28. October 1844 um 12 Uhr Mittags langte ich zu Stuttgart an. Ich eilte ſogleich zu Reinbecks, wo ich den Erſtbeſten, der mir entgegenkam, um Niembſchens Befinden fragte, und bat, mich bei Reinbecks zu melden, damit ſie Niembſch auf meine Anweſenheit vorbereiteten. Da hieß es: Niembſch wäre nicht mehr da; was mich auf die Meinung brachte, er hätte ſich nicht mehr abhalten laſſen, ſeine Rückreiſe nach Wien

anzutreten. Nun empfingen mich Reinbeck und Emilie ſehr freundſchaftlich, aber ganz zermalmt von Leid. Sie erzählten mir, was bis dahin Alles geſchehen, ließen mich nicht mehr fort, wieſen mir gütig Niembſchens verlaſſenes Zimmer an, und ſtellten mich ihrem ehrwürdigen Vater, dem Geheimenrathe v. Hartmann, und ſeiner milden Tochter Julie vor. Noch denſelben Tag führte mich Reinbeck zu Herrn Obermedicinalrath v. Schelling. Dieſer fürchtete, ich würde Niembſch lange nicht ſehen und ſprechen dürfen, indem vor der Hand Ruhe deſſen höchſtes Bedürfniß, jede Erinnerung an das alte Leben zu vermeiden, und gleichſam ein ganz neues zu beginnen wäre. Allein ich wollte gleichwohl nächſten Tags nach Winnenthal, um mein Heil alldort zu verſuchen. Dienſtag den 29. October 1844 fuhr ich dahin. Ich langte um 10½ Uhr dort an und begab mich ſogleich ins Schloß, wo man mich im ebenerdigen Empfangzimmer warten hieß; denn Hofrath Zeller wäre ſo eben bei den Kranken herum und würde wohl bald kommen. Den Vormittag über hatte ein dicker, feuchter, kalter und unfreundlicher Nebel geherrſcht. Während ich ſo einſam des Bevorſtehenden harrte, fiel durch das große Fenſter der erſte Strahl, der erſte ſchwache Lichtſchatten der mühſam durchdringenden Sonne auf den Boden des Zimmers vor meine Füße hin. Ich nahm dieß als ein gutes Zeichen auf und gedachte freudig gerührt des umſchleierten Bruders. Schon lachte die Sonne aus heller Bläue, als Zeller eintrat. Ich eröffnete etwas weichmüthigen Tones, warum ich gekommen, und bat um — wo möglich — doch einige Hoffnung. Er ſah mich beinahe befremdet darüber an, daß ich das Aeußerſte befürchtete, und theilte mir ſogleich beruhigend mit: Niembſchens Zuſtand, der früher in der That kaum mehr gefährlicher hätte ſeyn können, und bei nur um Einen Tag verſpäteter Hülfe vielleicht rettungslos geworden ſeyn würde, hätte ſich inzwiſchen allmählig, gerade heut aber erſt auffallend gebeſſert, ſo daß ein günſtiger Wendepunkt der Krankheit eingetreten zu ſeyn ſchien. Niembſch ſelbſt hätte heute früh um ihn geſchickt, und ihm mit großer Klarheit, Beſonnenheit und Einſicht auseinandergeſetzt, worin eigentlich der Herd ſeines Uebels läge. Zeller freute ſich ungemein, dieß zu vernehmen, denn er ſelbſt hätte ſchon blos aus Niembſchens Ausſehen den nämlichen Grund vorausgeſetzt und darnach die Behandlungsweiſe eingerichtet, von deren

Zweckmäßigkeit er nun durch den errungenen guten Erfolg vollkommen überzeugt worden wäre. Ich machte hierauf dem Arzt einen Abriß vom Leben des Leidenden, von seiner Geburt an, und verschwieg nichts, wovon ich glaubte, daß es für die Behandlung des Kranken wissenswerth seyn könnte. Zeller war der Ansicht, daß die Krankheit aus vielen Quellen entsprungen sey. Er beschuldigte insbesondere die äußerst regellose und unangemessene Lebensweise Niembschens, sein Umkehren der Nacht in Tag und des Tags in Nacht, die zu seltene Bewegung und sein unmäßiges Cigarrenrauchen. Sein Uebel liege in großen Anschoppungen und nicht zum Ausbruch gediehener Goldader. Niembsch — erzählte Zeller — esse nun auch wieder bereits mit Lust, was schon lange nicht mehr der Fall war — und genieße schon wieder mehr und mehr des Schlafes, der ihn so hartnäckig gemieden. Uebrigens trug Zeller auch den übergroßen Reisebeschwerden der letzteren Zeit, gleichwie den durch die bevorgestandene Vermählung hervorgerufenen, Niembsch ganz ungewohnten und lästigen kleinen Bemühungen und Geschäften, dann der Reue über die getroffenen geldlichen Einleitungen und seinen wohl übertriebenen peinlichen Befürchtungen bezüglich der Zukunft willig Rechnung.

Als ich Zeller bat, Niembsch — wenn es anders thunlich wäre — sehen oder wohl gar sprechen zu dürfen, bewilligte er ohne Bedenken Beides, nur sey die rechte Zeit dazu abzuwarten, denn Niembsch habe, obwohl er nicht mehr tobe, doch öfter noch bedeutende Aufregungen. Dieß sey übrigens gerade erwünscht, indem bei einem sehr raschen Abbruch der Krankheit viel eher Rückfälle zu besorgen stünden. Zeller lud mich ein, um 3 Uhr Nachmittags wiederzukommen.

Als ich zu dieser Stunde im Schlosse mich einfand, war Zeller so eben auf einem Spaziergange aus. Inzwischen wollte mir ein Aufwärter die innere Einrichtung der Anstalt zeigen. Er führte mich — der Aufgang ist beständig verschlossen — in den Betsaal hinauf, wo die Protestanten Sonntags und die Katholiken Mittwochs Gottesdienst und Predigt hören können; ließ mich Zimmer für Kranke sehen, dann eins, worin zu musikalischen Unterhaltungen, die öfter stattfinden, ein Flügel steht, und auch eins mit einem Billard. Vom zweiten Stockwerke sahen wir sodann auf das Ziegeldach eines nur ebenerdigen Anbaues hinunter, um welchen

ein halbrunder kleiner, mit einer Holzwand umfangener Raum lief. Dieß iſt die traurige Wohnung der Tobſüchtigen, und der Raum ohne Gras, Blume und Baum derjenige, worin ſie ſich in lichteren Augenblicken etwas ergehen dürfen. Und unter dieſem düſteren, unheilſchwangeren Dache weilte, als ich hinunterſah, mein armer, armer Bruder, der geliebteſte Dichter Deutſchlands!

Wir kehrten ins Empfangzimmer zurück. Nach 4 Uhr kam Zeller. Niembſch, ſagte man uns, wäre ruhig, wir gingen alſo ihn zu ſprechen. Der Arzt trat voraus in die Zelle und ſagte: „Guten Abend, Herr v. Niembſch; Ihr Schwager Schurz iſt da. Wollen Sie ihn ſehen?“ „„O ja!““ Ich trat ein. Niembſch ſaß im Bette halb aufrecht, einen braunen, mit rothen Schnüren gezierten, hübſchen Zigeunerrock, ein Wiener Machwerk, auf dem Leibe. Wir küßten uns. Ueberraſcht von meiner Gegenwart ſchien er nicht. Auch zog er mich gleich in ſeinen Gedankenkreis hinein. „Lieber Freund,“ ſprach er, „verkünde es nur allerwärts: ich beharre bei dem, was ich geſagt. Nicht die Aeußerung ſelbſt, nur die Art und Weiſe derſelben, war krankhaft. Mögen alle Monarchen meine Rede wohl bedenken! Aber nur ſo hätt' ich es nicht ſagen ſollen, das war gegen die gebührende Ehrfurcht und gegen alle Schicklichkeit; ja, ich geſtehe, das war krankhaft. Ich habe mit Seiner Majeſtät, dem Könige von Württemberg, durch die Thürſpalte geſprochen. Das hätt' ich denn doch nicht thun ſollen; das war gefehlt!“ Derlei lispelte der Arme mit gedämpfter, peinlicher Stimme. Dann begann er wieder: „Es gibt eine Region in den menſchlichen Nerven, die ewig unberührt gelaſſen werden ſollte. Ich aber hab's gewagt. Die Strapazen meiner letzten Reiſe haben ſie mir aufgeregt.“

Hofrath Zeller übergab ihm, um ihn von ſeinen Wahngedanken, deren Aeußerung aber keineswegs von heftigen Bewegungen begleitet war, abzuziehen, vier Briefe: von Mayer, Kerner, Auerbach und Emilien. Er las ſie zu meiner Verwunderung (ſeine Augen waren von den verſuchten Erdroſſelungen her, worunter eine auch in Winnenthal, noch ganz angeſchwollen und roth) ziemlich ruhig und faſt ganz durch. Nur ein einziges Wort darin, ich glaube: „geiſteskrank,“ war ihm unbequem und ungenehm. Endlich las er auch noch den Aufſatz der Allgemeinen Zeitung,

worin mit Theilnahme und Schonung seiner Erkrankung Erwähnung geschah. Niembsch sprach sich darüber zwar nicht aus, aber seine Miene gab seine Zufriedenheit damit zu erkennen. Der Arzt lud nun Niembsch zu einem kleinen Lustgang im großen Gras- und Baumgarten mit uns ein. Er war sogleich dazu bereit und begehrte Stiefel, Kleider und Halstuch, wobei er sich über seinen Wärter beschwerte, daß er nicht stets gleich auf den ersten Ruf erscheine, ja manchmal sogar auch Einwendungen in Betreff des Anzuges sich erlaube. Man brachte ihm ein blaues Halstuch; er aber wollte ein schwarzes haben. Man ging darnach, allein der es in Aufbewahrung hielt, war eben nicht zugegen, und so nahm Niembsch doch das blaue. „Aber auch meine Pistole," rief er, „meine Pistole bringt mir!" „„Sie haben ja gar keine!"" „Nein, nein, ich habe schon eine." Er hatte wirklich eine; sie war aber in Stuttgart. „Meine Pistole her!" „„Ich habe Alles aufgeschrieben, was Sie besitzen, Herr v. Niembsch, doch eine Pistole ist gewiß nicht darunter."" „Du wirst doch," fiel ich scherzweise ein, „deinen alten Bruder dafür, daß er so weit herkam, dich zu besuchen, nicht etwa erschießen wollen?" Er erwähnte nun ihrer nicht mehr.

Wir verließen die Zelle. Eine solche Tobzelle ist ziemlich geräumig und hoch. Ganz oben ist ein Gitterfenster. Kein Tisch, kein Kasten, nicht einmal ein Stuhl, sogar kein Ofen, sondern nur eine vergitterte Oeffnung, wodurch die erhitzte Luft einströmen kann. In der Mitte des Zimmers steht ganz frei ein derbes Ruhebett von starken eichenen Bohlen und zu Häupten desselben ein festes Tischchen und ein unbewegliches einsitziges Bänkchen.

Die freie Luft that ihm sichtbar wohl. Die Sonne war zwar schon unter, aber der Tag doch noch freundlich. Das noch frische Grün der großen Rasenplätze — Niembsch wurde stets in den eigentlichen Garten und nie in den obenerwähnten engen kahlen Tobzwinger geführt — das bunte Laub der meisten Bäume und das weite, schöne Thal, von mäßigen Bergen eingefaßt, lachten ihn freundlich an. Er fragte mich um Therese und die Kinder. Ich erinnerte ihn in meiner Antwort an seiner Schwester alte treue, innige Anhänglichkeit an ihn. „Weißt du noch, wie sie mir vor zwölf Jahren, als du in Amerika warst, und längere Zeit nichts von dir hören ließest, alles Ernstes zumuthete,

ich ſollte meinen Dienſt aufgeben und mich mit ihr und unſern fünf Kindern zu dir in die Urwälder trollen?" Ich ſprach es unter herzlichem Lachen und er leiſtete mir dabei Geſellſchaft. Wir begaben uns in ein ſtockhohes, gemauertes Luſthaus, um der hübſchen Rundſicht zu genießen. Niembſch ſtieg ziemlich feſten und raſchen Trittes hinan, ohne ſich am Geländer zu halten. Oben waren die Fenſter weit offen. Ich konnte dieß nicht ſehen, ohne mir nicht zu denken, daß Niembſch wohl noch vor acht Tagen ohne Zaudern ſich hinuntergeſtürzt haben würde, und ich ſtellte mich daher aus Vorſicht nahe zum Fenſter, wie um in die Gegend hinauszublicken, ohne jedoch Niembſch den Zugang zu vertreten. Er ging aber gar nicht hin, ſondern blieb immer anderthalb Schritte davon weg. Auf dem weiteren Wege erwähnte er, wie er wohl wiſſe, er habe öfter Wahnanfälle gehabt. In ſolchen halte er ganz ausgezeichnete Reden, manchmal im ſchönſten Latein. Hiezu bemerkte Arzt Zeller, es wäre doch wunderbar, wie der Kranke in ſolchen Aufregungen ſich manchmal bewußt werde, daß das, was er doch deutlich vor ſeinen Augen ſehe, gleichwohl keine Wirklichkeit, ſondern nur ein Traumgebilde ſeiner erhitzten Einbildungskraft ſey. So haben z. B. Sie," wandte er ſich an Niembſch, „neulich eine Rede an eine Verſammlung gehalten, die Sie mit den Worten begannen: „„Meine Herrn und Damen, die da nicht ſind, ich beſchwöre Sie!"" Sie wußten alſo ſehr wohl, daß die Herrn und Damen, die vor Ihnen ſich befanden, die Sie mit Augen ſahen, und zu denen Sie ſogar ſprachen, gleichwohl keine wirklichen Weſen, ſondern nur Gebilde Ihres aufgeregten Gehirns waren. So etwas aber darf Sie durchaus nicht alteriren. Sie wiſſen ja, daß es Naturen gibt, die beim leichteſten Fieber ſogleich phantaſiren. Das macht ſich Alles wieder ganz und bald." Niembſch ſtimmte bei und meinte: im Delirium wäre der Menſch ein ganz anderer als ſonſt; der Sittſamſte ſpräche darin unwillkürlich die gröbſten Unfläthigkeiten und Zoten. Ich erinnerte ſodann Niembſch an ſeine furchtbaren Drohungen gegen die Stuttgarter. Er lachte zum zweitenmal und zwar recht herzlich.

Nun ſollte er wieder aus der freien Luft in ſeine Zelle zurück. Der Hofrath ging voraus, wir Beide folgten. Niembſch ſchien der Anblick des Hauſes unerfreulich. Er wandte ſich vor der Gangthür um und

that einige Schritte in den Garten zurück, bemeisterte sich aber dann rasch, kehrte das Antlitz zum Hofrath und fragte: „Soll ich hinein?“ „„Ja, lieber Herr v. Niembsch, es ist schon kühl.““ Und er schritt hinein. Auf dem Hausgange nahmen wir Abschied. Niembsch bat noch früher den Hofrath um zweierlei, nämlich: den Wärter anzuweisen, daß er immer sogleich auf den ersten Ruf erscheine, denn das gezieme sich so, und dann: aus der Zelle befreit zu werden, oder doch wenigstens Licht hineinzubekommen, da die Finsterniß auf seine Phantasie so unheimlich wirke. Ersteres wurde zugesagt und in Betreff der Zelle ihm versprochen, daß er, wenn er nur erst einmal 48 Stunden lang sich ruhig zu verhalten vermöchte, alsbald in ein schönes Zimmer des oberen Stockwerkes würde ziehen dürfen, und zwar, wenn die eben beginnende Nacht glücklich vorüberginge, schon sogleich morgen. Licht ward anzuzünden befohlen. Auch überreichte Zeller dem sonst so rauchlustigen Dichter eine schon lange nicht mehr genossene Cigarre. Wie mochte ihn diese, die er unverzüglich begierig anzündete, erquickt haben! Wir schieden unter Küssen auf acht Tage, wornach ich ihn nach des Arztes Erlaubniß sollte wiedersehen dürfen. Ich fuhr noch den Abend nach Stuttgart zurück.

Den nächsten Tag erhielt Emilie einen Brief von Zeller, den ich getreulich hier abschreibe:

„Herr Rechnungsrath Schurz wird es Ihnen mitgetheilt haben, wieviel besser es mit unserem theuren Kranken seit gestern geht. Auch die verflossene Nacht war *ganz gut*. Er schlief viele Stunden sanft und erwachte noch klarer und ruhiger als gestern. Er selbst sagte, er fühle sich wie neugeboren. Wir sind Alle ganz glücklich. Gott gebe nur einen gesegneten Fortgang seiner Genesung! Noch ist viel zu wünschen übrig, aber wenigstens *scheinbar* der Hauptsturm vorüber, so daß ich ihm auch diesen Morgen ein Zimmer im zweiten Stock anweisen konnte, was ihn sehr freute. Vielleicht können Sie ihn schon in der nächsten Woche sehen.“

Ich eilte nun nach Tübingen, um Karl Mayer und seine artige Schaar hübscher Töchter, worunter zwei Pathen von Niembsch, von Angesicht kennen zu lernen. Mayer empfing mich sehr liebevoll und führte mich auch sogleich zu seinem Freunde Uhland. Ich erfreute Alle mit der

angenehmen Nachricht von Niembſchens Beſſerung und der Ausſicht auf deſſen baldige gänzliche Wiederherſtellung. Nach drei unvergeßlichen Tagen, wovon ich einen Abend bei Uhland und ſeiner verehrten Gemahlin zubrachte, kehrte ich nach Stuttgart zurück. Hier beſuchte ich Herrn Baron v. Cotta in der Niembſchiſchen Angelegenheit. Dieſer verſicherte, Niembſch habe ihm ſelbſt den von mir bedauerten Vertrag in die Feder geſagt. Auch bat er mich, überzeugt zu ſeyn, daß, wofern ſich ſolcher für Niembſch wirklich nachtheilig erweiſen ſollte, die Buchhandlung es ſodann ihrem eigenen Rufe ſchuldig erachten würde, dieſes auszugleichen. Sichtbaren Eindruck machte meine Erwähnung, die Reue über einen Theil dieſes Vertrages habe ſicher auch Einiges zur traurigen Krankheit des edlen Dichters mitgewirkt. Eine entſcheidende Verhandlung wurde für die, wie wir wähnten, nicht mehr ferne Zeit der Wiedergeneſung des Dichters vorbehalten.

Dienſtag den 5. November 1844 erſchien ich in Schloß Winnenthal um 3 Uhr Nachmittags und ich wurde von Hofrath Zeller ſogleich zum Kranken geführt. Dieſer hatte nicht lange im oberen Stockwerke bleiben dürfen. Er hatte in neuer Aufregung dem Wärter eine derbe Maulſchelle verſetzt, und mußte ſonach wieder in ſeine alte Zelle heruntergebracht werden, wiewohl er jenes bitter bereut und warme Abbitte gethan. Wir begrüßten ihn beim Eintreten und ſprachen Einiges mit gewöhnlich lauter Stimme. Da bat Niembſch, leiſe reden zu wollen, denn laut reden hören thäte ihm weh. Der Hofrath lud ihn ein, mit uns in den Garten zu kommen. Er richtete ſich ſogleich in ſeinem Bette auf, allein, kaum aufrecht ſitzend, ließ er ſich wieder ſanft zurückſinken. Man ſah ihm an, er wäre ſchläfrig, und wir verließen ihn daher mit dem Verſprechen unſerer Wiederkunft am nächſten Vormittag.

Mittwochs den 6. November beſuchte ich ihn um 11 Uhr. Dießmal begleitete mich der Oberwärter und zugleich Wundarzt der Anſtalt, Namens Burger, ein freundlicher, verſtändiger Mann, zu Niembſch. Ich traf dieſen recht heiter, vollkommen beſonnen und klar, und ſchon wieder viel beſſer ausſehend, als wie vor acht Tagen, ja faſt ſo gut, wie zu Zeiten ſeiner Geſundheit. Er ſprach mit mir (der Oberwärter hatte uns nach einigen Augenblicken wieder verlaſſen) eine volle Stunde lang von ſeiner

eigenen Krankheit, als ob er förmlich Arzt wäre, ihres ganzen Verlaufes ſich vollſtändig erinnernd. Was ihn ſehr erfreute war der Umſtand, daß er nunmehr ſehr angenehme Einbildungen hatte, anſtatt der früher ſo furchtbaren und erſchütternden. So kamen jetzt uralte Bekannte aus ſeinen Jugendtagen, friſche Meiſen, an das Fenſter oberhalb ihm, munter daran pickend, alswie zum Willkomm. Auch ſah und hörte er ſeine Lieblinge, die Wildgänſe, in großen keilförmigen Schaaren über ihn ſchnatternd hinwegziehen. Niembſch glaubte ſich nun oft in die ſchönſten Gebirgsgegenden verſetzt, wo er, im Kreiſe trauter Geſellen, auf weichem Raſen lagernd, der herrlichſten Umſchau genoß. Einmal fand er ſich in eine himmliſche Walhalla entzückt, wo er unter andern großen Männern auch Goethe antraf, mit welchem er gut öſterreichiſch ſprach. Goethe konnte ſich halb todt lachen, wenn Niembſch einen recht derben öſterreichiſchen Kraft- und Saftausdruck zum Beſten gab. Dann erblickte ſich Niembſch gar in einer wirklichen Götterverſammlung reinſten Blutes, deren Herrlichkeit und Glanz man ſich gar nicht vorzuſtellen vermöge. Ein Gott war immer ſchöner als der andere, und ſo ſtets höher und höher hinan bis zu dem allerhöchſten Gott. Und der Hochmuth bildete unſerem Dichter ein, er ſelbſt wäre einer, und zwar nicht der allerniedrigſte der hehren Sippſchaft. (S. „Fauſts Tod“: Mir ſchien's an meinem Werthe Spott, daß ich nicht lieber ſelbſt ein Gott.) Derlei Vorſpiegelungen erquickten ihn ſogar, während die früheren ihn erſchöpft und erdrückt hatten. Sie wieſen deutlich darauf hin, daß ſein Blutumlauf gewöhnlich ſchon wieder ein viel ſanfterer ſeyn mußte. Er ſelbſt fühlte ſich in meiner Gegenwart den Puls und ließ auch mich ihn fühlen. Ich fand ihn keineswegs heftig und beflügelt, ſondern ruhigen, ebenmäßigen Gangs. Niembſch meinte zwar mitunter, er würde denn doch kaum wieder aufkommen, gleichwohl gab er ſich mit ſichtbarem Vergnügen wieder der Hoffnung hin, als ich ihm betheuerte, Hofrath Zeller glaube an ſeine baldige und vollſtändige Geneſung, ja, verſpreche ihm eine beſſere Geſundheit, als er je früher genoſſen, wonebſt auch ich ihm auf mein Ehrenwort verſicherte, er ſcheine mir unverkennbar beſſer als vor acht Tagen. Mit ſeinen Wärtern, und nicht minder mit der Frau Hofräthin Zeller, die ſeine tüchtige Eßluſt mit vortrefflichen Suppen und Brühen befriedigte, vor Allen aber mit ſeinem Arzte und

zugleich Freund, Hofrath Zeller, war er auf das Aeußerste zufrieden. Zeller hatte ein sehr schönes Buch: „Das verschleierte Bild zu Sais“ zur Widerlegung von Justinus Kerners Ansichten in dessen „Seherin von Prevorst“ geschrieben. Niembsch hatte dieses Buch bereits zur Hälfte durchgemacht, und darin seine ganze Krankheit meisterlich geschildert gefunden, er theilte vollkommen die Meinung seines weltweisen Arztes, und daher hatte er auch diesen angegangen, ihn ja doch nur so lange bei sich in der Anstalt zu behalten, bis er wieder vollständig genesen seyn würde.

Niembsch bat mich, bei ihm wohnen zu wollen. Ich erwiederte, daß ich selbst schon Zeller um Gewährung dieser Gunst ersucht hatte, daß dieser aber noch für eine kurze Zeit eine ruhige Einsamkeit als für seine Erholung zuträglicher erachtete; doch würd' ich mich nächstens in einem Gasthofe zu Winnenden (so heißt das Städtchen zunächst dem Schlosse Winnenthal) festsetzen und ihn dann recht eifrig besuchen. Und in der That gab mir später beim Abschied Zeller die Erlaubniß, nächsten Mittwoch den 13. November wieder erscheinen und sodann einige Tage mit Niembsch zubringen zu dürfen.

Niembsch sprach zu mir über seine Geldangelegenheiten ganz gelassen, auch über seine Schriften; verlangte dann einen Handspiegel, um sein Aussehen bemerken zu können. Dieß war gut, nur noch die Augen etwas roth, aber nicht mehr so angequollen. Er begehrte hierauf ein Schreibbüchlein und eine wohlgespitzte Bleifeder. Als ich mir auf ein Blatt seine Wünsche anmerkte, nahm er mir Blatt und Stift ab, und schrieb mit sehr ruhiger, überaus zierlicher Hand, viel netter als je, folgende Worte darauf: „Schönste Grüße an die liebe Emilie und Reinbeck und Hartmanns, meine Lieben. Niembsch.“ Er hatte zu Stuttgart während der letzteren Zeit einen Zettel, der mir zu Gesichte kam, nur schlecht, flüchtig und mit sehr unsicherer Hand geschrieben; daher mußte mir gegenwärtig seine weit mehr als gewöhnlich reine, kleine, ruhige und gleiche Schrift wirklich höchst angenehm auffallen, und als ein Zeichen wieder eingetretener innerer Beruhigung gelten. Auch er selbst betrachtete seine dießmal außerordentlich schönen Schriftzüge mit besonderem Wohlgefallen und Vergnügen. Merkwürdig ist, daß er auch den Anfang des Horazischen Liedes: „Integer vitae, scelerisque purus“ darunter geschrieben,

aber plötzlich innegehalten und das Geschriebene mit Bleistift durchstrichen, während er lächelnd sagte: „Nein! sie könnten glauben es wäre radotirt.“

Von Therese und den Kindern sprach er wiederholt, auch von seiner Braut und seinen Freunden, von Sophie jedoch kein einziges Wort; auch ich nicht. Auch noch von etwas Anderem schwieg er, von seinen Selbstmordversuchen, wiewohl er doch deßhalb als Kranker nicht für zurechnungsfähig erscheinen konnte.

Ich fuhr am 6. November nach Stuttgart zurück. Laut einer nach Stuttgart gelangten Nachricht war auch Donnerstag der 7. November ein sehr guter und ruhiger Tag für Niembsch, Sonntags, den 10. aber hatte er, wie man mir später erzählte, eine lebhaftere Aufregung. Er sah sich dabei durch einige Zeit in einem heißen Gefechte befangen. Mittwoch den 13. November, um 11 Uhr Vormittags betrat ich mit Hofrath Zeller, dem zweiten Arzt Ellinger und dem katholischen Pfarrer Kaufmann, der aus dem ein paar Stunden entlegenen Orte Hofen bei Cannstatt alle Mittwoche nach Winnenthal kam wegen des Gottesdienstes für die katholischen Patienten, Niembschens Zimmer. Er war etwas aufgeregt und sprach viel von Religion und Politik, insbesondere aber äußerte er eine innige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit des katholischen Glaubens. Voll tiefem Gottvertrauen betrachtete er seine Krankheit als eine ihm von oben bereitete Läuterung. Ich hatte Briefe von Sophie, von Therese, von seiner Braut, von Baron Bayer in Mödling und von Frankl in Wien bei mir. Nur jenen der Braut, von welcher er fortwährend Briefe empfing, die ihn sehr freuten, übergab ihm Zeller. Niembsch nahm ihn mit Vergnügen, erbrach ihn aber nicht sogleich. Ich erwähnte nun, daß auch ein Brief von Therese da sey. „Von Theres?“ stammelte er, lehnte sich an die Wand, starrte niederwärts, mit dem Oberleib tief vorgeneigt, die Arme auf die vorspringenden Kniee aufstemmend. Wien stand vor seinen Augen. Mir fiel seine Erschütterung sehr auf. Wie mir später erklärlich ward, mochte er wohl hinzugedacht haben: „Und von Sophie nichts? Also ist sie doch todt?“ Wir verließen ihn nach einer Weile Alle gleichzeitig.

Nachmittags um 5 Uhr begab sich Zeller wieder mit mir zu Niembsch. Er war ruhig und heiter. Nach längerem Gespräche über seine Krankheit,

seine geliebte Braut und Anderes, überreichte ich Zeller den Brief von Bayer voll launiger Tagesneuigkeiten aus Wien. Niembsch erheiterte sich daran sichtlich noch mehr. Auch der Brief von Frankl in literarischen Angelegenheiten war ihm willkommen. Er beauftragte mich zu mündlicher Antwort. Dann las er Theresens Brief mit feuchtem Auge, ganz gerührt von ihrer treuen Liebe. Beim Lobe, das sie seinem Arzte zollte, schüttelte er diesem kräftig die Hand. Er erfreute sich sehr ihrer Ansprache.

Ich mahnte nun Zeller still an Sophiens Brief; er meinte aber, man sollte des Guten nicht zu viel auf einmal thun, und die Ueberreichung auf morgen verschieben. Hierauf entfernte er sich allein, kam aber einen Augenblick darauf wieder zurück und sprach zu Niembsch: „Auch von Sophie ist ein Brief da.“ Ich übergab ihn. Welcher unglaubliche Eindruck!

Das ganze Gesicht unseres Freundes ward Blut, sein Auge blitzte. Er las ihn. Hierin kam auch die Stelle vor:

„Duck dich und laß vorübergan,
Das Wetter will sein'n Willen han.“

In diesem noch vorhandenen Briefe Sophiens finden sich die beiden Spruchzeilen mit Bleistift durchkreuzt, am Ende desselben steht aber von Lenau's Hand in flüchtigen, dahinfallenden Buchstaben:

Ich ducke mich **nicht!!!**

Das „nicht“ dreimal unterstrichen und dreimal durch Ausrufungszeichen hervorgehoben. Gleichwohl schrieb er später in ein Anmerkbüchlein: „Ich ducke mich doch! Versteht Ihr mich: doch?“ und wieder sodann: „tamen, ego vobis dixi.“ O, wie Schweres gehörte dazu, um den eisernen Niembsch endlich doch ducken zu machen. Er mußte dann aber auch das Gewicht dieses Wortes sehr stark fühlen, da er wiederholt darauf zurückkam.

Donnerstag den 14. November, Vormittags 11 Uhr wandelten Zeller und ich mit Niembsch, der eine ruhige Nacht gehabt, im Garten umher. Niembsch sprach wieder viel von Religion und Politik. Er erschien sich bisweilen als Alltröster (Paracletus), auch als König von Ungarn, nicht aber von Polen, wie man später hin und wieder sagte. Also hätte sich Kerners Scherz im Jahr 1832: ein Mädchen wäre aus Liebe zu Niembsch

wahnsinnig geworden und hielte sich für die Königin von Ungarn — dahin zur Wahrheit verkehrt, daß Niembsch selbst wahnsinnig geworden und König von Ungarn zu seyn glaubte. Als solcher König lenkte er einmal ein feuriges, in Einer Reihe dahinbrausendes Viergespann, wie Apollo die Sonnenrosse. Er jagte wohl über eine halbe Stunde lang in der Zelle um sein Bett herum, immer wilder, mit Hieb und Ruf, und sein heißes Hauptaugenmerk war stets dabei, daß nur ja alle sechzehn flüchtigen, schallenden Hufe ganz gleichzeitig niederfielen und dröhnten. Zeller lenkte endlich zum Gebäude zurück; Niembsch verlangte jedoch noch weiteren Umwandel; ihm ward gewillfahrt, und so war es halb Eins, als wir schieden.

Nachmittags 5 Uhr kam ich allein. Ich erzählte ihm von Mayer und Uhland. Er heischte, es sollte sogleich nächsten-Tags nach ihnen geschickt werden, damit sie ihn besuchten, während er doch noch Vormittags geäußert: er wünschte noch keine Besuche zu erhalten. Auch hatte er den zweiten Aufsatz der Augsburger Allgemeinen Zeitung über seine Krankheit gelesen und daraus auf seine besondere Wichtigkeit, insbesondere auch in politischer Hinsicht, einen Schluß ziehen zu können vermeint. Er verlangte auch, Reinbeck sollte ihm Morgenblatt und Journal des Debats schicken. Ersteres erhielt er sofort, Letzteres war aber nicht aufzutreiben. Niembsch war dießmal wieder etwas aufgeregt und ich entfernte mich, als die anberaumte kurze Besuchzeit verstrichen war. Zeller, den ich darnach sprach, versicherte, daß Niembschens Aufregungen sichtlich abnähmen, und daß andere derlei Leidende gewöhnlich nicht in Monaten so viele Fortschritte zur Genesung machten, als wie Niembsch in Wochen.

Freitag den 15. November war für Niembsch ein ausgezeichneter Tag, der beste bisherige. Ich war zweimal bei ihm. Vormittags um 11 Uhr wandelten wir im Garten; die Sonne lächelte eben mild durch die dünne, allmählig zerfließende Wolkendecke des Himmels, die Luft war erquicklich, ganz frühherbstlich. Niembsch sprach da keine Sylbe von Religion und Politik, woraus er doch vorgestern gar nicht zu bringen gewesen war; sondern bloß von seiner eigenen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Er fühlte nun eine ihm sonst ganz fremd gewesene außerordentliche Liebe zum Leben (er schien sich auch seiner Selbstentleibungsversuche gar nicht zu erinnern, da er nie, auch nur entfernt, darauf hindeutete; ich aber

wollte deren nicht erwähnen). Die Erde lachte ihn jetzt so hold und schön wie eine Geliebte an. „Nur nicht sterben," sprach er wiederholt, „ich lebe jetzt so gerne." Er erkundigte sich um Therese und die Kinder, um Sophie und deren Kinder, um Max. Er hatte in der Angst gelebt, nicht nur Sophie, sondern auch eines ihrer Kinder — ich weiß nun nicht mehr welches — und auch Max wären gestorben. Er fragte, ob wir doch alle mit seiner Heirath einverstanden wären? was ich bejahte. Ich dachte in der That, daß Marie, die sich als sehr treu und anhänglich bewährte, auch nach ihres Bräutigams Aeußerung recht gebildet seyn sollte, diesen glücklich zu machen vermögen würde. Er bedurfte jetzt mehr als je eines ganz ordnungsmäßigen, ruhigen, stillen und daher häuslichen Lebens. Bliebe er ledig, so schien er mir furchtbaren Stürmen, wie ihn einer jetzt an den äußersten Rand des Grabes gebracht, allzusehr ausgesetzt, und ein jäher Rückfall und Untergang beständig zu besorgen. Sophie war ihm zwar das liebste Wesen auf der Welt, allein seine alte Sehnsucht nach Familienleben vermochte sie nun einmal nicht zu befriedigen, und so mußte er ihr entsagen, was, wie er mir Nachmittags gestand, ihn unendlich traurig gemacht hatte. Ich erklärte ihm meine Absicht, den Rückweg nach Wien über Frankfurt nehmen zu wollen, um dort mit der Braut und deren Verwandten freundschaftlich zu besprechen, ob und wie sich die schweren Besorgnisse, die bezüglich der anständigen Erhaltung des Hausstandes in ihm aufgestiegen waren, etwa beschwichtigen oder mildern lassen möchten, indem anfonst auf eine dauerhafte Behaglichkeit kaum zu zählen seyn möchte.

Nachmittags war Niembsch eben so heiter. Schon ferne hört' ich ihn auf seinem Guarnerius ganz gewaltig walten. Er selber freute sich ungemein seines Spieles, zumal seiner im geringsten nicht geminderten, sondern — wie er dafür hielt — eher gesteigerten Fingerfertigkeit. Er spielte Beethoven, Ungarische, Ländler, insbesonders diese, mit voller Hingebung, ja zuletzt mit solcher Ergriffenheit, daß ich besorgte, es möchte ihn zu sehr aufregen, daher ich endlich, nachdem ich ihn zuvor ein paarmal fruchtlos gebeten, sich Ruhe zu gönnen, ihm halb mit Gewalt die geliebte Geige aus den Händen wand. Niembsch schlief jetzt wieder besser und empfand ungemeine Eßlust. Zum Frühstück genoß er dritthalb Schalen Kaffee,

ſpäter einen tüchtigen Topf ſaure Milch; Mittags gute Suppe, Fleiſch, Sauerkraut, Spätzle, kurz: einfache, unverkünſtelte, geſunde Nahrung; Abends abermals Suppe. Auch die übrigen Verrichtungen waren in Ordnung.

Lenau's Unglück hatte auch außerhalb Deutſchland tiefe Theilnahme gefunden. Einen ſchönen Beweis davon liefert nachſtehender Brief, welcher um dieſe Zeit bei Zeller einlief.

Schloß Clarisholm bei Randers in Jütland, den 6. November 1844.

Die von der „Hamburger neuen Zeitung" in einem Artikel aus Stuttgart gemachte Mittheilung, daß Niembſch von Strehlenau daſelbſt von Wahnſinn befallen, nach der Heilanſtalt zu Winnenthal gebracht, und unter die beſondere Leitung und Obhut Euer Wohlgeboren geſtellt ſey, veranlaßt eine Ihnen ganz Unbekannte, die das Unglück des edlen Dichters mit tiefem Schmerz erfüllt, ſich vertrauensvoll dahin zu wenden, wo mit einiger Gewißheit zu erfahren ſeyn dürfte, ob der jetzige traurige Zuſtand deſſelben, vielleicht mehr körperlichen Uebelſtänden als dem Geiſte ſelbſt angehörend, es uns vergönnt, einer Wiedergeneſung entgegenzuſehen.

Wenn Euer Wohlgeboren von einer Fremden durch die Bitte beläſtigt werden, ihr ganz kurz Nachricht hierüber ertheilen zu wollen, iſt es vielleicht nur die gemeinſame Theilnahme, die Sie dieſe Freiheit entſchuldigen läßt, und Sie bewegen dürfte, einem Wunſche gütig zu entſprechen, der ſich aus ſo weiter Ferne voll Zuverſicht an Sie richtete.

Mit wahrer Hochachtung unterzeichnet Emma v. Oppen.

Ich erbat mir von Zeller die Gunſt, dem theilnahmvollen Ritterfräulein aus Jütland antworten zu dürfen, wobei ich alle die ſüße Gewißheit von der unausbleiblichen völligen Wiedergeneſung des verehrten Dichters, die damals Zeller nicht minder als mich erfüllte, in meine Zeilen goß.

Weniger günſtig war Samſtag der 16., wahrſcheinlich wegen des vortägigen zu eifrigen Geigens. Ich durfte weder Vor- noch Nachmittag zu ihm, weil er mit ſich ſelber ſprach, wo es dann am beſten war, ihn ungeſtört zu laſſen. Abends ſtand ich mit dem Hofrathe vor ſeiner Thür

und hörte, daß er dann und wann laut sprach, als ob mit einem Andern; dann schwieg er immer ein Weilchen, als ob er auf des Andern Gegenrede hörte. So sprach er einmal zu dem ihm wohl sicht- und hörbaren, aber dennoch unvorhandenen Gespann: „Jetzt spiele du!“ Nun schwieg er, wie wenn er dem Spiele des Aufgeforderten lauschte; dann rief er laut: „Das hast du nicht recht gemacht. Das kann ich besser. Merk' auf!“ Und nun spielte er ohne Zweifel dem Zweiten vor; aber wir hörten nichts. Niembsch lag wahrscheinlich ganz regungslos im Bette; da kein Geräusch zu vernehmen war. Also die Töne von gestern hatten in ihm auch heute noch nicht ausgeklungen; ja, sie durchzitterten ihn vielleicht sogar noch lebhafter als gestern. So überbietet die leere Einnerung manchmal die volle Wirklichkeit. Uebrigens war auch Samstags das Quecksilber im Wetterglas um einen Zoll gestiegen, welcherlei starke Veränderungen Einfluß auf Nervenkranke äußern. Es war heute an allen Leidenden im ganzen Schlosse eine mehr als gewöhnliche Unruhe bemerkbar.

Sonntags den 17. besuchte ich ihn schon früh um 10 Uhr. Er war zwar noch ein wenig angegriffen, aber klar und heiter. Er sprach nur von seinen eigenen Verhältnissen, gar nichts Fremdartiges. Ebenso auch Nachmittags. Bliebe er immer so, er wäre dann ganz gesund. In Winnenthal fing es ihm sehr zu gefallen an, auch lebte er dort recht billig, denn es waren vierteljährig für Kost, Wohnung, Wäsche, Beheizung, Bedienung, Arzt und Arznei nur bei 115, also jährlich bei 460 fl. Conventionsmünze zu bezahlen; und dabei war Niembsch in der höchsten der drei Zahlungsklassen und hatte als Ausländer um ein Viertel mehr als Einheimische zu entrichten. Niembsch wünschte, daß ich um eine Verlängerung meines Urlaubs einschritte, etwa um drei Wochen, d. i. bis Weihnachten. Ich versprach darüber mit Zeller zu reden, und wenn dieser beistimmte, sogleich ein Gesuch nach Wien zu senden. Niembsch sprach auch oft von seiner Schwester Therese. Er verlangte, wir sollten uns dereinst — er hoffte ein steinalter Mann, ein Achtziger, zu werden — irgendwo in Ungarn oder Untersteier, wo es eben gut Hütten bauen wäre, recht traulich zusammenwisten. Goldene Träume, nein, Schäume!

„Wenn ich nur wieder einmal eine Reise mit dir machen könnte!“ sagte er auch damals zu mir. Er machte mit mir noch eine, drittalb

Jahre darauf, ſeine letzte; aber ſie war nicht heiter. Nein, noch eine letztere! Als wir — wieder einige Jahre ſpäter — zuſammen mit großem Gefolge von Döbling in ſeine ewige Reſidenz nach Weidling fuhren. Aber da war er ſchon glücklich.

Es war wohl auch an dieſem Abend, daß Niembſch, am Tiſchchen ſtehend und das Meſſer in der Fauſt, ſein Abendmahl verzehrte. Ich ſaß ganz nahe bei ihm. Er ſprach davon, daß er ſchon nicht abgeneigt geweſen wäre, um allen etwaigen kirchlichen Schwierigkeiten bei ſeiner Verheirathung aus dem Wege zu gehen, evangeliſch zu werden, und daß er dieß ſeinem Freunde Schwab eröffnet hätte; allein als dieſer eine außerordentliche Freude darüber geäußert, habe dieß ihn ſelbſt plötzlich ſtutzen gemacht, und er beſchloß auf der Stelle bei ſich feſt, katholiſch zu bleiben. „Und dabei bleibt's denn auch!“ ſetzte hier Niembſch hinzu und ſeine Augen flammten. „Und wenn's ihnen nicht recht iſt, ſo heirath' ich halt's Mädl gar nit!“ Dieß rief er laut und ſchwang das Meſſer dabei, als ob er zuſtechen wollte. Ich blieb ohne einen Finger zu rühren, ſitzen, und ſagte nur ganz ruhig: „„Recht, Bruder!““ Als der Wärter über den Schrei den Kopf zur Thür hereinſteckte, hatte Niembſch das Meſſer ſchon wieder geſenkt und ſprach gelaſſen mit mir weiter.

Vorm Abſchied, als ich nach der Stunde auf meine goldene Repetir-Uhr ſah, verlangte er ſehr dringend, ich ſollte ſie ihm doch leihen, da man ihm die ſeinige vorenthielt. Ich beſann mich etwas; allein ich wollte ihn nicht reizen und gab ſie ihm, jedoch mit dem betonten Beiſatz, ſie ſey ein Andenken an meinen verſtorbenen Vater und mir darum ſehr werth. Er ergriff ſie freudig mit dem Verſpruch, ſie wohl in Acht zu nehmen. Mein ſtiller Troſt war der gegenwärtige Wärter, der ſie beſeitigen und mir morgen wieder geben könnte. Wir ſchieden.

Am 18. empfing mich ſchon der Wächter an der Eingangspforte, aus ſeinem Thorhäuschen mir entgegentretend, mit der Eröffnung, Herr v. Niembſch habe eine ziemlich heftige Aufregung in der Nacht gehabt und dabei meine arme Uhr durch einen Wurf auf den Boden zertrümmert. Zeller, der mit mir zu Niembſch ging, machte ihm ernſtmilde Vorſtellung über den verübten Unfug, allein Niembſch glaubte ſich rechtfertigen zu können. Er habe ſich im Augenblicke der Zerſtörung zwar recht wohl des

ihm ans Herz gelegten Umstandes erinnert, allein trotz dem, oder vielmehr gerade deßhalb, mußte sie zu Scherben gehen, denn ... Der Himmel weiß, wie ihm diese Nothwendigkeit einleuchtete; er konnte sich darüber nicht klar machen.

Von einer Verlängerung meines Urlaubes rieth mir Zeller ab; für den Augenblick ließe sich von derselben doch kein wesentlicher Nutzen erwarten. Dagegen sollte ich nach Niembschens hinlänglicher Genesung, etwa im nächsten Frühjahr, einen neuen Urlaub nehmen, um an der Seite des wieder dem Leben geschenkten Freundes eine seine Heilung besiegelnde Erholungsreise zu machen. Zugleich könnte ich alsdann des in bürgerlichen Geschäften weniger gewiegten und davon leichter ermüdeten und verstimmten Freundes wichtigere Angelegenheiten schlichten helfen, die jedenfalls bis zu seiner Entlassung aus der Heilanstalt ausgesetzt werden müßten.

Auch Niembsch war mit allem durchaus einverstanden, als ich ihm am 19. November davon sprach, nur verlangte er nun, ich sollte dafür gegenwärtig so lange bei ihm verbleiben, als es sich nur immer thun ließe, und daher nicht bloß den Heimreise-Umweg über Frankfurt aufgeben, sondern auch nicht einmal Kerner in dem unfernen Weinsberg besuchen, wie sehr ich mich auch hierauf schon gefreut hatte. Ich versprach ihm gleichwohl das Geheischte ohne weiters.

Der 19. war wieder ein ganz köstlicher Tag. Um diese Zeit bekam Niembsch freundliche Briefe von allen Ecken und Enden her, von Wien, Frankfurt, Weinsberg, Stuttgart, Tübingen. Ungemein freute ihn einer, der ihm heute von Tübingen zuflog, äußerlich schmächtig, aber innerlich prächtig. So hieß er:

Tübingen, den 16. November 1844.

Lieber Niembsch!

Mayer gestattet mir, auch meine herzliche Begrüßung beizufügen. Jede Kunde, die uns von Deinem Befinden zukommt, nehmen wir begierig auf und freuen uns jedes Schrittes, den Du an der sichern Hand des ärztlichen Freundes der Genesung von schwerer Krankheit entgegengehst.

Die Anwesenheit Deines Schwagers benützten wir, ihn mit der hiesigen Gegend bekannt zu machen, an der uns manches liebe Andenken Deiner früheren Besuche haftet. Wir zeigten ihm, wenn auch nur aus

der Ferne, die Bergkapelle, wo Du in der Abendstille das schöne Lied dichtetest, dessen Worte sich auch jetzt an Dir erfüllen mögen:

„Hier ist all mein Erdenleid
Wie ein trüber Duft zerflossen!"

In treuer Freundschaft Dein L. Uhland.

Vormittags — es war ausgezeichnet schön — lustwandelten wir selbander in dem Garten. Als ich Nachmittags erschien, war er eben auch schon wieder mit Zeller darin. Da schlug dieser sogar einen kleinen Ausflug vor auf einen eine halbe Stunde entlegenen Hügel mit lieblicher Aussicht. Wir legten den Weg recht angenehm zurück, indem insbesondere Niembsch mit gespanntem Ohr und reger Seele den anziehenden Erzählungen seines neuen Freundes horchte, von denen er sogar eine, die ihn vorzüglich ansprach, nach seiner Genesung dichterisch zu bearbeiten sich vornahm. Ueberhaupt bestand ein mannigfacher Uebereinklang zwischen Niembsch und seinem Arzte. Beide waren ziemlich gleichen Alters, beide von empfindlichen Nerven, beide Aerzte, beide sinnende, grübelnde Köpfe, beide große Verehrer von Seneca, beide Dichter, und beide endlich waren als Knaben leidenschaftliche Vogelfänger gewesen. Da gab es denn viele Berührungspunkte, und es ist erklärlich, wie Niembsch gar nicht ungern zu Winnenthal weilte.

Uebrigens sagte uns Niembsch auf diesem heiteren Ausfluge gleichwohl eine üble — wie er es nannte: „Episode" voraus; er trüge ein deutliches Vorgefühl davon in sich. Und so geschah's. Bisher wechselten die guten und die unguten Tage ziemlich regelmäßig ab. Nun aber ward sein Befinden eine Woche lang zwar ganz und gar nicht beunruhigend, aber doch merkbar minder gut. Die günstigeren ungeraden Tage waren weniger rein und ihre Ruhe kürzer, so daß ich ihm Nachmittags schon keinen Besuch mehr machen konnte; die ungünstigeren geraden aber erregter.

Mittwoch den 20. November, da mit Niembsch nicht umzugehen war, wohnte ich dem katholischen Gottesdienste im Betsaale bei und sprach darnach mit dem Pfarrer. Dieser freute sich sehr der jetzigen Glaubensfeste

des Dichters, jedoch nicht ohne beſorglichen Rückblick in die jüngſte Vergangenheit deſſelben.

Donnerſtag den 21. gingen Niembſch und ich im Garten auf und ab nebeneinander. Er wurde heftig darüber, daß ich nicht vollkommen gleichen Schritt mit ihm hielt, gleichwie Krieger in Reih' und Glied. Ich wollte anfangs, als ich ſeinen Unwillen wahrnahm, um einen halben Schritt zurückbleiben; das machte aber die Sache nur noch ärger. Dicht zur Seite mußt' ich ihm ſchreiten und aufs Genaueſte mit ſeinen Schritten Zeit und Maß halten, es durfte nur Ein Tapp und Klapp ſeyn, wie bei jenen vier ungariſchen Königshengſten unlängſt. Als ich nun einen ganzen Gang entlang vollkommen Schritt mit ihm gehalten, war er völlig befriedigt und begütigt, und er erzählte mir, wie er einmal in Wien auf der Baſtei einem ſonſt recht guten Bekannten, weil dieſer ſo gar abſcheulich unregelmäßig neben ihm einhertrippelte, plötzlich — ohne ein Wort zu ſagen — barſch den Rücken gewandt und ihn ſchnurſtracks verlaſſen. — Als hierauf die Sonne den herbſtlichen Schleier vom Antlitz nahm und uns mit freundlich ſtrahlenden Blicken anlächelte, ward Niembſch ſo ruhig und heiter wie ſie.

An dieſem Tage Abends um 6 Uhr empfing ich einen herzlichen Brief von Kerner, worin er ſeine Freude über die von mir über Niembſch erhaltenen guten Nachrichten ausdrückte und mich auf längere Zeit zu ſich einlud. An Niembſch ſchloß er folgenden Brief bei.

Weinsberg, den 21. November 1844.

Geliebteſter Herzens-Niembſch!

Gott ſey Lob und Dank, daß alle Nachrichten über Deine Geſundheit ſo gut lauten und Deine Nerven bald wieder geſtärkt und in Ordnung ſeyn werden. Folge nur vollends dem lieben, lieben Zeller recht. Du machteſt uns allen ſehr Angſt, und biſt Du geneſen, mußt Du recht lieb und zahm ſeyn, daß wir auch wieder Freude haben.

Aus Deinem Glaſe trinke ich tagtäglich zweimal auf Dein Wohl. Das Nickele macht die Rechnung, daß ich aus Deinem Glaſe — ich mag nicht ſagen, wieviel Eimer Wein ſchon getrunken. Du biſt immer zu lang in dem Stuttgart mit der drückenden Atmoſphäre und kamſt in der letzten Zeit zu wenig hieher, daher wurde es Dir ſo angſt und bange.

Mach' es ins Künftige anders. Bis Du gesund bist und ich Dich wiedersehe, freue ich mich, wenigstens Deinen lieben Schurz zu sehen; sende ihn doch nur bald hierher.

Alle guten Engel mögen mit Dir seyn. In ewiger Liebe Dein alter Kerner."

Diesem Briefe lag das Gedicht: „Mein Krystallglas" zu, das sich in der Miniaturausgabe der Kerner'schen Gedichte von 1847, S. 322 vorfindet.

Am 22. war Niembsch unzugänglich; gleichwohl hört' ich ihn Abends, als ich vor seiner Thür mit Zeller weilte, ganz leise und absatzweise sagen: „Mein Freund ... Bruder ... und Schwager ... Anton Schurz ....." Der Hofrath verstand es nicht; ich jedoch sehr wohl. O, die Liebe, zumal die geschmeichelte, hat ein gar feines Ohr! Welcher milde, weiche, innige Ton dieß war!

Als ich an Niembsch am 23. die Kerner'schen Schätze übergab, ward er ganz Kerner, und wollte gleich nächsten Tag mit mir zu demselben eilen, und schrieb daher mit Bleistift in sein Anmerkbüchlein, das er damals emsig besorgte, alsbald dieß:

„Ich reise mit Schurz im Stuttgarter Botenwagen zu Kerner — Sonntags."

Ich machte Niembsch darauf aufmerksam, daß dieß so sehr bald, da morgen schon Sonntag wäre, kaum möglich seyn würde. Er stutzte darob etwas betroffen; allein sein Antlitz erheiterte sich schnell, und er sagte mit feinem Lächeln: „Und dennoch kann es wahr werden. Ich habe ja nur „„Sonntags"" geschrieben, ohne ein Datum beizusetzen!" So schlau war er auch noch in der Krankheit. Ueberhaupt sind Gemüthskranke oft sehr schlau, schlauer fast noch als wie sie gesund waren. Niembsch erzählte mir in Winnenthal mit vieler Befriedigung, wie pfiffig er in Stuttgart die Leute aus dem Zimmer hinausgetäuscht, als er aus dem Fenster springen wollte. Uebrigens wiederholte er mir auch heute, daß ich nicht nach Weinsberg dürfe, und bei ihm bis zum letzten freien Augenblicke verharren müsse.

Am 25. schrieb Niembsch dem Obigen noch bei: „Ohne meinen Wirth kann ich nichts bestimmen, und mein Wirth ist der Herr Hofrath

Dr. Zeller, und über ihm — Gott.“ — — An diesem Tage (vom Sonntag dem 24., ist nur zu erwähnen, daß es schneite und Niembsch vielleicht eben deßwegen-größere Hitze hatte) gab er mir einen Beweis seines außerordentlich guten Gedächtnisses. Er hatte vorerst mit voller Gewißheit wieder von seiner baldigen Genesung gesprochen; er fühlte, behauptete er, die wiederkehrende Gesundheit deutlich in allen Adern; dann kamen wir auf die Gelassenheit in Drangsal und Unglück, und sofort insbesondere auf Horazens bekannten „Unerschrockenen unter Welttrümmern“ zu reden. „Weißt du noch — frug er mich da — wie du einst, als wir Horaz mit einander lasen, diesen Vers übersetztest?“ Ich dachte nach. „„Nein.““ „Was? Und das weißt du nicht mehr?“ rief er ganz erstaunt über meine Vergeßlichkeit. Wohlan; so höre:

„Auch unter eines Weltalls Sturz
Blieb' ich doch stets — der Anton Schurz!“

Ich mußte laut auflachen. Es war aber wirklich so; nun erinnerte ich mich auf einmal dessen ganz genau und lebhaft. Es war vor mehr als zwanzig Jahren schon; wir saßen an einem kleinen Tischchen vor einem Wandspiegel, ich hatte eben ein Kind auf dem Schooß, und wir lachten alswie ich heute.

Dienstag der 26. war ein aufgeregter Tag. Niembsch salbaderte heftig, insbesondere französisch, das er doch sonst nie sprach; auch war er so ungeberdig, daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte. Mancher wird sich hierunter wohl etwas viel Aergeres vorstellen, als wirklich dahinter ist; vielleicht eine Art eiserner Jungfrau. Es ist aber weiter nichts als eine ganz gewöhnliche Jacke, mit überaus langen Aermeln, so daß der rechte über die linke, und der linke über die rechte Hüfte herumgezogen, und beide dann auf dem Rücken mit einander verbunden werden können. Der Jackenträger vermag nun zwar die vorne gekreuzten Arme immerhin noch ein wenig zu bewegen, ist aber doch behindert, sich oder Andere damit zu beschädigen.

Mittwoch den 27. früh, als Zeller und ich Niembsch besuchten, war er zwar recht klar, aber sehr ermattet und mehr als gewöhnlich gesunkenen Muths. Auf unsere freundliche und zuversichtliche Zusprache richtete er sich jedoch bald wieder auf. Auch Nachmittags, seit acht Tagen das

erstemal, war ich wieder einmal zwei Stunden lang bei ihm. Er zeigte sich ruhig und heiter und sagte einmal herzlich zu mir: „Mein lieber Schurz, ich werde dich schwer entbehren.“ Ich verließ ihn um halb 6 Uhr, wo er sich einen erquickenden Schlaf versprach, was auch in Erfüllung ging, denn die Nacht war eine der besten. Gleichwohl stellte sich Donnerstag den 28. um 8 Uhr früh wieder eine, wenn auch nur mäßige Aufregung ein, daher an diesem Tag kein Besuch thunlich war. Nachmittags kam Kerner nach Winnenthal. Als ich Abends um 6 Uhr Botschaft davon erhielt, eilte ich sogleich zu Zeller, wo er abgestiegen war. Kerner befand sich eben allein im Zimmer und kam mir freundlich entgegen zu Gruß und Kuß. Ich enthalte mich hier nur mit Mühe einer Beschreibung dieses und des nächstfolgenden, mit ihm verlebten schönen Abends; es waren Abende, die ich nie vergessen werde, und wenn ich auch Methusalems Alter erreichte.

Freitags den 29. November war ich bei Zeiten schon wieder bei Kerner. Niembsch war noch nicht vollkommen ruhig und wir verschoben daher unsern Besuch bei ihm, und begleiteten inzwischen den Hofrath auf seinem Morgenrundgange bei den kranken Männern, denn die Abtheilung der Frauen ist nur deren Verwandten und Aerzten zugänglich. Wir befanden uns schon in einer Zelle ganz nahe bei Niembsch, da eilte Zeller, der uns einen Augenblick verlassen hatte, mit der Nachricht herbei: Niembsch verlange sehr nach seinem ihm eben angekündigten Freunde Kerner. Flugs hinüber. Niembsch, noch im Bette, und Kerner umschlangen sich innigst, wie zwei lange getrennte Liebende. Niembsch lag bedeckt mit seinem großen, grauen „Ischler Regenmantel“ (s. Br. v. 16. Mai 1841), der einen Biber-Pelzkragen hatte, welcher ihm von Alexander geschenkt worden war; daher Niembsch den Mantel auch gern den „Alexandermantel“ hieß. Diesen Pelzkragen gab Niembsch Kerner zum Küssen. Dieser Mantel, sagte er, sey ihm ein unendlicher Trost, eine Decke voll Liebe. Er strich immer voll Lust den Pelzkragen. Er schmunzelte ganz komisch: „Gelt, daß ich hier bin? Nun werd' ich Dir doppelt interessant seyn!“ Niembsch war vollkommen klar, ja, so freudig, daß er oft lächelte und lachte. Kerner fand ihn besser aussehen, als dieß bei ihrer letzten Zusammenkunft vor der Krankheit der Fall gewesen war.

Niembſch fragte bald, ob ich keine Briefe für ihn hätte. Ich reichte ihm einen von Sophie. Niembſch las dieſen Brief auf der Stelle mit ſichtlicher Erquickung, und Zeller und Kerner mußten ebenfalls denſelben ſogleich leſen. Kerner aber that nur, als läſe er ihn, denn er konnte es ſeiner leidenden Augen wegen nicht wirklich thun, worauf er ihn in einen Band von Lenau's Gedichten legte.

Nur nachdem noch lange, oft unterbrochen von gegenſeitigen Liebkoſungen und Umarmungen geſchwatzt worden war, wobei Kerner in Bezug auf Niembſch manchmal heiter ausrief: „Der iſt ja weit geſcheidter als ich!" verließen wir Niembſch, um Nachmittags wiederzukehren.

Dieß geſchah gegen halb 4 Uhr. Niembſch war auf, ganz angekleidet, ja, er hatte mittlerweile einen kleinen Spaziergang in dem mit halbſchuhtiefem Schnee bedeckten Garten zurückgelegt. Er und Kerner ergoßen ſich wieder in zärtlichen Liebesäußerungen. Kerner iſt eine ganz reine, feine, weiche und kindliche Seele; ebenſo liebenswürdig als Menſch als wie als Dichter. Sehr viel war von Weinsberg die Rede, von Kerners winzigem, niedlichem Häuschen alldort, und von ſeinem gewaltig großen, von ſeinem innig geliebten Freunde Graf Alexander auf ihn vererbten Hunde „Nero," größer ſchier als das ganze Häuslein, ſo daß man, wenn dieß einmal vom Flecke gerückt werden wollte, bloß den Hund dazu vorzuſpannen brauchte. Viel auch lief das Wort von dem ehrwürdigen, alten, nun verwaisten Wart- und Geiſterthurm, von ſchauerlich-wonnigen Windharfenſtimmen, die um den entfernten Dichter weinten, und derlei mehr. Niembſch ſprach äußerſt ſchön und klar über Schiller und Goethe, über Seneca, und entwickelte bewunderungswürdigen Geiſt und Verſtand. Zeller beſitzt eine ſchöne gemalte Landſchaft, ein Kreuz auf einem Felſen, vom aufſteigenden Mond beleuchtet; dieſe ließ er holen, und Niembſch war entzückt darüber. Aber es wird ſchon dunkel und man bringt Licht in die Zelle. Da erblickt Niembſch an der Wand den faſt abenteuerlich ausſehenden Schatten Kerners. Sogleich ergreift er einen Bleiſtift und reißt ihn bleibend nach, um doch künftig immer werthe Geſellſchaft bei ſich zu haben — unter heiterem Lachen und Scherzen. Auch mich wollte er noch abreißen, doch verſchob er es auf ein nächſtesmal. Als Zeller, welcher inzwiſchen längere Zeit ſeinem ſchweren Berufe nachgegangen geweſen,

wiedergekehrt war, trug uns Niembsch ein Gedicht auswendig vor, welches er auf seiner letzten Reise zwischen Zernolding und München, Nachts, auf dem rollenden Eilwagen, und schon sehr krankhaft angegriffen, vornehmlich aus Vorwitz gemacht, ob er denn auch unter so feindlichen Umständen noch zu dichten vermöchte. Es war dasselbe eigentlich in sein größeres, im Laufe des Frühlings und Sommers 1844 verfaßtes Gedicht: „Don Juan" nachträglich bestimmt, worin es keinen genaueren Platz von ihm angewiesen erhielt, daher es im Jahre 1851 unter die Gedichte seines Nachlasses aufgenommen ward. Zeller schrieb es ihm mit der Bleifeder sogleich nach. Tiefe Wehmuth und zugleich Bewunderung ergriff uns bei Anhörung dieser wahrhaften, sinnvollen und tiefgefühlten Worte. Einen eigenthümlichen Reiz besitzt aber diese Reliquie noch dadurch, daß es der Zeit der Empfängniß nach das allerletzte von Lenau's Gedichten ist, dann, daß er es schon halb krank dichtete und ganz krank mittheilte. Würde er letzteres nicht wie durch eine plötzliche, glückliche Eingebung gethan haben, so wäre dasselbe ganz spurlos von der Welt verschwunden; denn es fand sich nicht schriftlich vor; ja, es wußte sogar nicht einmal Jemand von seiner Existenz. Es ist dasselbe solcherweise ein höchst seltenes Geschenk einer schönen Stunde im Wahnsinn.

Nun erzählte uns Niembsch von der mächtigen, aber angenehmen Aufregung, die er in der verwichenen Nacht gehabt. Er sah sich mitten in der ewig denkwürdigen österreichischen Heldenschlacht von Aspern, die er selber so schön als Dichter nachgekämpft. Dieselbe ward für ihn jetzt lebendige, ja persönlich mitgewirkte Wirklichkeit. Zur Seite des großen Erzfeldherrn, an der Spitze der vaterlandstrunkenen, sieglechzenden Oesterreicher, stürzte er sich mit blitzender Faust in das unabsehbare, aus halb Europa zusammengeströmte, hochschäumende Meer von Feinden. Jeder seiner Hiebe war Tod. Bums! und eine Kartätsche riß zwanzig vor ihm nieder in ihr Blut. Keine Ohrentäuschung dieß! Er hörte den Knall in der That; denn mit nackter Ferse hatte er in der Verzückung die dicke Fußbohle seines derben Eichenbettes Eines Schlags eingestoßen. „O Wonne ohne Gleichen, solch eine Schlacht!" schloß Lenau; „aber doch," setzte er feinlächelnd hinzu, „wäre ich ihrer gerne bald wieder ledig und los!" Kerner sprach zu ihm: „Du verlorst Dich eben im Traumring;

aber ich weiß gewiß, Dein klarer, starker Verstand zerreißt diesen Traumring, und es wird wieder Alles, Alles gesund in Dir." „Ja," sagte Niembsch, „der Träuring ist auch zerrissen worden." Seine Schlachtvorliebe erklärte uns heute Niembsch schon aus dem Namen seines „Geburtsortes: Csátad (Tschátad)" denn „Csáta" heiße im Ungarischen „Schlacht" und das Anhängsel d drücke „dein" aus. Csátad also heiße: „deine Schlacht;" gleichsam, als ob das Geschick Niembsch schon durch den Namen des Orts, als es ihn ins Leben treten ließ, hätte zurufen wollen: „Durchkämpfe du jetzt deine Schlacht!" deren heißester Augenblick wohl aber nun eben seine Krankheit war.

Niembschens Sehnenkraft war, zumal in dieser Krankheit, eine mehr als gewöhnliche. Während seiner ersteren übermächtigen Aufregungen hatten zwei junge halbe Riesen von Wärtern in Winnenthal, Sachsenheimer und Schäfer, vollauf zu thun, um ihn angemessen zu gewältigen. Als sie das erstemal beide über ihn her waren, rief er entrüstet: „Pfui! das ist unedel! Zwei über Einen!" Einer davon, Sachsenheimer (Niembsch nannte ihn gewöhnlich Saxo Grammaticus), ist auch etwas Dichter. Während dieser nun einmal Niembsch in die Zwangsjacke schnürte, machte der ihm den Vorwurf: „Ha, das ist doch unerhört, daß ein Dichter den andern binde!" Niembsch versicherte mir einmal, es sey für den Aufgeregten ein gar nicht unangenehmes Gefühl, sich von eines gewandten Starken überwiegender Kraft wie ein Kind gelähmt zu sehen; es ist wie eine Art unbedingter Ergebung unter die unbeugsame Gewalt des Schicksals. Nichts Aergeres und Aergerlicheres als zage, scheue, kraftlose oder unbeholfene Wärter.

Einmal hatte Niembsch auch gesagt: „Ich bin kein delirischer, sondern ein lyrischer Dichter.

Um Niembsch, welcher bei der Nachschilderung seiner Aspernschlacht schon wieder etwas zu warm geworden war, nicht noch mehr ins Feuer zu bringen, verließen wir ihn. Dieser 29. November 1844 war für Niembsch einer der besten Tage, ja vielleicht der beste und froheste seines ganzen Aufenthalts in Winnenthal. Von 10 Uhr Vormittags bis halb sieben Abends war der edle Dichter ununterbrochen sich ganz wiedergeschenkt. Er scherzte, lachte, sprach schön, lebhaft, witzig und geistreich.

Aber die Flamme ſchlug zu hoch empor, ſie ſollte zurückſinken und nur dann und wann wieder, und nie mehr ſo hell und anhaltend, aufflackern. Der rauhe Winter war nun gekommen, die ſtrengſte Kälte trat ein, Kälte, von welcher Niembſch am 10. Mai 1844 ſchrieb: „Mir erſchien einmal die Kälte des Winters als die ſchlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr vom Licht und von der Wärme der himmliſchen Liebe.“ Es begann nun eine ungünſtige Aenderung im Befinden des Kranken. Die größere Ruhe und Beſonnenheit jedes anderen Tages blieb nun aus; die Aufregungen waren andauernder, und es ging mitunter ſtürmiſch her, auch an den ruhigſten Tagen zeigte ſich doch keine ſolche Klarheit mehr, wie an dem Tage, da Kerner bei ihm war. Er mochte auch von dieſer „Epiſode,“ wie von jener früheren achttägigen, ein richtiges Vorgefühl verſpürt haben, denn ſonſt wüßt' ich nicht, warum er, nachdem er von Kerner herzlich Abſchied genommen, ſich plötzlich zu mir wandte, zärtlich meine Hand ergriff, und, mir ſie drückend, gerührt ſprach: „Lieber Schurz, ich danke Dir für Alles, was Du mir Liebes erwieſen!“ Ich war ganz überraſcht. Sollt' ich doch erſt in einigen Tagen reiſen; warum denn alſo ſchon heute Abſchied nehmen? Er mußte alſo doch aus einer Eingebung ſo handeln, aus einer Ahnung, daß er mir ſpäter nicht mehr zu danken im Stande ſeyn könnte. Im Gehen bat er Kerner, ſeine Kappe ihm dazulaſſen, er wolle ihm dafür die ſeine geben. Kerner that es gern, es fand ſich aber, daß dieſelbe Niembſch nicht auf dem Kopfe hielt. Kerner nahm nicht Abſchied von Niembſch, der voll Liebe war.

Den nächſten Morgen (Samſtag den 30. November) war ich ſchon ziemlich zeitlich wieder bei Kerner. Wir konnten leider nicht zu Niembſch, er war unſprechbar; geſtern Abend, ſogleich nach unſerem Weggange, hatte eine neue „Csátad,“ eine friſche Schlacht für ihn begonnen, die noch immer nicht ganz zu Ende war. Niembſch ſoll mehrmal gerufen haben:

„Ich bin ein Freund des alten Rechtes,
Doch auch des neuen, funkelnden Gefechtes;
Hurrah, Hußaren, Hurrah!“

Kerner entdeckte mir ſeine Anſicht über den Zuſtand unſeres Freundes nicht. Wie ich ein paar Tage darauf in Stuttgart vernahm, ſoll er wenig

Hoffnung geschöpft haben. Er hatte diese seine Besorgniß wohl auch jetzt schon in Winnenthal dem Hofrath Zeller nicht verhehlt, denn ich stutzte ungemein, als dieser heute in Kerners Beisein gesprächsweise gegen mich plötzlich fallen ließ: Wenn Lenau wiedergenesen, „was mit Gottes Hülfe wohl geschehen wird, so müssen Sie wiederkommen." Ich hatte ihn bisher nie so bedingnißweise, sondern stets ganz zuversichtlich sprechen hören; an der vollkommensten Herstellung war nie entfernt gezweifelt, sondern im Gegentheil noch eine bessere Gesundheit als zuvor in Aussicht gestellt worden. Ich selbst auch glaubte während meiner ganzen Anwesenheit in Winnenthal nach dem eigenen Augenscheine Lenau's Genesung fest und steif als ganz unausbleiblich ansehen zu dürfen, und schrieb also in diesem Sinne überall hin die trostvollsten Briefe. Meine Ueberraschung über diese behutsame Umschränkung — denn, wenn einmal die stolzen Aerzte Gott anrufen, so ist schon immer hübsch der Arge los — war daher so lebhaft und augenfällig, daß Zeller sogleich beschwichtigend und beschönigend beizusetzen nöthig fand: „Nun ja, bedarf es denn nicht überall der Hülfe Gottes?" Freilich wohl, aber man wendet sich nur zu Gott in der Noth. O, hätte sich Kerner, dessen Urtheil ich jetzt nur um so mehr bewundere, da er Niemdsch nur wenig, und überdieß nur an seinem besten Tage sah, doch nur dießmal getäuscht! Kerner verließ noch Vormittags Winnenden; beim Abschiede von ihm tröstete ich mich damit, daß ich ihn wohl schon nächsten Mai an der Seite des genesenen Lenau (eine einmal eingewurzelte süße Hoffnung läßt sich durch einen einzigen Windstoß nicht sogleich aus dem Busen reißen) zu Weinsberg würde besuchen können.

Der Nachmittag des 30. Novembers und die zwei ersten Decembertage waren freud- und freundlos für mich. Wie oft ich mich auch vor Lenau's Schwelle einfand, immer hieß es und ich vernahm es auch selbst aus seinem lauten und mitunter heftigen Alleinreden: „Erregt!" Ich mußte mit Recht besorgen, kein trauliches Lebewohl, keinen innigen Scheidekuß von seinen warmen Lippen auf den langen Winterheimweg mit mir nehmen zu können. Dienstag den 3. December, Vormittags um 10 Uhr stand ich reisefertig wieder an der Zelle Lenau's. Er war aus seiner alten Zelle, der ersten der zweiten Abtheilung, mit dem Gesichtsabrisse

Kerners, in eine andere, in die äußerste gegen den Garten zu, wahrscheinlich wegen geringerer Beunruhigung der übrigen Zellensiedler, gebracht worden. Er war laut aufgeregt, höchst unwirsch und raufluſtig; hatte auch bereits nach seinem Wärter geschlagen. Gleichwohl wollte Zeller mich nicht auf längere Zeit von hinnen ziehen lassen, ohne nicht Niembsch noch einmal gesehen zu haben. Man fragte also bei diesem an: „Darf Ihr Herr Schwager hereinkommen? Er will Abschied nehmen.“ „„Nicht darf; er muß!““ Haußen wieder einige Besinnung und Berathung. Neue Anfrage; heftiger noch: „„Er muß!““ Nun denn! wir traten ein. Niembsch, halb im Bette sich aufrichtend (er war dießmal nicht, wie sonst gewöhnlich bei Aufregung, durch die an das Bett geschnürte Decke niedergehalten), donnerte mir alsbald entgegen: „Das hätt' ich von Dir nicht gedacht, daß auch Du den Muth würdest in die Hosen sinken lassen.““ Ich mußte, näher schreitend, der unerwarteten, absonderlichen Beschuldigung unwillkürlich lächeln. „„Was? Du lachst mich aus?““ und er bog den rechten Vorderarm, als wollt' er ihn gegen mich schnellen. Ruhig trat ich zurück: „Gott bewahre, geliebter Bruder!“ Wie auch Zeller ihn nun beschwor — „Ihr Herr Schwager scheidet ja; so entlassen Sie ihn doch freundlich!““ — es war eitel nichts zu richten. Einen Wahnausbruch hält man eben so wenig auf, wie einen Wolkenbruch. Ich schied ungegrüßt und ungeküßt.

Fünfter Abschnitt.

Die Leidensjahre.

Ueber das Befinden Lenau's während seines Aufenthaltes zu Winnenthal von der Zeit an, wo ich von dort schied, bis Mai 1847, wo er es that, erhielten wir durch die Güte seiner Aerzte, Zeller und Ellinger, gewöhnlich alle vierzehn Tage Nachricht in Wien. Die Briefe sind noch vorhanden; sie jedoch ausführlich hier mittheilen, würde den Leser entweder zu sehr ermüden, oder aber zu sehr angreifen. Es wird genügen zu sagen, daß der Kranke oft unendlich litt, aber gleichwohl kein Brief eintraf, der nicht Hoffnung der Genesung gegeben hätte. Die Erfüllung blieb leider, wie nahe sie manchmal auch schien, immer fern. Was aus jenen Berichten und überhaupt der Mittheilung hier werth seyn dürfte, ist Folgendes:

In der Wiener Theaterzeitung Z. 65 von 1845 war nachstehende Nachricht aus dem Frankfurter Conversationsblatte zu lesen:

„Ueber den gegenwärtigen Zustand Lenau's äußert sich dessen Arzt Dr. Zeller: „Des Kranken leibliches Befinden ist erwünscht, und dieß stärkt die Hoffnung, daß mit dem Frühlinge auch eine günstigere Periode für seinen Geisteszustand eintreten werde, besonders da selbst in den heftigsten Aufregungen wohl Wahnvorstellungen ihn beschäftigen, allein in diesen keine irren Sprünge eingetreten sind, und er von keiner fixen Idee beherrscht ist. Der rothe Faden des Bewußtseyns geht durch seine Wahnvorstellungen hindurch, und dieß äußert sich in den Augenblicken der Besonnenheit, die dann mit der höchsten Klarheit hervortritt. Er kennt seinen Zustand und ergibt sich geduldig, ja selbst dankbar den ärztlichen Vorkehrungen. Sein Arzt bedauert nur, daß die Goldstücke großer und edler

Gedanken, die in den klaren Augenblicken der Dichter mit vollen Händen ausstreut, verloren gehen.

Möge denn der Frühling dießmal recht klar und mild mit allen seinen Liebesboten erscheinen, und der Nation einen Dichter wiedergeben, der nach der Kühnheit des Gedankens, der Tiefe der Empfindung, dem Ton- und Farbenzauber der Sprache unter den Lebenden den ersten Platz behauptet."

Gegen Ende April 1845 brachte die Wiener Theaterzeitung nachstehende Jubelkunde:

„Der Rheinische Beobachter theilt folgendes schöne Gedicht Lenau's mit, welches so eben gedichtet worden ist, und als ein glückliches Pfand der Wiederherstellung des Dichters gewiß, so weit die deutsche Zunge reicht, mit innigstem Antheil vernommen werden wird.

Verlornes Glück.

Mir ist, seitdem du dich von mir gewendet,
Wie Einem, der betäubt vom Lustpokale,
Noch stehet einsam in dem öden Saale,
Wenn nun das Fest, das rauschende, geendet.

Weg sind die Töne, die dem Ohr gespendet
Wollüst'gen Trank; auf flüchtiger Sandale
Entwich des Tages Göttin; noch vom Strahle
Der bunten Kerzen ist sein Aug' geblendet.

Erloschen ist das schimmernde Gefunkel,
Nur noch ein Lämpchen glüht im weiten Raume,
Verlassen, mühsam kämpfend mit dem Dunkel.

Er stiert hinein. Ihm ist als wie im Traume,
Er reckt nach der entschwundnen Lust die Hände,
Und den Erwachten höhnen todte Wände."

Ueberdieß meldete auch die Wiener Zeitung vom 28. April 1845, Z. 117, aus Stuttgart vom 17. April, daß Lenau im Laufe der Woche wieder sein erstes zusammenhängendes Gedicht niedergeschrieben habe.

Welche Freude dieß Gedicht in Wien erregte, läßt sich leicht denken. Alles hatte an Lenau's Leiden herzlichen Antheil genommen und war voll

Hoffnung auf ſeine Geneſung durch die Allmacht des Lenzes; Alles begrüßte daher auch den weißen Raben als hocherſehnte Friedenstaube mit frohem Zurufe. Auch meine Stimme war darunter und nicht die ſtillſte. Nichts glaubt man ja leichter, als was man ſehnlichſt wünſcht. Nur Eins befremdete mich, daß nämlich Zeller in ſeinem letzten Berichte vom 16. April des Gedichtes, welches doch damals, wenn es in der Woche Lauf, nach der Nachricht aus Stuttgart vom 17., gedichtet worden ſeyn ſollte, ſchon geboren geweſen ſeyn mußte, ſo ganz und gar keine Erwähnung gethan, wiewohl es doch ſolches im höchſten Grade verdient haben würde. Allein dagegen wieder des Klinglieds edler, lenaniſch düſterer Ton, die Anſchmiegſamkeit an des großen Dichters bekanntes Loos, die ſo beſtimmten übertreffenden Verſicherungen verſchiedener Blätter und vor allem der fromme, kindliche Glaube an das Erwünſchte! Ich eilte, Zeller alsbald um Aufſchluß und Beſtätigung zu erſuchen.

Die Antwort darauf war: 9. Mai. „Seine Phantaſie ergeht ſich in den groteskeſten Bildungen und würde, wenn ſie von dem ungefeſſelten Geiſte geleitet werden könnte, noch die ſchönſten Schöpfungen zu Tage bringen; ſo aber wirft ſie alles bunt durcheinander und bedient ſich zur äußeren Darlegung ihrer Bewegungen der verſchiedenſten Sprachmittel. Die Ihnen von Stuttgart aus zugekommene Nachricht, daß der liebe Patient ein Gedicht gemacht, iſt allerdings wahr, er hat es aber ſogleich wieder vernichtet.

Alſo ein Gedicht hatte Niembſch wirklich gemacht, aber da ſolches gleich wieder vernichtet worden war, doch wohl jenes erſchienene Klinggedicht nicht. Der vollen Gewißheit halber wurde Hofrath Zeller um ganz beſtimmte Auskunft angegangen, welche am 26. Mai alſo ertheilt ward: „Sie werden die Berichtigung der Allgemeinen Zeitung geleſen haben. Sie ſind gewiß der Erſte, dem ein ſo frohes Ereigniß mitgetheilt wird. Ich möchte nur den falſchen Propheten kennen, um ihn öffentlich zu beſchämen, wenn nicht etwa ein Dichter, ſich in unſeres theuern Kranken Zuſtand verſetzend, das Gedicht geſchrieben, und Andere es ihm zur Myſtifikation des Publikums gerauht haben. Wenigſtens iſt es gut, und Niembſch lachte und ſagte „er habe es gemacht, wie alles Schöne der Art.“ Und ſo wollen auch wir den falſchen Propheten zu einem wahren durch Gottes Gnade werden laſſen. Er denkt und dichtet noch immer zu viel und

tief, wie auch dadurch nicht klar und licht. Alles hat noch unendliche symbolische Bedeutung, sein Geist muß wieder mehr an die Oberfläche der Dinge und in die einfache, nüchterne Anschauung zurück; das wird auch bei größerer Beruhigung von selbst kommen."

So war also leider doch jenes angeblich Lenau'sche Gedicht ein falsches. Das Stuttgarter Morgenblatt soll die Erklärung gebracht haben, daß das Sonett desselben wohlbekannten Dichters mit den Endbuchstaben seines Vor- und Zunamens: klein n und l — unterfertigt gewesen wäre, und nur der Setzer, bloß an Unterzeichnungen großer einzelner Buchstaben gewohnt, dieselben auf eigene Faust in groß N. L. umgewandelt, und dadurch den allgemeinen Irrthum, daß es von Nikolaus Lenau sey, herbeigeführt hätte.

Dieses falsche Lenau-Sonett veranlaßte drei ächte unseres Anastasius Grün, welche mit ihren erquicklichen Strahlen die düstere Geistesnacht seines geliebten Freundes und Mitvorträgers der österreichischen Lyra mild und tröstlich erheitert haben mögen. Mir und wohl auch vielen Andern sind diese Gedichte ebenso werth wegen des Herzens, welches aus ihnen spricht, als auch ob der hohen Begabung, deren leuchtendes Siegel sie tragen:

1.

Als wettergleich fernher ertönt die Kunde,
Daß du geschmiedet an den Fels der Leiden,
Da fühlt' ich durch das eigne Herz mir schneiden
Ein großes Unglück, eine tiefe Wunde.

Ich sprieße gern für mich allein im Grunde,
Doch mocht' an dir zu ranken ich nicht meiden,
Ein Gottesurtheil war mir dein Entscheiden,
Mein liebster Kranz Beifall aus deinem Munde.

Du sprachst mir Muth, als Unmuth mich gebogen,
Du hieltst mich werth; dein Mund, der nie gelogen,
Er lehrte mich an eignen Werth noch glauben.

Und wollten dich mir die Dämonen rauben,
Zerbrochen wär' mein Stab, mein Kranz zerrissen,
Und todt in dir mein Hoffen — mein Gewissen.

2.

Es kam der Herbſt. Zu jedem Sonnenſtrahle
Sprach ich: Was lachſt du mir? Zieh' hin, vermähle
Du Klarer dich der kranken Freundesſeele,
Ihm keltre du den Heiltrank in die Schale.

Der Winter kam. Ich bat ihn: Mir nicht male
Die Wangen roth, nicht mir die Sehnen ſtähle!
Den kranken Freund dir zur Verjüngung wähle,
Härt' ihm den Leib, der Rüſtung gleich von Stahle.

Es kam der Lenz. Ich ſprach: Nicht mich umſchmeichle!
Die ſchwarzen Locken aus den Augen ſtreichle
Dem kranken Freund, und ſeine Stirne kühle!

Das Schönſte deiner Flur ſollſt du erleſen,
An's Herz ihm legen Blumen der Gefühle,
Und kann er's, wird an ihnen er geneſen.

3.

O hört' ein Lied ich deinem Mund entklingen!
Geneſung iſt's, blühſt du in Sängen wieder;
Des Dichterbaumes Blüthen ſind die Lieder,
Kein kranker Baum wird ſolche Blüthen bringen.

Sey's auch ein düſtres Lied, wenn nur dein Singen!
Die dunkle Tanne blüht nicht hell wie Flieder,
Selbſt deine Lerchen tragen ſchwarz Gefieder,
Nur Morgenroth vergoldet ihre Schwingen.

Es iſt dein Lied der räthſelvolle Falter,
Der einen Todtenſchädel trägt zum Schilde;
Doch nur durch ſchöne Frühlingsnächte wallt er!

Der Paſſiflore gleicht's, ein Kreuz umſchwankend,
Ein göttlich Leiden formt ihr Blühn zum Bilde;
Doch nur in Frühlingsſonnen blüht ſie rankend.

Aber auch ein durch dieſe Klinggedichte veranlaßter Brief Sophiens erfreue die Welt! Er bezeichnet das freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen

Grün und Lenau eindringend, und enthält insbesondere eine überaus treffende Abschilderung des Letzteren, wie wir keine bessere haben, noch auch je eine bekommen dürften.

Lieber Niembsch!

Haben Sie Auerspergs Sonetten gelesen? Als sie mir von einer Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustrirt zu senden; aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte.

Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältniß zu Ihnen und seine Empfindungen für Sie vollkommen geschildert. Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund, und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektiren, in dem Augenblicke, als Sie sich herbeigelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, und nur eine große Natur, in der er seinen Meister erkennt, ist im Stande, ihm Liebe und Achtung abzudringen. Sie haben für ihn immer eine Art von Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswürdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen; Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie wie jeder Naturtrieb in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie; trotz seines schönen Talents nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariatafel ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunkeln, schwermüthigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brod, keine Flasche hatte er in

seinem Kahn, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe, am Vordertheile des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines ächten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch im Leben so herumgetrieben, im leichten Kahn, auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfenem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allen irdischen Gutes? Und wenn die anderen besonnenen, klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewig grünen Kranz umschlungen, aber nicht geschützt? O die schlanken, glatten Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank! Ich habe ihm lange nachgesehen, dem armen Landsmanne; und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.

Bald nach Lenau's Erkrankung hatte sein Freund Max nach New-York an den Handelsherrn Hermann Oelrichs geschrieben. Dieser ward um gütige Erhebungen bezüglich der wie schon verschollenen Niembschischen Ländereien gebeten. Es kam die leidige Auskunft: dieselben wären wegen der im Jahr 1840 und 1841 unberichtigt gebliebenen Taxen bereits öffentlich verkauft worden, und zwar für ungefähr so viel, als der Taxausstand betrug, nämlich um 23 Dollars 68 Cents. Nur eine einzige Hoffnung ließe sich noch schöpfen, daß nämlich etwa der Verkauf nicht ganz auf die vorgeschriebene Art und Weise erfolgt seyn könnte, wo sodann ein Rechtsstreit sich anstrengen ließe, um die jetzigen Besitzer zu verdrängen. Ein solcher Versuch, obgleich dabei leicht im Falle des Mißlingens 100 Dollars aufgeopfert werden könnten, scheine immerhin der Mühe werth. Hiezu bedürfte es aber einer von Niembsch unterschriebenen Vollmacht auf einen Herrn Louis Stanislaus in Norwalk, als den hiezu geeignetsten Geschäftsmann. Mein Entschluß in Folge dieses Schreibens war schnell gefaßt. Ich glaubte, im Einklang mit Therese und Sophie, die mit Rath und That in die Sache eintrat, daß die 100 Dollars daran gewagt werden sollten. Vor allem war nun wegen Ausfertigung der Vollmacht Anstalt

zu treffen, indem dieſelbe wegen der nur ſelten ganz klaren Stunden Lenau's leicht langen Aufſchub erfahren könnte. Ich ſetzte daher unverweilt Hofrath Zeller von der Sache in gehörige Kenntniß mit dem Erſuchen, derſelben nach Umſtänden beſtens beförderlich ſeyn zu wollen.

Die Vollmacht wurde zu Stuttgart nach dem gefälligen Rathe des Legationsraths Roſer und Oberregierungsdirectors v. Köſtlin ausgefertigt, und, gehörig unterſchrieben und bezeuget, im Wege des königlichen Miniſteriums des Innern in Stuttgart, und der königlich württembergiſchen Geſandſchaft in Wien mir am 11. Auguſt 1845 zugeſtellt, wornach ich ſie, von dem nordamerikaniſchen Conſul in Wien beſtätigt, unverweilt nach New-York ſandte.

Anfangs Juli 1845 kam Lenau's Braut in Geſellſchaft ihrer Mutter, von Gram ſo angegriffen in Stuttgart an, daß ſie gleich den andern Tag erkrankte. Die Mutter fuhr mit Emilie nach Winnenthal; ſie durften aber Lenau nicht beſuchen; nur Emilie erblickte ihn im Garten luſtwandeln. Er ſah trotz des langen Bartes nicht verwildert oder abſchreckend, vielmehr in Kleidung und Haltung höchſt propre und anſtändig aus, nur in ſeinen Bewegungen raſcher und gewandter als früher (Niendorf 292).

Ein Beſuch Bauernfelds Anfangs Auguſt hatte Niembſch ſehr erfreut, wenn er gleich nur in eine mittelmäßige Stimmung fiel; ebenſo der von Auersperg, der ihn merkwürdig ergriff und ihm das Bewußtſeyn ſeiner Krankheit auf die ſichtbarſte Weiſe nahe brachte, ſo daß er ſelbſt von ihr anfing zu ſprechen, ſie für ein zu grelles Steigen und Fallen der Phantaſie erklärte, und mehrmals wiederholte, wie ſchmerzlich es ſeinem Freunde ſeyn werde, ihn in ſolchem Zuſtande zu ſehen. Er rang ſehr nach Faſſung, aber die beſte Zeit jenes Tags, gerade ſeines Geburtstages, war ſchon vorüber, und ein weiterer Spaziergang auf die Berge hatte ihn ſchon etwas aufgeregt. Der Morgen war ſehr gut geweſen.

Am 15. October war Guſtav Pfizer bei Niembſch. Dieſer ſchien ſich gar nicht über deſſen Erſcheinen zu wundern. Die Glocken fingen an zu läuten und das nahm gleich die Aufmerkſamkeit des Kranken in Anſpruch; er redete über den ſchwermüthigen Klang der Glocken. An nichts haftete er; jeder äußere Eindruck gab ſeinen Gedanken wieder eine andere Richtung. Viel beſchäftigte ihn neuerdings der Frühlingsalmanach.

Er sprach davon, wieder einen herauszugeben. Zeller überreichte ihm Kerners neuestes Gedicht vom Dampfe, es war aber schlecht geschrieben, und da konnte er es nicht lesen und ward ungeduldig. Alles Physikalische beschäftigte ihn sehr. „Siehst du," sagte er zu Pfizer, „die Erde ist ungeheuer ausgewachsen.". Er beschrieb ihm die Thürme, die er sich habe bauen lassen, um von da Astronomie zu treiben. (Niendorf 293).

Den 25. November 1845 schrieb Zeller: Die Zustände sind sich im Allgemeinen seit mehreren Monaten ganz gleich geblieben, nur daß vielleicht eine größere und vorherrschendere Beruhigung des Nervenlebens sich geltend zu machen sucht, so daß unser theurer Freund viel öfter und anhaltender unter anderen Menschen und in seinem Zimmer der Belle-etage verweilen kann. Zuweilen, wie an dem Tage, an welchem unser König hier war (31. October) fühlt er momentan die geistige Gesundenheit tief und scheint einem plötzlichen Erwachen sehr nahe, an das ich aber kaum glauben kann. Der König sah ihn von oben[1] und wurde nicht müde, nach dem kleinsten Umstande zu fragen, der auf seine Genesung und Behandlung Einfluß haben könnte. Die Frau Prinzessin von Oranien[2] bewunderte sein schönes, dichterisches Antlitz. Wie viele hohe und niedere Häupter werden mit uns jauchzen, wenn sein Ostern mit Gottes Hülfe kommt! Herrn Dr. Frankls Besuch hat unsern edlen Freund sehr erfreut.

Dr. Ludwig August Frankl, Arzt und Dichter, theilt in seinem Buche (S. 116) über diesen seinen Besuch unter Anderem mit:

„Dienstag den 4. November 1845 fuhr ich nach Winnenden, um Lenau zu besuchen. Seine Gestalt, sonst geknickt und eingebrochen, ist jetzt aufrecht und kopfhöher. Er trägt einen langen Bart. Die Haare, schon

[1] Ziemlich hoch über der Eintrittsthür ist in jeder Zelle ein Fensterchen angebracht, das nur wie ein Luftloch aussieht, allein hinter demselben läuft ein kleiner dunkler Gang aus dem Wärterzimmer im obern Stockwerke, und so kann man dadurch die Kranken beobachten, ohne von ihnen bemerkt zu werden.

[2] Jetzt Königin der Niederlande, eine Tochter des Königs von Württemberg. Emma Niendorf erzählt auf Seite 298, daß Niembsch, als er die königliche Gestalt von weitem schreiten sah, den Vers gerufen habe:

„Wie gerne wäre ich bei Dir,
Du schöne Dame, Grenadier!"

grau untermiſcht, ſind wieder ſchwarz, die Muskulatur ſtramm, nicht fett, nur das Auge iſt umflort; er iſt ſchön! Wie ſich phyſiſch ſeine Jugend vordrängt, ſo auch ſeine früheſten Erinnerungen. Höchſt auffallend iſt es, daß er mit ungariſchem Accente deutſch ſpricht, während es ſonſt rein deutſch klang. Er lief fortgeſetzt auf und ab, pfiff, tanzte, kniete nieder, ſtand aber wieder auf und ergriff die Violine, rauchte eine Cigarre und ſpielte tanzend einen Ungariſchen. Einigemal nahm er einen Seſſel und ſchwang ihn: „Ich bin ſtark, ich erobere die Welt.“ So ging es, toller noch, eine volle Stunde; mir war das Herz zerriſſen; ich war entſetzt und konnte mich doch nicht losreißen. Aber er fing an, immer verworrener zu werden; ich nahm Abſchied; er beachtete dieß gar nicht, und ich hatte mit Hofrath Zeller noch eine lange Unterredung, der ſeltſamer Weiſe von den beſten Hoffnungen beſeelt iſt, zu denen ihn mehr ſein Wunſch, ſeine beſondere Liebe zu Niembſch, als ſein mediciniſches Wiſſen zu berechtigen ſcheinen. Seit langer Zeit kehrt das ſonſt für Stunden klare Bewußtſeyn nicht mehr zurück; die Gedanken, auf fortwährender Flucht, ſprechen aus dem Kranken heraus, ohne daß ſie ihm ſelbſt erkennbar ſind.“

Dagegen meldete Zeller:

Winnenthal, den 15. December 1845.

Es ſcheint (aber nicht weiter) ſo ganz allmälig und nicht ohne zeitweiſe Aufregungen eine beſtimmtere Hinneigung zur beſſeren Geſtaltung der Dinge ſich mehr und mehr feſtſetzen zu wollen. Es iſt nun möglich geworden, ihn nicht nur Stunden, ſondern Tage lang außer der Zelle und dann meiſtens auch mit Anderen verkehren zu laſſen. Er ſpielt in dieſen Zeiten nicht nur Violine, ſondern beſchäftigt ſich auch mit Lectüre der Augsburger Allgemeinen und ſonſtiger literariſcher Novitäten (z. B. Theobald Kerners Gedichte, des Sohnes von Juſtinus Kerner). Er iſt nun theilweiſe in einen Zuſtand gekommen, wo man ihm wieder mehr bieten kann, und er mehr aufzunehmen fähig iſt. Um dieſes aber in weiteſter Ausdehnung zu vermögen, wäre es ſehr am Platze, daß ihm (wenigſtens für die nächſte Zeit) ein eigener Wärter beigegeben werde, der ſich ihm ganz allein zu widmen und namentlich jeden Augenblick zu benützen hat, in welchem es möglich iſt, mit ihm außerhalb des Gartens Spaziergänge zu machen; wir ſind der Hoffnung, daß Sie den hieraus

erwachsenden Kostenpunkt nicht scheuen und uns zur Anstellung eines Privatwärters ermächtigen werden. Endlich glauben wir noch bemerken zu müssen, daß so lange der aufgeregte Zustand noch fortdauert, wenn auch die größte Ideenverwirrung dabei besteht, und nicht Ruhe ohne Rückkehr der inneren Klarheit eingetreten ist, auch die Hoffnung für ihn nicht aufgegeben werden kann.

Winnenthal, den 27. December 1845.

Ich weiß, es gibt für Sie keine größere Weihnachts- und Neujahrs-Freude als gute Nachrichten von Ihrem theuern Herrn Schwager, und Gottlob, ich kann Ihnen sagen, daß die stillen Vorzeichen einer langsamen Besserung sich immer deutlicher und zahlreicher einfinden. Der Sinn für Lectüre, Ordnung, Reinlichkeit, Anstand regt sich immer stärker und oft erblickt man wieder die tiefste Ruhe und Harmonie in den edlen Zügen des bedeutungsvollen Gesichtes. Noch haben wir keine Gewißheit, aber die Hoffnung wird lebendiger unter solchen guten Zeichen, und am Ende kommt der Tag des Aufganges doch noch rascher als wir vielleicht jetzt ahnen. Daß Sie miteinverstanden sind, daß wir dem theuern Kranken einen besonderen Wärter geben, dafür danke ich Ihnen. Unnütz mochte ich es keinen Tag zu früh thun.

So war der Schluß des Jahres 1845 einer der schönsten hoffnungsreichsten Zeitpunkte der unseligen Krankheit Lenau's.

Der ihm ausschließlich zugewiesene Wärter hieß Sachsenheimer und war ein damals noch ganz junger, kaum volljähriger, aber sehr großer und ungemein kräftiger Mann, mit derben Bärenpfoten, aber dabei fromm, überaus still, ernstfreundlich, und geduldig wie ein Lamm. Er zeigte mir später einmal seine mächtigen Hände, worin hin und wieder noch die Narbe eines verharschten Risses bemerkbar war, mit den Worten: „Gucke Sie! Ich wäre wohl stark genug gewese, um Herrn von Niembsch, obwohl er auch stark ischt, leicht bändige zu könne, aber ich that es nur eben, wenn es zu arg werde wollte. Aus Kleinigkeiten macht' ich mir eben gar nichts!"

Am 13. Juni 1847 schrieb Sachsenheimer mir nachträglich: „Ein einziger Blick, ein einziges Lächeln aus seinem (Lenau's) seelenvollen Auge ließ mich alles Unangenehme vergessen, und erfüllte mich mit Freude und Hoffnung."

Daß überdieß die edle Poesie für den gemüthlichen Sachsenheimer —, der, wie schon berührt, selbst etwas Dichter war, und zwar ein ganz artiger, und dessen liebste Unterhaltung darin bestand, in Lenau's oder auch Anderer Gedichten, insbesondere aber in dem von einem Kranken ihm geschenkten dichterischen Hausschatze von Wolf zu lesen —, ein gar schönes Band gewesen, das ihn demantfest an den leidenden, großen Dichter fesselte, begreift sich von selbst. Es gereicht zum Troste, daß Niembsch zu Winnenthal zwei so theilnehmende und verständige Aerzte und zunächst einen ihm so gemäßen Wärter um sich hatte.

Eine Nachricht, daß Niembsch Veilchen gesucht, brachte uns auf den Einfall, ihm einige solche aus seiner entfernten Heimath, und zwar aus Weidling, zuzusenden, und sie mit einigen Worten zu begleiten, worunter: „Veilchen hast du gefunden? Auch hier haben wir schon deren von den köstlichsten. Die mitfolgenden vier sind von Weidling. Rieche dazu, ob Du nicht die treuen, theilnehmenden Herzen Deiner guten Schwester und dankbaren Nichten daraus herausduften fühlst. Grüße aus Oesterreich sind's, die die Häupter hängen darüber, daß sie Dir nicht mehr blühend zugelangen konnten."

Sachsenheimer vermochte mir, während meiner zweiten Anwesenheit zu Winnenthal im Mai 1847 zu meinem höchsten Vergnügen gar nicht genugsam auszudrücken, welche außerordentliche und anhaltende Freude dieser Brief bei Niembsch erregt, vor allem aber die Veilchen! Er, der überhaupt den Geruch über alle anderen vier Sinne setzte, weil er der feinste und reinste, ätherischste, konnte sich daran gar nicht satt riechen, und oft soll er dabei aufgejauchzt haben: „Schurzl, o mein Schurzl!" Er hob sie, als sie auch schon ganz welk, noch sorgfältig auf, so daß ich ihre holden Schrümpfchen nach Jahr und Tag noch fand.

Aus den Vereinigten Staaten war inzwischen am 12. Hornung eine neue (mir am 12. März zugelangte) Vollmacht, nachdem die frühere nicht völlig den örtlichen Verhältnissen genügend befunden wurde, mit dem

Ersuchen an mich abgesandt worden, dieselbe von meinem Schwager, jedoch nur ganz schlicht als Nikolaus Niembsch, da solches mit der Land-Urkunde übereinstimmen würde, unterzeichnen und Tag und Wohnort darin ausfüllen zu lassen. Die Richtigkeit der Unterschrift müßte durch zwei Zeugen und das Ganze durch einen Notar beglaubigt werden, die Diensteigenschaft des Letzteren aber hätte endlich irgend ein amerikanischer Handelskonsul zu bestätigen. Auch wäre Niembschens Siegel dem Namen beizudrucken. Uebrigens bitte man um möglichst baldige Zurücksendung. Ich nahm dießfalls wieder dringend Hofrath Zellers Güte in Anspruch.

Winnenthal, den 19. März 1846.

Den Kranken befällt oft plötzlich eine Angst und tiefe Melancholie, von welcher kein äußerer Grund vorliegt und er sich selbst keine Rechenschaft geben kann. Bisweilen noch erreicht seine Aufregung einen sehr hohen Grad von bald mehr zornigem, bald mehr lustigem Charakter. Am Montag (den 14. März) hat ihn ein besonderer Anfall betroffen, der übrigens ohne weitere Bedeutung und Folge war. Vormittags wurde ihm auf eigenes Verlangen sein Bart theils abgenommen, theils gestutzt, so daß er dadurch ein recht hübsches und elegantes Aussehen gewann. Als er Abends halb 6 Uhr vom Garten aus das Haus betrat, befiel ihn plötzlich die Angst unter einem Zusammenschaudern, er faßte seinen Wärter an, schaute ganz erstaunt um sich und schien (wie fast in einer Extase) alles, was man ihm sagte, nur halb zu vernehmen, er vermochte seine Gedanken nicht in Worte zu bringen, rang sich sichtlich ab, verhielt sich aber dabei ganz ruhig. Es war, als ob ein Krampf die Fiebern des Denkorgans befallen hätte, als ob die Angst, welche so oft sich vorzugsweise in einem krampfhaften Athmen aussprach, das Gehirn in ähnlicher Weise afficirt hätte, während die Gesichtszüge ruhig waren, und hauptsächlich nur im Auge sich ein Staunen und Mitsichringen kundgab. Dieser Zustand dauerte bis 2 Uhr des andern Tags, wo er in einige, doch milde Aufregung überging, und ohne alle weiteren Folgen blieb. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die durch die Bartabnahme geschehene Beeinträchtigung der Hautausdünstung ursächlich mitgewirkt hat. — Die Vollmacht werden wir möglichst bald besorgen.

Wir nahmen diesen Unfall des geliebten Bruders viel höher auf. Es ergriff uns die Besorgniß, es möchte wohl eine Art Schlag gewesen seyn, eine traurige Wiederholung desjenigen, der ihn zu Stuttgart am bösen 29. September 1844 getroffen. Möglicherweise könnte dieser neue Schlag Niembsch ganz unheilbar gemacht haben, zumal, da ohnehin schon die bereits so lange Dauer der Krankheit bedenklich erschien. Vielleicht aber — äußerte ich zu Zeller — daß eine bloße Veränderung des Aufenthalts, wie man schon manche Beispiele hätte, doch noch eine günstige Wirkung bei Niembsch hervorbringen könnte, vor allem aber eine Versetzung in seine Heimath.

Ich erhielt diese Antwort:

Winnenthal, den 3. April 1846.

Von einer auch nur Einen Gesichts- oder anderen Muskel treffenden Lähmung oder auch nur Halblähmung, oder unwillkürlichen krankhaften Zuckung war keine Rede. Der ganze Zustand war auf die Empfindung beschränkt und ging entschieden von der Alteration der Haut aus, wie sie sich jeder Laie aus seinem Gefühl während eines Fieberfrostes denken kann, nur daß diese Hemmung bei unserem theuern Kranken stärker war, und tiefer in die geistigen Funktionen eingriff. Ihrem Verlangen werde ich entsprechen, so wie unser theurer Kranker wieder reisefähig ist, was ich für jetzt noch nicht mit Grund der Wahrheit sagen könnte. Sein treuer Wärter kann ihn dann begleiten, und Sie haben die Güte, einen Arzt von Wien aus zu weiterem Geleite zu senden.

Unter diesen Umständen blieb nichts übrig, als Dr. Zeller um die gütige Fortsetzung seiner eifrigen Bemühungen um die Genesung unseres Bruders zu bitten.

Den 2. Mai 1846. Der Gemüthszustand unseres werthen Freundes beharrte in der letzten Zeit in der Depression, welche ihm oft die Gegenwart der sonst liebsten Personen widerwärtig machte, wo er sehr ängstlich that, nicht sprechen wollte, und allerlei Schlimmes befürchtete. Die dazwischen getretenen Aufregungen waren nur der Ausdruck der höchsten Angst und Verzweiflung. Auch können wir die Vollmacht nicht unterzeichnet

überſenden, da die günſtigen Momente an Orten und unter Verhältniſſen eintraten, wo eine augenblickliche Unterſchrift nicht möglich war.

Dagegen hatte Oelrichs aus New-York Kunde geſandt, es wäre gelungen, das Land an die bereits Eingeſeſſenen gegen einen wohlannehmbaren Kaufſchilling auf Abtragung während einiger Jahre in halbjährigen Zielern und gegen mittlerweilige Verzinſung abzutreten, nur ſey es höchſt dringend, daß die von Niembſch gezeichnete Vollmacht baldigſt überſendet werde.

Winnenthal, den 1. Juni 1846.

Endlich iſt es uns gelungen, die Unterſchrift unſers theuren Freundes zu erhalten. Wir hatten ſeinem Wärter aufgetragen, ſobald ſich ein günſtiger Augenblick zeigte, uns davon zu benachrichtigen. So kam denn derſelbe heut früh um halb 5 Uhr mit der erfreulichen Anzeige: Herr v. Niembſch ſey ganz klar und wünſchte nun ſelbſt die Vollmacht zu unterzeichnen. Er hatte nämlich bisher ſich durchaus dagegen geſträubt, und insbeſondere bei Empfang Ihres Letzten erklärt: „Tauſend Dollars ſoll ich bekommen? Das iſt zu viel. Ich werde nicht unterſchreiben.“ Die Unterſchrift gab er im Bette liegend. Die paar klaren Stunden haben wir benützt, um ſo manches mit ihm zu beſprechen, und da erfahren, wie er ſich viel weniger körperlich als eigentlich ſeeliſch krank fühle.

Die Vollmacht laſſen wir heute noch zur Beförderung an den Conſul in Wien an die königliche Aufſichtskommiſſion abgehen.

Winnenthal, 2. Auguſt 1846.

Im Allgemeinen währt eben der frühere Zuſtand fort; meiſtens gedrückte, manchmal wildmelancholiſche Stimmung und dann Angſt vor allem, was ſich nähern will; niemals heitere Aufregung, nie eine höhere Klarheit des Bewußtſeyns.

Winnenthal, 16. Auguſt 1846.

Mir iſt gar nicht bange dafür, daß, wenn nur wieder einmal ſein Nervenleben zu voller dauernder Ruhe gekommen ſeyn wird, auch die

alte Kraft, Ordnung und Klarheit des Vorstellungsvermögens sich nicht wieder einstellen sollte. Ist einmal erst die Ruhe nur wieder recht befestigt, dann wird wohl auch Zeit seyn, von seiner Versetzung in andere Verhältnisse zu reden. Jetzt ängstigt ihn noch die geringfügigste Aenderung seiner Lage, er selbst zieht sich in seine gewohnte Umgebung, wenn es ihm irgend bange wird, wie in ein Asyl zurück, und schon die Bitte, in den Garten zu gehen, kann ihn in solcher Zeit mit Angst erfüllen, und die höchste Stille und Zurückgezogenheit ist ihm ersichtlich das dringendste Bedürfniß, wie ein krankes Auge oft das mindeste Licht scheut, um zu genesen.

So eben höre ich, daß Frau v. Reinbeck gestorben sey. Unser theurer Kranker hat in der letzten Zeit gewünscht, sie zu besuchen; ihr Tod wird ihm nahe gehen. Der Kummer um seine Erkrankung ist nach meiner Ansicht eine Haupturſache ihres Todes gewesen. Sie war ihm eine treue mütterliche Freundin.

So war denn eine der edelsten Frauen und die innigste Freundin von Niembsch (zu seiner Mutter war sie, obgleich um einige Jahre älter als er, denn doch zu jung) noch vor ihm geschieden! Sein Unglück hatte ganz gewiß Emilien, die die ersten furchtbaren Wuthausbrüche ihres Freundes anzusehen und zu bestehen gehabt, schneller ihrem Grabe gereift. Ich besuchte dieß im Mai 1847. Sie schlief unter Blumen. Ruhe sie süß!

Von Freund Karl Mayer in Tübingen, der sich aber damals in Cannstatt bei Stuttgart befand, wo er das Bad gebrauchte, erhielt ich folgenden Brief:

Cannstatt, den 24. August 1846.

Letzten Freitag den 19. ging ich nach meiner alten Heimath Waiblingen, und von da vorgestern nach Winnenden. Machte es mir schon traurige Eindrücke, daß ich Frau Zeller und mehrere ihrer Kinder sehr leidend antraf, so war mir besonders das Wiedersehen unsers armen Freundes Niembsch ein schmerzlich ergreifendes. Nicht daß er sich übler befände, aber ich hatte ihn ja in seinem Unglücke noch gar nicht gesehen. Er lag in seiner Zelle auf dem Bette, eine gestandene Milch essend, und gab kein Zeichen des Wiedererkennens. Auf Zellers Bitte ließ er sich anziehen und folgte uns, aber ohne ein Wort zu sprechen, auch sichtbar

ängstlich, und uns immer zu entgehen suchend. Auf einige Fragen: ob er mich noch kenne, noch an die Meinigen denke? u. s. w., antwortete er mit einem leisen Ja, gab mir auch auf meine Bitte die Hand und erwiederte meinen Kuß beim Abschied. Dann ging aber Zeller noch einmal zu ihm in seine Zelle, stellte ihm vor, daß er ja gar nicht mit mir gesprochen habe, und erhielt seine Bewilligung, daß ich noch einmal eintreten dürfte. Nun war er klarer; er sagte mit Zuversicht: „Ich werde hier genesen. Ich werde mich wieder zu meinem Gebet machen, das werd' ich aber heimlich thun. Wir müssen uns bald wiedersehen, bald, bald. Ich werde zu Dir und Uhland nach Tübingen kommen." Zum Abschied sagte er mir mit erwärmtem Blick: „Leb' wohl, lieber Mayer!" Ich mußte bitterlich weinen, als ich ihn verließ. Zeller ist übrigens mit seinem gegenwärtigen, doch ruhigeren Zustande nicht unzufrieden und gibt die Hoffnung nicht auf. Gott gebe, daß er Recht habe.

Um diese Zeit hatte auch Graf Auersperg das Anerbieten an Zeller gestellt, seinen Besuch Lenau's zu wiederholen, sobald daraus irgend ein Nutzen, wenn gleich nur eine momentane Erleichterung für den theuren Kranken zu erwarten wäre. Dr. Zeller lehnte aber in seiner Antwort dieß Vorhaben ab, indem er unter Hinweisung auf Mayers Besuch die gänzliche Unwirksamkeit solcher Besuche darthat.

Winnenthal, 17. September 1846.

Das Befinden, sowohl das psychische als physische, ist sich ziemlich gleich geblieben, namentlich ist er auch aus der Verschlossenheit und Morosität einigemal herausgetreten und in heftige zornmüthige Aufregungen verfallen, welche die Angst vor Vergiftung oder Todtschlag zu Grunde hatten . . .

Winnenthal, den 23. Februar 1847.

Daß so lange Zeit kein entscheidender Schritt zur Besserung sich einstellt, daß neben dem körperlichen Wohlbefinden die Verwirrung sich nicht löst, und immer nur auf kurze Momente sich lichtet, dieses könnte für den endlichen Ausgang des Leidens ziemliche Sorge einflößen;

doch ist aber immer wieder und sobald die gemüthliche Affection sich gelegt hat, aus seiner Wahrnehmung der äußeren Vorgänge, aus seinen jeweiligen scharfsinnigen Bemerkungen und Combinationen, aus seinem selten ganz aufgehobenen Bewußtseyn von dem Bestande und der Schwere seiner Krankheit, aus dem Mangel positiv ungünstiger Zeichen zu schließen, daß es noch gut gehen könnte. Halten wir diese Hoffnung fest, und vertrauen wir auf oben!

Winnenthal, den 19. März 1847.

Zu unserem innigsten Bedauern vermögen wir nichts Besseres zu berichten. Die Verwirrung der Gedanken lichtet sich selten zu einer deutlichen und zusammenhängenden Vorstellungsreihe, die Auffassung der Außenwelt will sich auch nicht klären, das Gemüth ist zwar meistens gedrückt, aber doch auch hin und wieder freudig erregt, ohne aber auf die Klarheit, Deutlichkeit und den Zusammenhang der Vorstellungen erkennbaren Einfluß zu haben, und nur das ist hierin zu bemerken, daß, je ruhiger das Gemüth des Kranken sich macht, um so geordneter auch seine Reden, Fragen und Antworten sind.

Von eigentlicher Abstumpfung zu reden wäre man wohl nicht berechtigt, aber das Bild der Abstumpfung ist in leisem Anstriche vorhanden; es rührt aber wohl nur von der Gemüthsdepression und der Geistesverwirrung, nicht von Krafterschöpfung her.

Diese beiden letzten Briefe mußten uns ungemein erschüttern und betrüben. Wenn Aerzte — zumal so sichtbar zur Hoffnung geneigte — einmal selbst eingestehen müssen, daß sie für den endlichen Ausgang besorgt sind, und nur mehr von einem „gut gehen *können*" zu sprechen wagen, dann ist doch wohl auch wirklich wenig mehr zu hoffen; ferner, wenn einmal das *Bild* der Abstumpfung vorhanden ist, so ist es wohl die Abstumpfung auch schon selbst, denn woher sonst ihr Abzeichen? Im Gemüthe niedergedrückt und geistesverwirrt war Niembsch schon längst *ohne* das Bild der Abstumpfung; dieß war also etwas ganz neues, eine Erscheinung der begonnenen Abstumpfung. Wir erblicken daher auch Niembsch, wenn auch nicht als durchaus schon unrettbar — denn bei

Gott, heißt es, iſt ja nichts unmöglich — ſo doch in höchſter Gefahr, es bald zu werden, woraus möglicherweiſe, wie in manchen Krankheiten, nur einzig mehr eine Veränderung des Aufenthaltes reißen könnte. Wir entſchieden uns alſo feſt für dieſe, ohne noch erſt ganz gewiſſe ungünſtige Zeichen der Verblödung abwarten zu wollen, wornach ſodann von ſelbſt jeder Rettungsverſuch zu ſpät geweſen ſeyn würde. Es handelte ſich nun nur um die Frage: wer Niembſch abholen ſollte? Ich bemerkte, daß hiezu in einem Briefe Zellers (vom 6. April 1846) ein Arzt nebſt dem Wärter als unentbehrlich bezeichnet worden wären. Dagegen ward erwogen, daß Arzt Ellinger im Begriffe ſtünde, von Winnenthal an ſeine neue Beſtimmung in die Schweiz zu eilen, und daß es eben deßhalb dem nun doppelt daheim in Anſpruch genommenen Direktor Zeller unmöglich ſeyn würde, Niembſch zu begleiten. Einen fremden Arzt von Wien oder Stuttgart mitzunehmen — abgeſehen von den großen Auslagen, wenn es ein tüchtiger ſeyn ſollte, und mit einem untüchtigen wäre nicht viel gedient — würde nur Niembſch wegen des unbekannten Geſichtes beläſtigen oder gar heftig aufregen. Auch hatte Niembſch keine ſolche Krankheit, die während ein paar Tagen ſich weſentlich verändern mochte, und dadurch ganz andere Vorſchreibungen nöthig machte; für das, was ſich zutragen könnte, müßte ſein erfahrener Wärter, welcher von der Anſtalt ohne Zweifel die gehörigen Mittel mitbekäme, wohl auch Rath und Beſcheid wiſſen. Man hielt es für genügend, wenn ich, Niembſchens nächſter männlicher Verwandter, ganz allein hinausreiste, um ihn mit Hülfe ſeines wackeren Wärters Sachſenheimer nach Wien zu bringen. Hiezu erklärte ich mich denn auch um ſo bereitwilliger, als die Löſung dieſer Aufgabe in meiner heiligen Pflicht lag. Kurator Bach übernahm die nöthigen Einleitungen bei dem Wiener Landrathe, als Obervormundſchaftsbehörde, ich aber bewarb mich um einen vierwöchentlichen Urlaub und rüſtete mich zur Reiſe. Die bedeutenden Koſten derſelben ſollten denjenigen Mitteln entnommen werden, die mehrere hochgeſinnte, vermöglichere, einheimiſche Freunde Lenau's, und zum Theile ihm ganz unbekannte Verehrer zu dem Zwecke zuſammengelegt hatten, um dort auszuhelfen, wo die Zinſen von deſſen Kapital, das ungeſchmälert bleiben ſollte, nicht zureichten. Dieſer Abgang war aber Anfangs ziemlich namhaft, da bekanntlich für die noch

ausstehenden Ablösungsraten von Niembsch keine Interessen bedungen worden waren. Uebrigens setzte Dr. Bach auch Dr. Schott, den Sachwalter Lenau's in Stuttgart, von dem Vorhaben unverweilt in Kenntniß, damit auch dort und in Winnenthal die erforderlichen Vorkehrungen getroffen werden könnten. Um zu erfahren, welche Wirkung das Wiedersehen von Freunden und Bekannten und die Näherrückung der alten Verhältnisse überhaupt auf Niembsch machen möchte, veranlaßte Zeller einen Besuch Uhlands zu Ende März bei Niembsch, welcher diesen sehr freute, ob er gleich, so lange Uhland zugegen war, nicht im Stande gewesen, sich auszusprechen. Den folgenden Morgen aber rief er beim Erwachen ganz glücklich: „Mein Uhland war bei mir!" Auch Schwab und seine Gattin wollten Niembsch vor seinem Wegzuge noch besuchen, sie durften ihn aber nicht sprechen, sondern nur aus der Ferne vom Fenster aus im Garten sehen (Mayer 301).

Meine Abreise ward auf das letzte Drittel des April bestimmt, damit ich am Schlusse desselben in Winnenthal eintreffen und die Rückkunft bis halben Mai bewerkstelligen könnte. Diese noch mehr zu verspäten, hielten wir für allzu gewagt, weil bei uns die zweite Hälfte Mai schon sehr heiß zu seyn pflegt, eine längere Fahrt aber in großer Hitze bei einem solchen Kranken immer sehr gefährlich bleibt, und nur im Falle unvermeidlicher Nothwendigkeit zu unternehmen ist. Am 20. April 1847 verließ ich Wien, nachdem mir noch ein paar Tage früher die Freude zu Theil geworden war, vom Hause Oelrichs und Krüger in New-York einen Wechsel auf Paris über 1080 Francs, als erste Abschlagszahlung der 1000 Dollars an Niembsch für seine Ländereien zu empfangen. Die zweite, so schwer zu Stande gekommene Vollmacht hatte also vollkommen entsprochen. Ich eilte, den kleinen Fundschatz in die Hände des Kurators niederzulegen. Hier sey zugleich bemerkt, daß der Käufer der Ländereien, Namens Jung, Kapital und Interessen bis Ende October 1850, also bis kurz nach Niembschens Tod, vollständig berichtigt hat.

Auf meiner Reise hatte ich zu Linz das Vergnügen, den Vorstand des königlich bayerischen Dampfschifffahrts-Bureau in Regensburg, Graf Reigersberg, zu treffen. Ich besprach mich mit ihm über meine Rückreise mit Niembsch, und er verhieß mir allen Beistand; zugleich theilte er mir

mit, daß im Monat Mai an jedem geraden Tage ein Schiff von Regensburg nach Linz abginge und zwar in folgender Ordnung: Kronprinz Max, König Ludwig, Stadt Regensburg. Das letzte Schiff wäre das beste, indem es eine Kabine und einen Pavillon hätte; Max besäße nur einen Pavillon, und Ludwig keines von beiden; letzterer war also zur Mitnahme eines Kranken, der eines abgesonderten Raumes bedurfte, durchaus ungeeignet. Wie wichtig mir jene verehrte Bekanntschaft ward, wird sich bald zeigen. Im Vertrauen auf dieselbe und auf einen offenen, warmen Empfehlungsbrief der Wiener Dampfschifffahrts-Direction an sämmtliche Agenten und Schiffskapitäne auf der Strecke Linz-Wien, die mir Dr. Bach verschafft hatte, durfte ich eine förderſame Rückreise hoffen. Zu Linz wohnte ich im Gasthofe zur goldenen Kanone auf dem Hauptplatze, dessen Inhaber, ein Verwandter von mir, freundlich mir verhieß, bei meiner Rückkehr mit meinem Schwager seinen Wagen zum Landungsplatze schicken zu wollen, um uns zu ihm zu bringen. Am 29. April 1847 traf ich in aller Frühe zu Winnenden ein. Das Weitere entnehme ich meinen Briefen an Thereſe:

Winnenden, den 4. Mai 1847, Dienstag früh halb 9 Uhr.

Freitag den 30. April Morgens fuhr ich nach Stuttgart. Ich besuchte dort nebst den alten Freunden und Bekannten auch Prokurator Schott, der ein Ehrenmann ist, und den österreichischen Geschäftsträger, Baron Kübeck, dem ich ein Empfehlungsschreiben von Fürst Metternich einhändigte. Baron Kübeck sicherte mir die thätigste Unterstützung für den Fall des Bedarfes zu, der aber hoffentlich nicht eintreten würde. Auch forderte er mich auf, ihn noch einmal zu besuchen, was nächsten Freitag den 7. geschehen soll.

Mein Hauptgeschäft in Stuttgart war die Ermittlung der zweckmäßigsten Reiseweise. Nach mehreren Conferenzen mit mehreren Postbeamten entschied ich mich für die Fahrt nach Regensburg mittelst Extrapost. Dem Haupthinderniſse hiebei, dem Mangel eines eigenen Wagens, helfe ich dadurch ab, daß ich beim Wagner Müller in Stuttgart einen Wagen auf einige Tage für ein Geringes miethe. Derselbe wird als Beichaise von den Postmeistern unentgeldlich zurückgebracht werden. Meine Absicht ist, schon Montags den 10. d. M., um 4 Uhr früh von Winnenden

abzugehen. Schlägt alles nach Wunsch aus, so sind wir Dienstag den 11. um Mitternacht in Regensburg; fahren dort am 12. um 5 Uhr in dem besten bayerischen Dampfschiffe: „Die Stadt Regensburg" nach Linz ab, wo wir Abends anlangen und übernachten. Donnerstag den 13. hoffen wir Abends in Nußdorf zu landen.

Den Beginn der Reise setzte ich auf den 10. fest, weil, wenn wir die Stadt Regensburg am 12. Mai versäumten, sie uns erst wieder am 18. zu Gebote stünde, wo schon ein größerer Andrang von Reisenden seyn möchte.

Unseres lieben Bruders Befinden hat sich seit meiner Ankunft merklich gebessert. Er hat zwar zu mir auch noch nicht eine einzige Sylbe gesprochen; sein Antlitz verräth aber Liebe und Vertrauen zu mir.

Am 1. Mai ging Niembsch mit seinem Wärter, wie dieser mir erzählte, im Garten spazieren und traf da auf einen Rasenfleck, ganz blau von Veilchen. Niembsch kniete nieder dazu, pflückte, lauschte dabei dem Gesange der Vögel, und zum Himmel emporblickend, rief er endlich ganz selig aus: „Es wird Himmel!" „„Das rührte mich so,"" sagte mir der gute Sachsenheimer, „„daß ich schier hätte greine (weinen) müsse."" Gott sey Dank, bei solchem Gefühlsausbruche kann sich doch wohl noch kein Stumpfsinn festgenistet haben. Wir wollen also doch noch hoffen. Bei Gott ist Alles möglich.

Halb 12 Uhr. Um halb 11 Uhr ging ich zu Niembsch. Des eben unpäßlichen Wärters Sachsenheimer Stellvertreter meldete: Niembsch hätte einen guten Tag; er spräche wohl zwar auf, sey aber recht hetter. Als mir ein Stuhl zu seinem Bette gebracht worden war, sprach er sein erstes Wort zu mir: „Setze Dich, lieber Bruder!" Dann fuhr er aber sogleich in seinem milden Irrgespräche wieder fort. Es kamen auch wohl einige selbstgeschaffene, fremdtönende Worte darin vor, das meiste war aber doch deutsch. Einmal sprach er: „Mein Bruder Schurz!" und er küßte mir die Hand, wie ich es ihm gewöhnlich thue; ja er bot mir sogar den Mund, und wir küßten uns herzlich. Nach etwa einer kleinen Viertelstunde trat auch der einstweilige Wärter wieder ein, und nun durfte auch dieser Niembsch küssen.

Ich stieg hierauf zu Sachsenheimer empor. Er liegt im Bett, das

Geſicht roth und die Augen etwas trübe; des Morgens hat er einen großen Schwindel gefühlt, ſo daß er umzuſinken beſorgte. Abends möchte er wieder gerne ſchon aufſtehen. Ich ermahnte ihn aber, ſich lieber länger zu ſchonen, damit er nicht übler würde. Uebrigens ſollte er getroſt ſeyn, ich würde nie ohne ihn abreiſen.

Schurz an Thereſe.

Winnenden, Sonntag den 9. Mai 1847.

Geſtern Morgens erhielt ich in Stuttgart, wohin ich wieder Donnerſtag den 6. in der Frühe gegangen war, um die Anſtalten zu unſeres Bruders Heimführung zu beendigen, nachſtehenden Brief von Dr. Zeller.

Winnenden, 7. Mai 1847.

Sachſenheimer klagt heute aufs neue in einer Weiſe, daß ich es für gänzlich gewagt hielte, wenn er Montag ſchon reiſen ſollte. Sie müſſen ſich den kleinen Verzug ſchon gefallen laſſen.

Der ſchändliche Artikel in der Allgemeinen Zeitung hat mich wahrhaft empört und iſt mir eines der peinlichſten dienſtlichen Vorkommniſſe, das ich erlebt. Ich wollte zuerſt augenblicklich eine Erklärung dagegen einrücken, wußte aber doch nicht, was Sie zu thun geſonnen ſind.

Ich beendigte in Stuttgart alle Anſtalten und kehrte geſtern Abends hieher zurück, um bis zur Abreiſe nach Wien hier zu verweilen. Zeller war verreiſet und kommt erſt heute Abend wieder. Sachſenheimer war Freitags ziemlich unwohl geweſen und mußte mediciniren; ich traf ihn aber doch ſchon beſſer und außer Bett, allein noch matt. Heute ſieht er ſchon ganz leidlich wieder aus und ich hoffe, daß wir anſtatt morgen doch wohl nächſten Mittwoch den 12. werden aufbrechen können. Dann würden wir Sonntags den 15. Abends in Nußdorf anlangen.

Das Skandal in der Allgemeinen Zeitung vom 4. d. Z. Z. 124 wird Euch wohl etwas untereinander gerüttelt haben. Mich nicht. Ich

fühlte, was ich freilich schon öfter zu erfahren Gelegenheit hatte, daß ich etwas Mann bin. Ich las es ganz ruhig in meinem krystallnen Bewußtseyn, wenn auch natürlich nicht gleichgültig, und augenblicklich war mir klar, was zu thun sey, und ich war entschlossen, nöthigenfalls auch das Leben für die Ehre, die Seelenluft des Mannes einzusetzen. Nur wer das Aeußerste auch nicht scheut, vermag kräftig zu handeln. Ich arbeitete sogleich nach beendigter Lesung des Artikels, auf welchen ich von Baron Kübeck aufmerksam gemacht worden war, bis Mitternacht meine Erwiederung aus (ich lege sie bei), während die fröhlichen Töne einer Hochzeitmusik aus dem nahen Gasthaussaale zu mir herüberschollen; bei Anbruch des Tages schrieb ich sie ab, ging um 7 Uhr zu Dr. Schott und las sie ihm zu seiner vollen Befriedigung vor, worauf er eine Abschrift davon machen ließ, die ich unterzeichnete und die er sodann an seinen Freund, den Hauptredakteur der Allgemeinen Zeitung, Dr. Kolb, nach Augsburg zur Einrückung sandte. Nähme Kolb, aber er muß wohl, dieselbe nicht auf, so kommt sie durch Schott in ein Stuttgarter Blatt (den Schwäbischen Merkur) und in ein norddeutsches (in eines zu Bremen).

Cotta ist in Verzweiflung darüber, daß der Schmachauftritt in seinem Blatte vorfiel. Er und Reinbeck gaben ebenfalls eine schützende Erklärung in die Allgemeine Zeitung (siehe Nr. 129).

Nachmittags. Als ich eben den Brief durchlesen und zuschließen wollte (um 11 Uhr) ließ mir Sachsenheimer sagen, er gehe mit Niembsch im Garten spazieren. Ich eilte sogleich hin. Franz hatte ein Blumensträußlein in Händen und sammelte dann und wann noch Veilchen und Anderes dazu, bewunderte reichblühende Bäume, sprach aber auch manches wälsche Zeug. Er hatte den Zigeunerrock an. In einem offenen Pavillon sangen Sänger, z. B. etwa:

Alle Lüfte wehen lauer,
Hauchen uns mit Düften an,
Alles fühlet Wonneschauer,
Was nur immer fühlen kann.

Franz brummte im Baß, aber etwas unharmonisch, darein, lachte wohl auch ein bischen dazu; kein Wonneschauer jedoch durchhauchte ihn. Vielleicht

kommt bald wieder eine Aufregung; beſſer immer, als erſtickend faule ſumpfige Stille.

Ein Narr ſagte zu mir: „Wollen Sie denn Lenau uns entführen? Hier würde er geneſen. Zeller iſt der Mann dazu.“ Er folgte uns eine gute Strecke und fragte ſpäter Niembſch ſelbſt: „Gehen Sie denn gerne nach Wien?“ „„Yes!““ antwortete Niembſch. Niembſchens Haar bekommt ſchon hie und da wieder einen Silberblick, das Geſicht iſt gefurcht, das Auge liegt oft tief. Wer ihn zum erſtenmal, noch unvertraut mit Wahnſinn, erſieht, nehme ſich in Acht, daß er nicht zu ſehr erſchrecke!

Der ſkandalöſe Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 4. Mai 1847, Z. 124 ließ ſich folgendermaßen aus:

ΩΩ Stuttgart, 1. Mai. Ich habe Ihnen die betrübende Nachricht mitzutheilen, daß wider das bisherige allgemeine Erwarten die Abführung Lenau's nach Wien nun dennoch ſtattfinden wird. Einer der Verwandten des unglücklichen Dichters iſt vorgeſtern eingetroffen, um im Namen der Familienvormundſchaft die Auslieferung Lenau's zu fordern, welche binnen der nächſten Tage erfolgen wird. Der Beweggrund zu dieſem Schritte iſt kein anderer, als die Rückſicht auf die einſtige Verlaſſenſchaft des Kranken, den man im Wiener Narrenthurme wohlfeiler erhalten kann, als in der vortrefflichen Heilanſtalt, in welcher er ſich hier befindet. Zur weiteren Charakteriſtik dieſes verwandtſchaftlichen Verfahrens darf man nur hinzufügen, daß Lenau in lichten Augenblicken von jeher mit Entſetzen von der Möglichkeit des Wechſels geſprochen hat, der ihm jetzt bevorſteht. Sein dichteriſcher Genius iſt es, dem Lenau die Vergrößerung ſeines Elends verdankt. Hätte ihn ſeine Poeſie nicht zum Beſitzer eines kleinen Vermögens gemacht, ſo würde ihn das Pflichtgefühl der Vettern und Schwäger ſicherlich in Winnenthal dem ruhigen Verlaufe ſeines Schickſals überlaſſen haben. Aber Lenau hat 20,000 fl. zu vererben, und darum muß er in den Narrenthurm.

Hiezu machte die Redaktion der Allgemeinen Zeitung die Anmerkung:

„Wir geben Obiges, wie es uns zugekommen, hoffen aber zuversichtlich, daß die Verwandten des unglücklichen Niembsch nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren, nicht einen ewigen Vorwurf auf sich ziehen werden. Auch die vielen, zum Theile einflußreichen Freunde, welche Niembsch in Wien und in fast allen Theilen der österreichischen Monarchie zählt, würden nicht dulden, daß er aus der freundlichen, wohlwollenden Umgebung, die er bis jetzt hatte, und die seine wenigen lichten Augenblicke noch mit einem Schimmer des Trostes umgab, in einen Ort der Trostlosigkeit und des Grauens gebracht werde. Das kann und darf nicht seyn. Die öffentliche Stimme Deutschlands würde keine Woche vorübergehen lassen, ohne darüber Klage und Anklage zu erheben. Die Asche des Todten ist heilig, wie vielmehr der Leib, in dessen gestörten Lebensgängen die Seele noch irrt, sehnsüchtig den Ausgang suchend. Nein, nein, der darf nicht in den Narrenthurm! Ist im Oriente der Unglückliche, den der Finger Gottes berührt, ein Gegenstand der Verehrung, so werden die Deutschen im neunzehnten Jahrhundert einen ihrer ersten Dichter, einen ihrer edelsten Charaktere, auch in seinem Leiden nicht vergessen."

Meine Reclamation hiegegen (sie ward in der Allgemeinen Zeitung Z. 131, am 11. Mai gebracht) lautete folgendermaßen:

Stuttgart, den 6. Mai 1847.

Heute bei meiner Zurückkunft von Winnenden bekam ich den Schmähartikel auf die Verwandten Lenau's in der Allgemeinen Zeitung von vorgestern zu lesen. Die Redaktion war zwar in einer Anmerkung dazu so gütig, zuversichtlich zu hoffen, daß Lenau's Verwandte nicht in der angegebenen Weise mit ihm verfahren würden, erlaubte sich aber zugleich dennoch mit allzueilig erhobenem Finger in einer Art zu verwarnen, als wäre sie eher von der entgegengesetzten Zuversicht erfüllt. Ich, Anton Schurz, des edlen Lenau's Schwestermann, erwarte von ihr — die die so arge Anschuldigung gab, wie sie ihr zugekommen — sie werde es mit meiner Erläuterung (nicht zur Vertheidigung gegen den unwürdigen Ehrenbanditen hinter seinem finsteren Busche, sondern zur vollen Beruhigung der zahllosen Verehrer Lenau's) genau ebenso halten.

Nicht im Auftrage einer nicht existirenden Familien-Vormundschaft, sondern mit gesetzlicher, von dem k. k. niederösterreichischen Landrechte als Kuratelbehörde genehmigter Vollmacht des für Lenau gerichtlich bestellten Kurators Dr. Alexander Bach in Wien, bin ich zur Heimführung Lenau's hier eingetroffen, nicht aber um dessen Auslieferung zu fordern, da er weder ein Gefangener noch ein Verbrecher ist. Dieser Vorgang kann nicht einmal gegen das allgemeine Erwarten der Württemberger seyn, deren sehr viele wissen mußten, daß es außer der Winnenthaler denn doch auch noch andere vortreffliche Heilanstalten mit freundlicher, wohlwollender Umgebung in der weiten Welt gebe. Sollte ferner Oesterreich seinen großen Dichter nach dritthalbjährigem, schmerzlichen und fruchtlosen Vermissen nicht endlich auch einmal in seine eigenen Arme nehmen und versuchen dürfen, dem Geliebten wo noch möglich die ersehnte Genesung zu verschaffen? Nein, nicht dieß, sondern vielmehr die Unterlassung dessen müßte befremden. Lenau geht auch nicht mit Entsetzen nach Wien, sondern, wie ich dieser Tage aus Hofrath Zellers eigenem Munde vernahm, er freut sich sogar darauf, was in seiner herabgesunkenen Lage sehr viel ist. Uebrigens geht er auch nicht in den Wiener Narrenthurm (wovon der verschimmelte, bei uns von keinem Gebildeten mehr gebrauchte Popanzname, wie an so manchem, das Schlimmste ist), sondern in die sehr geachtete Privat-Irrenanstalt zu Döbling nächst Wien. Diese befindet sich in einem von einem großen Parke umgebenen palastähnlichen Gebäude in der gesundesten und reizendsten Lage, auf einer Anhöhe, von wo man die stolze Donau, den ganzen Halbkreis der so schönen Wiener Berge, die riesige, von zahllosen Ortschaften umwimmelte Kaiserstadt und das berühmte, meilenweite Schlachtfeld, dessen glorreicher, auch von Lenau gefeierter Held, leider vor wenigen Tagen verschied, bis an die Marken Ungarns und Mährens überblickt. Dr. Görgen, der Inhaber dieser von seinem Vater bereits vor vielen Jahren gegründeten Anstalt, ist eben sowohl praktischer Arzt, als auch ein persönlicher alter Freund und Verehrer Lenan's, und die Mutter Dr. Görgens, eine sehr würdige Dame, ist in ganz Wien wegen ihrer ausgezeichneten Umgangsgabe mit Geisteskranken völlig berühmt, so wie auch der Hülfsarzt, Dr. Benesch, bereits durch Jahre in diesem Hause seinem Berufe mit bestem Eifer und Erfolge

sich widmet. Ueberdieß ist es hier auch jedem Kranken frei gestellt, wenn er ein specielles Vertrauen zu einem der Hunderte von Wiener Aerzten hegt, sich von diesem behandeln zu lassen. Wer wollte behaupten, daß darunter nicht der Tüchtigsten zu finden wären? Hofrath Zeller selbst nannte mir gütig den Vorsteher des Armen- und Krankenhauses zu Ypps an der Donau, Dr. Spurzheim, der wohl häufig nach Wien kommt, als ausgezeichneten Irrenarzt. Endlich findet man hier nur Kranke aus der Elite der Gesellschaft und nicht allzu viele, daher ihnen auch der Aufenthalt viel minder unbehaglich wird, als dieß in einer großen allgemeinen Staats-Heilanstalt leicht der Fall seyn kann.

Wenn in einem für die Pfleglinge so splendiden Institute wie das zu Döbling, der Unterhalt nicht sehr bedeutend mehr als in dem weit schlichteren Winnenthal kostet, so kann dieß nur in der edelmüthigen Freundschaft seines Besitzers beruhen; augenscheinlich aber ist, daß die vom scham- und gewissenlosen Vermuntten ohne weiters zu Verlassenschafts-Harpyen gestempelten Verwandten Lenau's dessen Versetzung dahin unmöglich aus Ersparungsrücksichten, sondern nur aus edleren, menschlicheren und triftigen Gründen wünschen konnten. Endlich ist ja auch die Regelung der Auslagen für Lenau und die Gebarung mit seinem Vermögen gar nicht einmal Sache seiner unverantwortlich und ganz ins Blaue hinein gelästerten ehrlichen Verwandten, sondern liegt ausschließlich nur in den Händen eines freundschaftlichen, hochachtbaren und wohlbemittelten, vom Gerichte bestellten Kurators, und des hochlöblichen k. k. niederösterreichischen Landrechtes, als gesetzlicher Kuratelbehörde.

Anton Xaver Schurz, Lenau's Schwestermann.

Der Wärter war nun so weit wieder wohl, und Niembsch ebenfalls so leidlich, daß man die Reise Mittwoch den 12. Mai bestimmt antreten zu können hoffen durfte. Als ich am Vorabende den zu bepackenden Reisewagen mir nochmal genau beschaute, und dabei einen Blick durch das offene Thürchen in dessen Inneres warf, sah ich jenen Irren darin sitzen, welcher neulich Niembsch von der Wegreise so eifrig abgemahnt hatte. Obwohl ich ihn bat, doch nur sitzen zu bleiben, stieg er doch aus, um mit mir wieder ein Gespräch anzuknüpfen. Heute war er viel weniger

gegen die Abreise als früher; er wußte auch schon, daß Niembsch ebenfalls wieder in eine gute Anstalt kommen würde, und fand es jetzt ganz in der Ordnung, daß dessen Verwandte und die Oesterreicher den befreundeten und verehrten Dichter zu sich nähmen. Wir schieden unter Handreichung und gegenseitigen guten Wünschen.

Am Abende des 11. um 8 Uhr wurde zu Winnenden der Jahrmarkt unter großem Gefolge eingetrommelt. Um ¾9 Uhr begann es heftig zu blitzen und der Himmel trommelte ebenfalls ein. Welchen Einfluß wohl das Gewitter auf den theuren Kranken äußerte, und wie, wenn es uns schon auf dem Wege erreicht hätte? Darauf fruchtbarer, kühlender Regen. Das Gewitter zog sich durch einen großen Theil der Nacht herum, um 2 Uhr äußerte es sich am stärksten. Dieß nächtliche Gewitter war ein würdiger Abschied des schwäbischen Himmels von Lenau. Blitz, Donner, Sturm und Regen; furchtbar und fruchtbar, wild und mild; der Morgen darauf blau und lau.

Niembsch ist angezogen, er hat wieder seinen Zigeunerrock um; auf die Ankündigung, daß nun gereist werden soll, hat er einstimmend genickt. Er war besonders gesammelt und heiter, und nahm recht lieb und artig Abschied, und zwar sogar kurz dankend, von seinem Freunde Zeller, der ihn mit Wehmuth scheiden sah. Es war um 7 Uhr früh. Das Wetterglas stand über Veränderlich gegen Schön. Das lebhafte Marktgewimmel machte ihn etwas stutzen. Als wir im Freien waren, — wir fuhren den nächsten Weg gegen Regensburg, also nach Schorndorf und nicht nach Stuttgart —, wurde das auf seiner Seite mit Bindfäden zugebundene Wagenfenster durch Aufschneiden freigemacht und eröffnet. Nach einer Weile Fahren äußerte er einigemal kurzes, furchtsam scheues Verlangen nach Umkehr; als wir jedoch einmal ordentlich bergab fuhren, nicht mehr. Wir hatten ihm Aussteigen in Schorndorf versprochen. Das geschah denn auch dort. Er trat ins Vorhaus der Posthalterei, wie er aber darin Menschen gewahrte, kehrte er rasch um und gerieth durch eine Nebenthür in den Pferdestall, woraus er sich ebenfalls gleich wieder entfernte. „Der Ort ist frei!“ rief er (man kann hingehen, wohin man will). So eben kam die von mir im Gasthof gegenüber bestellte saure Milch, wovon er etwas genoß.

In Aalen machten wir Mittag. Niembsch ging im oberen Stockwerke des Gasthofes, worin wir abgetreten, unabläſſig aus einem Zimmer ins andere, auch ins Vorhaus. Im Vorbeigehen nahm er einem der wenigen Gäſte ſeinen Stock aus der Ofenecke. Der zeigte mir es an, ich vertröſtete ihn, er würde ihn ſchon wieder bekommen, nur bäte ich um einige Geduld. Der Wärter folgte Niembſch Schritt vor Schritt und wollte ihm ein paarmal das Weiterſchreiten wehren. Da rang Niembſch mit ihm und ſtöhnte zornig wie ein gereizter Tiger. Darob fragte mich jener Gaſt, dem ich inzwiſchen den vom Wärter wiedergewonnenen Stock zurückgeſtellt hatte: „Iſt es denn wirklich hier . . . ?“ und er wies auf ſeine eigene Stirne und vollendete nicht. „„Etwas!““ war meine eben ſo kurze Antwort. Die Küchenmägde kicherten über den Umherzug und ſteckten die Köpfe zuſammen.

Eſſen und Trinken ſchmeckte ihm ziemlich. Beim Wiedereinſitzen hatten wir unſere liebe Noth. Er ſtieg, bevor wir ihn, halb mit ſüßen Worten, halb mit nöthigenden Händen, in den harrenden Wagen brachten, einigemale ganz ernſtfeierlich in ſeinem braunen, rothbeſchnürten, ungariſchen Rock den Stadtplatz auf und ab, den Sachſenheimer hinter ſich drein, was einen kleinen Auflauf veranlaßte. Wir beſtimmten deßhalb, ihn womöglich bis Regensburg gar nicht mehr ausſteigen zu machen. Wie im Fluge ging es vorwärts in Folge des doppelten Trinkgeldes, das ich den Poſtknechten gab. Bei einbrechender Nacht, — es war bereits im Lande Bayern, das da Lenau eben ſo majeſtätiſch bewillkommte, wie Schwaben ihn entlaſſen hatte —, fuhren wir von einem Paſtorte unter Sturm, Regen, Donner und Blitz ab. Zu meiner Verwunderung wirkte das übrigens auch nur kurze Gewitter eben nicht merkbar auf Niembſch, der ſich überhaupt im Wagen gut und ruhig verhielt und viel ſchlief. Zu Neuburg, oder war es in Ingolſtadt, wurde Kaffee im Wagen gefrühſtückt. Uebrigens waren wir auch mit ſüßem Gebäck wohl verſehen, wovon er öfter genoß. Donnerſtag den 13. Mai, am Chriſti Himmelfahrttage, kamen wir bald nach Mittag gegen Regensburg. Es war ſchon höchſte Zeit dazu. Die ſchnelle unausgeſetzte Reiſe durch 30 Stunden konnte an und für ſich ſchon nicht ohne aufregenden Einfluß bleiben. Ein Ausbruch wäre übrigens auch bei langſamer abgeſetzter Fahrt kaum ausgeblieben; man mußte nur thunlichſt

trachten, Regensburg zu erreichen, um solchen dort abwarten oder im günstigen Falle des Ausbleibens Niembsch einer längeren Erholungsruhe genießen lassen zu können. Aber schon eine Stunde vor Regensburg begann der Kranke unruhig zu werden, und den gegenübersitzenden Wärter bisweilen zu schlagen. Zu Regensburg traten wir im Gasthofe am Dampfschiff-Landungsplatze ab, und wir brachten den Leidenden in das abgelegenste Zimmer des ersten Stockwerks. Er bedurfte gereinigt zu werden. Als der Wärter ihn abwusch, fing er am ganzen Leibe heftig zu zittern an und rief entsetzt: „Ich versinke im Meer." Nur mit Mühe konnte ich, der ihn fest umschlungen hielt, ihn beschwichtigen. Darauf brachten wir ihn rasch zu Bette. Er verhielt sich nun ruhig und schien einschlafen zu wollen. Ich benützte die Pause zur Schlichtung zweier Geschäfte. Gerade unter unserem Zimmer war die Dampfschifffahrt-Amtsstube, wohin ich eilte, um den Schiffspavillon, das Zimmerchen unterm Verdeck vorne am Schiffsschnabel für morgen zu miethen; dann ging ich auf das königliche Hauptpostamt in die Stadt, um wegen Rückführung unseres Wagens über Ulm nach Stuttgart zu verhandeln, was einige Zeit wegnahm und doch fruchtlos blieb, weil es, wie es hieß, durchaus gegen die bayerische Postordnung wäre. Späterhin tröstete mich ein Jemand, ich möchte den Wagen nur bei ihm in Regensburg lassen, er werde ihn bald zu Schiffe nach Ulm bringen lassen, was nur wenig kostete, etwa 3—4 fl. R. W. Leider fiel aber die Sache ganz anders aus. Der Wagen kam erst gegen Ende Mai nach Ulm, und anstatt 4 fl. rechnete man jedoch das Zwanzigfache, nämlich volle achtzig Gulden an. Es ist immerhin traurig, daß sogar eines so allgemein Verehrten Unglück offenbar ausgebeutet zu werden vermochte. Von Ulm nach Stuttgart wurde dagegen der Wagen ohne geringste Anrechnung durch die württembergischen Posthalter zurückbefördert. So bewies sich Württemberg auch hier als zweites Vaterland Lenau's. Vorzüglichen und vielfachen Dank glaube ich dafür dem königlichen Ober-Poststallmeister Megerlin in Stuttgart zu schulden, welcher sich der Lenau'schen Reise überhaupt durch Rath und That warm annahm.

Als ich ins Gasthaus zurückkam, war oben der Sturm schon ausgebrochen. Niembsch war in eine große Aufregung verfallen, hatte Stühle zerschlagen, und der Wärter hatte ihm mit Hülfe des Hausknechts die

mitgenommene Zwangsjacke anlegen müſſen. Der Schiffskapitän im Zimmer unterhalb, vom Geſchrei des Tobenden erſchreckt, hatte Einſprache gegen deſſelben morgige Mitnahme erhoben, ungeachtet die Fahrtgebühren bereits berichtigt worden waren. Nur durch perſönliche gütige Verwendung des Dampfſchiff-Amtsdirektors, Herrn Grafen Reigersberg, unmittelbar beim Herrn Regierungspräſidenten ſelbſt ward dieſelbe auf unſere Verſicherung hin, daß bis zur Abfahrt des Schiffes ohne Zweifel der Ausbruch vorüber und die Ruhe der Abſpannung eingetreten ſeyn würde, neuerdings zugeſtanden. Aber der Anfall war dießmal unter den ungewöhnlichen Umſtänden auch ein ungewöhnlich langer. Der Unglückliche, im Bette regungslos liegend, ſchrie aus voller Lunge jetzt (der nebenwohnende Reiſende mußte darob ſein Zimmer verlaſſen, für welches ich gern die Miethe zu leiſten mich erklärte), dann weinte und wimmerte er herzbrechend, dann wieder ging er in ſchallendes, ausgelaſſenes Gelächter über, ſodann ſtieß er im entſetzlichen Rauſche des thieriſchen Blutfiebers wilde Gotteslästerungen und garſtige Zoten aus. So ging's fort und fort in beſtändigem Kreislaufe herum.

Der Wächter war gegen Mitternacht eingeſchlafen; ich ſchloß kein Auge. Was war jetzt zu thun? Etwa einen Arzt rufen und eine Heilung beginnen laſſen, wie der Gaſtwirth angerathen? Raſerei iſt kein leichtes Stäubchen, ſo der Arzt mit Einem Hauche von der flachen Hand wegzublaſen vermag. Was für den Augenblick anwendbar war, hatte ohnehin der wohlunterrichtete, erfahrene Wärter mitbekommen und in der That auch ſchon angewandt. Andererſeits wollte und durfte ich den Kranken nicht zu Schiffe bringen, wenn er bis 3 Uhr Morgens, da ſolches bedingtermaßen noch vor Tagesanbruch geſchehen ſollte, nicht ſchon ausgetobt haben würde. Unterblieb aber die Abfahrt heute, ſo fuhr das nächſte Schiff erſt am dritten Tage, und es war überdieß noch der „Ludwig" ohne Sondergemach, und daher ganz unbrauchbar für uns; wir hätten alſo ſogar noch zwei Tage länger auf die Stadt Regensburg zuwarten müſſen. Ich ging darum beſtändig mit mir zu Rathe, wie alsdann die beſchwerliche und gefährliche Reiſe zu Lande fortzuſetzen wäre? Da ſchlug's ſchon Dreiviertel auf 3 Uhr, und ſiehe da, plötzlich ward der Kranke ſtill und ſchlief ein. Seine Kraft war erſchöpft. Jetzt ſtand mein Entſchluß raſch

fest. Nach einigen Minuten weckte ich den Wärter, wir kleideten den Leidenden an, obschon er wieder etwas heftig ward, und mit Hand und Fuß zappelnd sich sträubte, und führten den sich immer Zurücklehnenden ins Schiffs-Unterkämmerchen, dessen Bett ihn aufnahm, worin er dann bald sich ziemlich beruhigte.

Die Fahrt nach Linz lief glücklich ab. Er schlief zum Theil oder verharrte doch still, so daß man oben gar nicht merken mochte, es wäre ein Tobsüchtiger im Schiffe. Nur einmal, ich glaube bei Deggendorf, richtete Niembsch sich auf und blickte durch die runden Schiffsfensterchen in die vorüberfliegende schöne Gegend hinaus. Als ihm da aus weiter Ferne die blauen Berge des bayerischen Waldes entgegentraten, rief er freudig: „Hochgebirg? — Wirklich? — — Eine Wiese? — Eine grüne Wiese! — Niems (so nannte er gewöhnlich seinen Namen in der Krankheit) hüpft darauf. — Das ist eine Eiche, hohe Eiche." Er lehrte sich gleichsam selbst die entfremdeten Gegenstände wieder kennen. In einer nahen Au des Ufers weideten Kühe; da rief er entzückt: „Hirsche! Schöne Hirsche!" Gleich darauf aber stöhnte er entsetzt: „Dort tragen sie eine Leiche." Wir mußten nur schnell die Vorhänge zuziehen, ihn sanft niederdrücken und beschwichtigen. In Linz brachte uns der Wagen des Wirthes „zur goldenen Kanone" in sein für uns gastfreundliches Haus, wo wir alle trefflich übernachteten. Auch Niembsch schlief überaus köstlich. Welch ein willkommener Abstich gegen die vorige Nacht!

Dem bayerischen, uns zuerst feindlichen, dann aber freundlichen Schiffskapitän, welcher sehr gefällig sein eigenes Bett zwischen Regensburg und Linz Niembsch zur Benützung überlassen hatte, verehrte ich dafür zum Angedenken jenes Exemplar von Faust, das Niembsch zu Winnenthal selbst gebraucht.

Die Fahrt endlich von Linz nach Wien verlief am Samstag den 15. Mai 1847 ebenfalls ohne allen Anstand. Wir hatten ein Gemach auf dem Verdeck inne, worin Niembsch nur durch dünne Bretter von der übrigen zahlreichen Gesellschaft getrennt war, und gleichwohl hatte kein Ununterrichteter auch nur eine Ahnung von seiner Gegenwart, so sehr ruhig verhielt er sich. Im Ganzen war also unsere gewagte Reise eine recht glückliche. Ich erinnere mich ihrer als der vielleicht wichtigsten

Handlung meines ganzen Lebens mit Befriedigung und Stolz. Ja, stolz bin ich darauf, dem geliebten Oesterreich seinen größten Neudichter heimgebracht zu haben.

So stieg denn vom Dampfschiffe Sophie am Sophientage, dem Namenstage seiner geliebtesten Freundin, Nachmittags um 4 Uhr zu Nußdorf der Langverbannte, ein geistiger Odysseus, aus kaum erkannte, heimische Ufer, von seiner abwärtsstehenden, durch ihre Töchter von ihm fast nicht zurückzuhaltenden, treuen Schwester Therese mit rinnenden Zähren bewillkommt, und eine halbe Stunde darauf war er nun denn doch dort, wohin er früher einmal durchaus nicht gewollt, in der Irrenanstalt seines Freundes Görgen zu Oberdöbling. Vor Jahren war er nämlich einmal mit diesem dahin gefahren, wollte aber mit ihm, trotz dessen Einladung, nicht ins Haus. „Nein, nein, durchaus nicht!“ sprach er kopfschüttelnd, „Ihr kriegt mich vielleicht ohnedieß einst noch früh genug hinein!“

Ueber den Aufenthalt Lenau's in Döbling habe ich von den Besuchen her, die ich ihm dort, gewöhnlich in jeder Woche einen, abstattete, einige Aufschreibungen, wovon ich das Wesentlichere mittheilen will.

Sein Winnenthaler Wärter, der wackere Sachsenheimer, entschloß sich schon nach einigen Tagen wieder heimzukehren. In Döbling ist es Hausordnung, daß ein Kranker nicht einen eigenen ausschließlichen Wärter bekomme, sondern es sind dieser ziemlich viele, die in der Regel täglich wechseln, so daß jeder Kranke Tag für Tag von einem andern Wärter bedient wird, bis er nach Verlauf einer Woche immer den ersten Wärter wiedererhält. Hierein hätte sich Sachsenheimer, der nur allein immer gerne um Niembsch geblieben wäre, nur schwer finden können. Und darum schied er lieber gleich. Kurator Bach gab ihm aus den Lenauischen Freundschaftsgeldern zu seiner vollen Zufriedenheit ein ansehnliches Geschenk, wovon er nur einen geringen Theil auf seine Heimreise verwendet haben dürfte. Am 30. Mai Morgens war er schon wieder in Winnenthal, wo ihm Hofrath Zeller sogleich eine Stelle bei einem unlängst angelangten russischen Baron bot, der ihn und den er bald recht lieb gewann. Aber ein Niembsch war das doch nicht!

Sachsenheimer wurde später vom Direktor der Irrenanstalt zu Sankt Pirnimsberg im Kanton St. Gallen in der Schweiz, Dr. Ellinger, dem

ehemaligen Hülfsarzt zu Winnenthal, als Oberwärter dorthin berufen, wo er sich wohl noch befindet.

Niembsch wurde anfangs zu Döbling von mehreren seiner Freunde besucht. Zum Theil schien er sie zu erkennen, zum Theil auch nicht. Sonderbar ist, daß er beim Anblick seiner Freunde Ludwig und Moritz v. Dürfeld, mit denen er doch, besonders mit dem ersten, sehr vertraut gewesen war, ganz unempfindlich und stumm blieb; dagegen aber, als er zugleich den dritten Dürfeld, einen Jägerofficier, mit dem er nur selten zusammen gewesen, erblickte, alsbald — obschon derselbe bürgerliche Kleider trug — ausrief: „Ah, der Jäger!"

Als man ihm in den ersteren Tagen erzählte: „Erzherzog Karl wäre gestorben," sprach er: „Erzherzog Karl stirbt nicht!"

Einige Zeit nach seiner Ankunft wurden Besprechungen über seinen Zustand gehalten, die erste in Döbling am 15. Juni von den Aerzten Freiherrn v. Feuchtersleben, Roman Seligmann, Ludwig Rigler und Görgen, im Beisein des Kurators Dr. Bach, des Dichters Frankl, des Tonsetzers Dessauer und endlich meiner; die zweite sodann in Wien am 5. Juli bei Bach, ohne Görgen, der damals krank darniederlag. Ueber diese letztere Berathung las man in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 19. Juli 1847, Z. 200.

♀ Oesterreich. Wien, 15. Juli. Die große Theilnahme, die das traurige Geschick des unglücklichen Dichters Lenau in der Brust jedes gebildeten Deutschen weckt, und die liebevolle Aufmerksamkeit, die Ihr Blatt ihm fortgesetzt widmet, veranlaßt mich, Ihnen ein Näheres mitzutheilen, wie es aus der vor einigen Tagen stattgehabten ärztlichen Berathung hervorgeht. Der Kurator des Kranken, Herr Dr. Alexander Bach, vereinigte die renommirtesten Aerzte unserer Residenz, den k. k. Regierungsrath und Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers, Seeburger, den Dekan der medicinischen Fakultät, Dr. Freiherrn v. Feuchtersleben, den Docenten der Geschichte der Medicin, Dr. R. Seligmann, den kaiserlichen Rath und Professor Dr. Schroff, den kaiserlichen Feldarzt Dr. Rigler, zu einem Consilium, das an dem Kranken in überwiegender Diagnose ein organisches Gehirnleiden erkannte, welches nach jetzt zum erstenmal, wohl auch nur in Wien, wo Lenau den größten Theil seines Lebens zubrachte,

möglichen, genau zusammengestellten Berichten, die Zeichen eines körperlichen Leidens bedeutend früher auftreten läßt, bevor eine psychische Alteration sich bemerkbar machte, und bevor verschiedene innere und äußere Einflüsse hinzukamen, denen man eine so traurige Wirkung beimessen muß. Die Prognose der Aerzte lautet höchst traurig, und die Therapie beschränkt sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig einwirkenden Methode. Das Verhalten des Kranken ist ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselt mit tiefer Versunkenheit ab. Musik, wiewohl er selbst die ihm mitgetheilte Violine und Guitarre abweist, übt einen sichtlich wohlthätigen Einfluß auf ihn, und man kann ihn da singend einfallen hören; wenn sie stürmisch wird, sagt er wohl auch: „Nur leise!“ Sein Aussehen ist kräftig vegetirend; reinlich gekleidet, mit einer dampfenden Cigarre empfängt er gern Besuche von Freunden in dem schönen Garten der Anstalt des Dr. Görgen in Döbling, das nur eine Viertelstunde von Wien entfernt und heiter gelegen ist. Die Freunde, die ihn häufig besuchen, sind nicht immer sicher, daß er sie erkennt, vorzüglich, wenn er, wie an manchen Tagen, nur unartikulirte Laute ausstößt.

Auf dem Heimwege von der ersten Berathung hatte mir mein Vetter, der kaiserliche Oberfeldarzt und damals Chefarzt des Wiener Militärspitals, Ludwig Rigler, erzählt, daß er früher in einer von ihm errichteten und geleiteten Kaltwasser-Heilanstalt bei Innsbruck in Tyrol auch Irrsinnige recht glücklich mit kalten Sturzbädern behandelt habe, und beigefügt auf mein Befragen, daß solche möglicherweise auch noch bei Niembsch von Erfolg seyn könnten. Ich machte daher dießfalls eine Anregung bei der zweiten Berathung mit dem Erachten, daß, da Niembsch ohnedieß schon verloren gegeben würde, man immerhin auch noch dieß äußerste Mittel zu versuchen wagen sollte. Allein alle Stimmen der übrigen Herrn Kunstmänner vereinigten sich dahin, daß man bei dem überaus wasserscheuen, kaum mit einem feuchten Schwamme berührbaren Kranken dadurch leicht die gewaltigsten Aufregungen, ja seinen augenblicklichen Tod veranlassen könnte, weßhalb sie sich entschieden dagegen aussprechen müßten. Da auch der Herr Kurator dieser Ansicht beipflichtete, mußte ich selbstverständlich von meinem Antrage abstehen. Dieß strenge Mittel hätte auch,

wie ich nunmehr glaube, bei der schon so weit vorgeschrittenen Krankheit höchst wahrscheinlich nicht gefruchtet, und der arme Niembsch ist durch dessen Unterlassung wohl nur noch größeren Aufregungen und Schmerzen entgangen.

Er bewohnte zwei hübsche, gemalte und getäfelte Zimmer im ersten Stockwerke, zunächst an der Hauptstiege rechts, mit der Aussicht in die Berge nach West und Nord.

Am 6. Juli 1847 Abends ging ich mit ihm auf dieser Stiege, deren Geländer mit Büsten von Weltweisen, Dichtern und Aerzten von Schaller schön verziert ist, in den Billardsaal des zweiten Stockes hinauf. Einmal, wie Frankl S. 124 berichtet, machte ihn Görgens Mutter auf diese Büsten aufmerksam: „Sehen Sie, Herr v. Niembsch, dieß ist der Dichter Homer!" „„Ah, Homer! Niembsch ist auch ein großer Dichter."" „Dieß ist Platos Büste" — „„der die dumme Liebe erfunden hat!"" ergänzte er mit schallendem Gelächter. Oben im Billardsaal, der nach Osten und Süden sieht, erfreute sich heute Niembsch des Anblicks der prächtigen Gegend und zumal des aus dem weitergossenen Häusermeere Wiens hochaufragenden, eisenschwarzen Stephansthurms, den er sogleich bei Namen nannte. Die fernen ansehnlichen Gebirge jenseits mit dem langgestreckten Anninger bei Mödling hieß er: „Hochstein," und er sah sie zusehens wachsen und wachsen, gar ungemein. „Das ist Gott!" rief er staunend aus. Dessauer kam und wir gingen wieder hinunter mit Niembsch, in dessen erstem Zimmer ein Flügel stand. Meister Dessauer begann zu spielen darauf, Niembsch aber alsbald so lebhaft dazu zu singen, daß jener rasch aufhören mußte, um ihn nicht allzusehr in Feuer und Flammen zu bringen.

Seine Schwester Therese hatte sich für die Monate Mai bis Juli nicht einmal nach ihrem etwas entlegenen Sommersitze in Weidling, sondern in das nächste Ort bei Döbling, nach Heiligenstatt gezogen, um nur ihrem Bruder nahe zu seyn und ihn öfter besuchen zu können. Als dieß das erstemal geschah, betrachtete er sie sehr lange und freundlich, zuletzt aber kamen über ihre Thränen, die sie nicht zurückzuhalten vermochte, auch ihm Thränen in die Augen. Auch an den in seiner mehr als drittehalbjährigen Abwesenheit weiblich herangewachsenen jungen Nichten schien er Wohlgefallen zu finden.

Sophie erſchien fleißig alle vierzehn Tage, obwohl Görgen vorläufig nur Einſicht, nicht Eintritt zu Niembſch geſtattete. Sie durfte bloß durch die Spalte der nicht ganz geſchloſſenen Thür ihn ſehen. Späterhin aber trat ſie immer ein. Nur das erſtemal regte ihn ihr Anblick auf. Auersperg, welcher regelmäßig, ſo oft er nach Wien kam, bei dem kranken Freunde einzuſprechen pflegte, that dieß auch im Auguſt 1847 auf ſeiner Heimreiſe von Helgoland, ihm Gruß von Häring in Berlin bringend, was ihn erfreute. Niembſch war ziemlich wohl und lud ſeinen Freund zum Sitzen ein; mir aber bot er am 15. Auguſt, was er früher in Döbling noch nie gethan, die Lippe zum Kuſſe, als ich bei ihm eintrat. Hierauf gingen wir in den Garten, wo er ſich in mich einhing. Ich ſprach von Auerspergs neulichem Beſuche bei ihm. Da frug er mich lebhaft: „Iſt ſein Sohn bei ihm? Was lehrt er ihn denn?“ Da ich ihm keine Auskunft wußte, ſetzte er noch dringender hinzu: „Ich möchte dieß wiſſen, es intereſſirt mich;“ worauf ich Erkundigung einzuziehen verſprach.

Am 19. Auguſt fand ich ihn traurig und ſtill. Er ſaß im erſten Zimmer gleich an der Thür und lächelte mich ſanft an.

Hierauf begehrte er den Schlüſſel zum Flügel und Noten. Er ſuchte nun Accorde zuſammen, nicht immer harmoniſche, mit der linken Hand ſtets zuerſt, als der ungeſchickteren, die ſchwieriger ſich zurechtfänden. Glaubte er ſie endlich beiſammen zu haben, ſo wiederholte er ſie mehrmal, mit aufgezogenen Brauen, aber ohne in die Blätter zu blicken, und wichtig, jedoch ſanft rufend: „Das iſt ſchön!“ Dann blätterte er um und ſuchte wieder nach neuen Griffen, lange das liebliche, harmloſe Spiel fortſetzend, bis er zuletzt, ohne auch nur ein einzigesmal heftig angeſchlagen, oder, wie ſonſt gewöhnlich, darein geſungen zu haben, den Flügel wieder ſchließen ließ.

Am 7. September 1847 war er merkwürdig beſonnen und redſelig. Er empfing Beneſch überaus freundlich und mit „guten Morgen“ und lud ihn zum Sitzen ein. Darauf ſprach er:

„Heut' möcht' ich in die Stadt.“

„„Zu wem?““

„Zu meiner Schweſter.“

„„Warum denn?““

„Ich muß ihr ja danken.“

„„Wofür?““

„Weil sie mir Zwieback gebracht.“

„„Schade nur, daß es eben heute so stark regnet.““

„So?“

„„Sehen Sie nur selbst! Es schüttet ja ordentlich.““

„So muß man es sehn lassen. Aber haben Sie nichts zu lesen?“

„„Was wünschten Sie wohl?““

„Was immer! Geschichtliches.“

„„Vielleicht mit Bildern?““

„Wie immer! Aber nur bald!“

Ein so gesundes und langes Gespräch hat Niembsch zu Döbling weder früher noch später mehr gehalten. Benesch ging, verfügte sich aber noch zu einigen leidenden Frauen. Bald erreichte ihn dort ein Bote von Niembsch und mahnte ihn um die Bücher. Benesch brachte ihm nun unverzüglich das Weltpanorama mit Bildern. Allein die gute Zeit war vorüber und mit ihr die Leselust. Er besah zwar etwas die Bilder, legte jedoch das Buch bald hinweg.

Eine oft viertelstundenlange Unterhaltung war für Niembsch, daß er den Tisch vorne mit beiden Händen sehr sacht emporhob, bis derselbe auf den Hinterfüßen in der Schwebe zum Umschnappen sich befand, worauf er ihn eben so behutsam und unhörbar leise wieder niederließ und das Kunststück von neuem begann. Auch die Möbeln im Zimmer rastlos umherzurücken, machte ihm oft viel Zeitvertreib.

Anfangs Oktober 1847 sagte Niembsch, als er wieder zu speisen beginnen sollte, zu Benesch: „Aber heut' eff' ich das letztemal. Das ist schon so fade!“

Am 17. Oktober. Niembsch gefiel es heute wieder am Ruhebett zu schieben und zu heben. Ueber eine Weile faßte er den Lederpolster desselben sehr zart an den Enden mit beiden Händen und erhob ihn höchst feierlich langsam mit ausgestreckten Armen bis über die Stirne, worauf er ihn so sacht, daß es kaum bemerkbar war, wieder auf den Tisch niedersenkte, die Hände leise davon abzog und dieselben einigemal wie schwebend hin und her bewegte, während er wohltönend säuselnd athmete. Es war ein heiliger

Wahnſinn, der da Nichtiges als wie Wichtiges betrieb. Der Dichter des Savonarola las wieder einmal Meſſe, wie er einſt als ſproſſender Knabe in Ungarn gethan.

Später ſaß er mir dann gegenüber, mit dem Rücken gegen das Fenſter, in ſeinem eigenen Schatten, geſunkenen Hauptes, bewegungslos, grabſtill. So mochte voreinſt Hiob, über ſein Elend brütend, geſeſſen haben.

Am 24. Oktober 1847 hob er mit ſeiner vollen Baßſtimme — mir däuchte ſeine Stimme ſey in geſunden Tagen viel weniger tief geweſen — kräftig zu ſingen an. Dabei ſchnappte ſie ihm aber einmal unabſichtlich in die Fiſtel über, ſo daß es an Alpengejodel mahnte. Und richtig ward auch bei ihm ſogleich die Erinnerung an ſeine vielgeliebten Alpen lebhaft rege. Er jodelte nun, ſo gut es ging, vorſätzlich friſch drauf los, ſtets lauter und lauter, wozu er ſich eine Weile auf die Zehenſpitzen erhob, dann aber ſich raſch auf die Bank niederließ, den Kopf beinahe zwiſchen die Füße niederſteckte und dabei aus vollem Herzen hell aufjauchzte, zugleich mit beiden Füßen wie ein Steirertänzer ſtampfend und ſtrampfend.

Wenn Niembſch der Enkelin der Frau Görgen, ihrer Tochter Töchterlein, begegnete, war er immer ſehr freundlich gegen dieſelbe. So hätte er auch noch im Wahnſinn Kinder gern, wornach ihn immer ſo ſehr verlangte. Merkwürdig iſt, daß die alte Frau der Großmutter Lenau's, der Oberſtin Niembſch, auffallend ähnelte, und zwar nicht nur an Geſicht, Geſtalt, Haltung, Alter, ſondern auch ſogar in Umgangsweiſe, Ausdruck, ſelbſt Tracht, vielleicht auch in Geſinnung und Denkungsart. Mir ſind keine ſo gleichen Menſchen jemals vorgekommen. So wollte gleichſam, die lebend um ihn oft ſo heiß gekämpft, auch in ihrem Tode noch ihn beſitzen.

Am 19. November 1847 erzählte mir ein Wärter, Niembſch habe ihm im Sommer einmal beim Luſtwandel im Garten auf die Frage: „Wiſſen Sie, daß Sie der Herr v. Niembſch ſind, der Große?“ geantwortet: „„O, Niems iſt jetzt klein geworden!““

Der „Wiener Humoriſt,“ Z. 306 von 1847, theilte mit: „Der unglückliche Lenau hat kürzlich gegen eine ihn beſuchende Dame eine Aeußerung vorgebracht, welche wie ein ſchimmernder Strahl des niedergedrückten poetiſchen Genius aus der Geiſtesumnachtung des Dichters aufblitzte. Lenau ſagte nämlich zu der Dame: „Ach, wie Sie ſchön ſind!“ „„Was fällt

Ihnen ein, lieber Lenau! Ich bin ja alt und gar nicht schön!“ Darauf erwiederte Lenau: „Man muß Sie nur sehen, wie ich Sie sehe, mit den Augen des Herzens!“

Der Wiener Märzjubel schlug vergeblich an Lenau's Ohr, und er, der da sang:

„Nicht läßt der Sonnenaufgang sich verhängen
Mit Purpurmänteln und mit schwarzen Kutten.“
(Die Albigenser. Schlußgesang.)

war mit offenen Augen blind für die Sonne der Freiheit, als sie, die lange von ihm schon vorherverkündete, endlich doch emporbrach.

Auerbach berichtet: „Als Lenau noch in Winnenthal war, glaubte ich zu seiner Heilung mehr als ein Anderer mitwirken zu können, und erbot mich dazu; es konnte mir nicht gewährt werden, und als ich in Wien war, sah ich ihn nicht wieder. Hatte mir ja Anastasius Grün erzählt, daß er ihm im März 1848 zugerufen: „Wir sind frei!“ und er gab kein Zeichen des Verständnisses.“ — Hier obwaltet insofern eine Verwechslung, als nicht Grün selbst, sondern Bauernfeld solchen Entzauberungsruf versuchte. Ersterer hatte gegen Auerbach dieses Versuchs nur im Allgemeinen als geschehen erwähnt.

Ein sehr schönes Gedicht richtete damals Seidl an Lenau, worin er vor diesem ausruft:

Nein, du bist nicht zu retten:
Die Ketten fallen nicht von deinem Sinn
Beim Schall von eines Volks gesprengten Ketten!
(Album österr. Dichter, S. 367.)

Es war nun die Zeit gekommen, wo Oesterreich seinen ersten Dichter, den bisher kaum geduldeten, nur verstohlen verehrten, endlich einmal öffentlich feiern und bekrönen hätte können; aber er war zu groß für die vergängliche Flitterkrone aus irdnen Händen und die ewigen Götter wälzten die undurchdringliche heilige Nacht des Wahnsinns um ihn herum, gleichwie sie schon früher einmal seinen Geistes- und Leidensbruder, den unsterblichen Tasso, der irdischen Krönung durch die Nacht des Todes entzogen.

Um diese Zeit übergab ich Seidl auf seine Bitte um einen Beitrag von Lenau für das Taschenbuch: „Aurora,“ dessen silberne Hochzeit mit

dem Jahrgange 1849 gefeiert werden sollte, desselben letztes, so schönes Gedicht: „Blick in den Strom.“ Da die Zeitereignisse das Erscheinen der „Aurora“ für 1849 verhinderten, so ist jenes Gedicht erst im Jahrgange 1850 zu finden. Seidls Taschenbuch Aurora, welches für 1828 am allererstem ein Gedicht von Lenau gebracht hatte, ist also, gleichwie es dessen Wiege war, so auch sein Sarg.

Den 10. April 1848, Nachmittags, war ich mit meiner Frau und meiner ältesten Tochter bei Niembsch. Er betrachtete insbesondere seine Nichte äußerst aufmerksam, mit wichtiger Miene nickend, und sogar einmal murmelnd: „Gut!“ Seine Schwester hatte ihm viel Mandelgebäck mitgebracht, das ihm weiblich schmeckte. Als er gewahrte, Benesch hielte ein Stück davon noch in der Hand, schlug er sich selbst sanft auf den Mund, um anzudeuten, daß er auch dieß noch essen wollte. Wie er damit auch fertig war, nahm er Benesch die Papierhülle aus der Hand, aber sie war schon leer, und zornig darob, knitterte er dieselbe zusammen, ward im Gesicht krebsroth und dräute der armen Nichte, die ihm das unzulängliche Geschenk überreicht, so daß sie zitternd mit der Mutter sich eiligst ins Nebenzimmer zurückzog. Nach einiger Zeit kehrten die Flüchtigen wieder. Nun forderte Benesch ihn auf, im Zimmer ein bischen umherzugehen. Er erhob sich zwar von seiner Rohrbank, aber nur um sich sogleich wieder auf einem unfernen weichüberpolsterten Stuhl niederzulassen. Und alsbald begann er hierauf wie der blutdürstigste Wütherich die entsetzlichsten Fratzen zu schneiden. Er versuchte einmal wieder seine alte Kunst der Gesichtsverzerrung, wie als Knabe schon in Pesth, und womit er einst als Mann die Magd meiner Mutter so in Schrecken gejagt, daß sie für verrückt ihn ausschrie (September 1834). Da sagte lächelnd seine Schwester zu ihm: „Aber, Franzi, du mußt uns ja nicht so stark erschrecken!“ und wie eine Bombe birst, platzte er plötzlich in Gelächter darüber aus. Hierauf geschah es noch einigemal, daß er zu frischen Fratzen sich anzustrengen versuchte, aber immer — was äußerst bewußt und wohlbedachtsam, dabei auch sehr schelmisch ließ — konnte er vor überwältigendem Lachen nicht dazu mehr kommen, und wir lachten stets dann auch, allem Elende zum Trutz, getreulich mit. Es war ein gelebtes Shakespeare'sches Spaßtrauerspiel.

Der wilde Geſchützdonner über Wien im Oktober 1848 behelligte Niembſch ebenſo wenig, als es der Märzjubel gethan, ſo dumpf war der Welt ſchon ſein Ohr. Einmal verirrte ſich eine Kanonenkugel von den nahen Linienwällen Wiens ſogar in den Inſtitutsgarten.

Die Wiener Buchhandlung Pfautſch und Voß beabſichtigte ein „Album öſterreichiſcher Dichter" herauszugeben, beſtehend in einer Auswahl von deren Gedichten mit einer kurzen Lebensbeſchreibung und einem treuen Abbilde derſelben. Lenau ſollte den Reigen eröffnen und ich ward darum erſucht, ſeinen Lebensabriß zu liefern und ein Bildniß von ihm dem Stahlſtecher zu verſchaffen. Der erſten Aufgabe genügte ich bis Hornung 1849, dem Stahlſtecher Kotterba aber lieh auf meine Verwendung Lenau's Freundin Sophie ein Bildniß von ihm, das vor Jahren einer ſeiner Freunde, Ritter von Frank, gemalt. Als der Stich beinahe ſchon fertig war, verfügte ſich der Künſtler mit mir nach Döbling, um ſein Werk mit dem lebenden, aber freilich ſchon ſehr veränderten und entſtellten Urbilde zu vergleichen. Er änderte darnach noch Einiges. Niembſch ſieht mir in demſelben ein wenig zu unſchwunghaft und ſäuerlich darein. Ich gebe ſeinem Bildniſſe, welches vor ſeinen bei Cotta aufgelegten Gedichten ſich befindet, den Vorzug.

Am 23. April 1849, Vormittags, war Dichter Frankl bei mir im Amte mit dem Vorſchlage, Lenau von Aigner malen zu laſſen, wornach dann Bildhauer Hirſchhäuter ein kleines Standbild fertigen wollte. Nachmittags theilte mir Beneſch in Döbling mit, Lenau's Freundin, welche Vormittags außen geweſen, habe ſich erboten, zu dieſem Zweck auch ein Lichtbild zur Benützung ſtellen zu wollen, das ſie von Niembſch aus dem Herbſtmond 1844 beſitze.

Frankl und Aigner waren miteinander zuerſt am 15. April bei Niembſch, dann wieder am 27. Den letzten Beſuch erzählte Aigner ſelbſt im Wanderer vom 24. Auguſt 1850, Z. 399:

Lenau's Portrait.

Aus meinem Skizzenbuch. Von J. M. Aigner.

Im Frühſommer voriges Jahr kam eines Tags der Dichter L. A. Frankl zu mir und ſtellte an mich das Erſuchen, mit ihm nach Döbling

in die Irrenanſtalt des Dr. Görgen zu gehen, um dort das Porträt des unglücklichen, geiſteskranken Dichters Lenau zu malen. Bereitwilligſt ſagte ich zu.

Den nächſten Tag begaben wir uns hinaus. Schon beim Eintritt in die Anſtalt überkam mich ein ganz eigenes, ängſtigendes Gefühl, erzeugt durch den Gedanken an das fürchterliche Loos der Bewohner dieſes Hauſes. Der uns empfangende, die Anſtalt beaufſichtigende Hausarzt, auf unſer Kommen ſchon vorbereitet, geleitete uns in das Zimmer, wo ſich Lenau befand.

Ein wahrhaft erſchütterndes Bild zeigte ſich uns. In einem braunen Lederſtuhl ſaß die gebrochene Geſtalt mit der kranken Seele, ein gelblich-bleiches Geſicht, langes, hinter die Ohren geſtrichenes Haar, voller Bart und ein Auge, ſo voll Leiden und ganz unbeſchreiblicher Wehmuth, begegnete fragend meinem Blick; auf die leiſe, freundlich gegebene Erklärung des Arztes, daß er jetzt gemalt werde, ſtieg ein die Seele mir zerſchneidendes Wimmern aus ſeiner Bruſt als Antwort auf. Aufmerkſam folgte er mit den Augen allen Vorbereitungen, die nöthig waren, bis er zum eigentlichen Sitzen kam. Endlich konnte ich beginnen, fieberhaft aufgeregt entwarf ich raſch mit Kreide auf Leinwand die Contur und fing zu malen an.

Zuſammengekauert, die Hände auf der Bruſt gefaltet, den Kopf geſenkt, begegnete der Strahl ſeines Blickes immer dem meinigen, ſo oft ich ihn anſah, aber regungslos ließ er mich gewähren, nur ſtieg in immer kürzeren Zwiſchenräumen der leiſe, tiefeinſchneidende, wehklagende Ton aus ſeiner Bruſt, der mich ſo ergriff, daß ich meiner kaum mehr mächtig war; langſam drängte ſich eine Thräne aus meinem Auge, und ſchmerzhaft folgte mir eine zweite, die mein Schauen verdunkelte; in demſelben Momente ſtößt der Kranke ein krächzendes Geſchrei aus, zitternd und mit grimmigen Blicken, und ſtreckte ſeine Zunge aus dem weit geöffneten Munde mir entgegen! — Ich war erſtarrt! Schnell ſtürzte der Wärter herein, ihn zu beruhigen, und mich nicht minder, indem man mir erklärte, das ſey bei ihm etwas ganz Gewöhnliches, und ſeit Monaten wäre er nicht ſo lange ununterbrochen ruhig geweſen.

Nach dieſem Vorfall war es mir unmöglich mehr etwas zu machen an dem Bilde, halbvollendet mußte ich es ſtehen laſſen, und wurde erſt

wieder ruhig, nachdem ich von dem verhängnißvollen Hause weit weg war.

Dieß Bild ist wohl getroffen. Niembsch hat darauf ein fast erzväterliches Ansehen und gemahnt mich viel an seinen edlen Großvater. Die Seelenlichter, die Augen mit ihren scheuen Blicken, nicht ganz in gegenseitigem Einverstand, verrathen allein, doch deutlich, den schweifenden Sinn. Frankl besitzt das erste Bildniß; ein zweites, eben auch von Aigners Hand, Thereſe.

Am 3. Oktober 1849 hatte Niembsch nach dem Essen lange wie tiefnachdenkend, stumm gesessen, sodann aber den Wärter, einen neuen, gar kläglich angeblickt, worauf er unter Seufzen und Schluchzen so heftig in Thränen ausbrach, daß sein Taschentuch, womit der Wärter ihm sie abtrocknete, wie eingetaucht naß ward. Wohl oft mußten ihm Vergangenheit und Gegenwart erdrückend auf dem Gehirne lasten. Als der Wärter, ein gewesener Krieger und ein harter Tschech, von mir hörte, der Arme leide nun schon so durch volle fünf Jahre, wünschte er ihm vom Grund der Seele den Tod. Niembsch mochte dieß wohl auch sich selbst oft thun, denn als am 12. Oktober Nachmittags, während ich bei ihm war, vom unfernen Döblinger Friedhofe absatzweise Posaunengesang herüberscholl, horchte er gespanntesten Ohrs auf.

Am 23. Oktober fand ich Niembsch nicht mehr in seinen beiden Gemächern zunächst rechts an der Hauptstiege im ersten Stocke; er war schon in ein Zimmer des ersten Stocks, zunächst an der zweiten oder Nebentreppe, gegenüber der Thür, welche diese abschließt, übersiedelt worden, weil in diesem Gemache, dessen Thür nicht in den Haupt-, sondern in einen kleinen Nebengang mündete, sein störendes Geschrei weniger gehört werden würde. Ueberdieß bekamen die Thüren darin in den Nebengang und in das Nachbargemach — jene eine Vor- und diese eine Verschallungsthür. Heute aber saß er ganz lautlos und unregsam.

Am 14. Hornung 1850 begleitete mich Thereſe. Sie fand ihn außerordentlich traurig verändert. Das magere, scharfe, gelbe Antlitz erschien ihr leichenhaft, zumal da er sich auch ganz starr und stumm verhielt. Wir blieben lang. Das Bild, das Thereſe heimtrug, war ein sehr trübes.

Am 18. Nach meinem Weggange begann er — wie der Wärter später erzählte — heftig zu weinen. Bei einem solchen Weinen soll er auch sein letztes Wort auf Erden gesprochen haben. Frankl erzählt S. 125: „Im Jahre 1849 wurde Nachts im Zimmer Lenau's ein heftiges Weinen gehört. Dr. Benesch eilte hinein, und auf vieles Fragen, was ihm denn fehle, antwortete er weinend: „Der arme Niembsch ist sehr unglücklich!" Es war dieß nach langer Dumpfheit ein überraschendes Aufflackern — ein Verlöschen. Diese Worte waren die letzten Lenau's auf Erden.

Wie wahr sang er:

„Du geleitest mich durch's Leben,
Sinnende Melancholie!
Mag mein Stern sich strahlend heben,
Mag er sinken — weichest nie!

(„An die Melancholie.")

Am 26. Hornung besuchte ihn Therese mit ihrer zweiten Tochter ohne mich. Er war davon so angeregt, daß er sichtbar, freilich vergeblich, Anstrengungen machte, etwas zu sagen. Dieß rührte seine Schwester dermaßen, daß sie laut weinen mußte. Auch schied sie von ihm sehr traurig.

Am 4. April 1850, als Therese mit ihren beiden ältesten Töchtern zum Besuche erschien, fand sie ihren Bruder nicht mehr im ersten Stockwerke, er war bereits am 2. April in ein ebenerdiges Zimmer überbracht worden. Als die Wärter ihn hinunter trugen, wobei deren verschlungene äußere Hände den Sitz, und die inneren die Rückenlehne für ihn bildeten, gefiel ihm diese Art lebendiger Lehnstuhl so baß, daß er darob wieder einmal weiblich zu lachen begann; aber bald stellte sich Husten bis zum Ersticken ein und er mußte zu lachen aufhören. Um jetzt zu ihm zu gelangen, mußte man aus dem langen Hausgang zu ebener Erde durch die erste Thür zunächst der großen Küche gegen den Garten zu, in ein kleines Vorgemach, worin der Wärter gewöhnlich war, und dann ins Zimmer daneben treten. Dieses ist nur gedielt und genießt wegen des höher liegenden Gartens, von dem es durch eine Rampe getrennt ist, keiner drei Schritte Aussicht, woran nun aber auch Niembsch nichts mehr gelegen seyn konnte. Uebrigens ist es wegen der Richtung gegen Morgen-Mittag doch trocken, auch hinlänglich geräumig und sehr still. Das kleine

Vorgemach gewährte den Vortheil, daß man Niembſch auf ein Weilchen dahinbringen konnte, um inzwiſchen ſein Wohnzimmer durch Eröffnung der beiden Fenſter zu lüften. Auch hat dieß Wohnzimmer das Gute, daß man darin wegen ſeiner Abgekehrtheit die bei uns häufigen und heftigen Weſtſtürme faſt gar nicht hört. Endlich konnte auch Niembſch daraus — und dieß wurde als Hauptzweck der abermaligen Ueberſiedlung bezeichnet — mit Vermeidung jeder Stiege leicht ins nahe Badegemach und in den Garten getragen werden.

Niembſch lag heut ganz ruhig. Thereſe küßte ihn, worüber ihm eine Thräne ins Auge ſtieg und dieß geröthet ward. Er erkannte ſie noch wohl und auch ſeine Nichten ſah er öfter freundlich an.

Am 16. Juli 1850 ging ich mit Bildhauer Hirſchhäuter nach Döbling, damit er Lenau wiederſehen und darnach etwa an deſſen in Thon faſt ſchon vollendetem Standbildchen noch einiges verändern könne. Er bemerkte an Lenau insbeſondere ganz gerade, ungewölbte Augenbrauen, zwei ſtarke ſenkrechte Stirnfalten oberhalb der Naſenwurzel und den Kopf oben wie abgeflächt und eckig. Die Statuette hat um ſo viel mehr Verdienſtliches, als der Meiſter den Dichter in ſeinen geſunden Tagen faſt nicht geſehen hatte. Nur die Wahl der Stellung — nach Frankls Wink und Rath ſtark voruntergebeugt und gebrochen, und hierdurch auch das Geſicht etwas ruhig, ſchlaff — will mir nicht ſo ganz zu Sinn. Mir däucht, der tiefe Denker ſtehe alſo gebeugt und blicke niederwärts; der hohe Dichter aber ſtehe ſtraff und ſchaue aufwärts. Ich ſehe daher in dieſem Abbild den tiefen Denker zwar — das war Niembſch ebenfalls — nicht aber ſo ſehr den kühnen, gewaltigen Sänger. Wir haben hier alſo eher Niembſch, denn Lenau vor uns.

Um dieſe Zeit war Niembſch ſchon ſehr übel, meiſtens lag er mit geſchloſſenen Augen, ſehr blaß und eingefallen. Gottlob, der langen unhebbaren Leiden Ende nahte!

Am 10. Auguſt 1850 brachte eine Morgenzeitung die Nachricht, Lenau läge auf dem Sterbebette. Ich eilte, als man mir dieß mittheilte, um 11 Uhr Vormittags aus meinem Amte nach Döbling. Niembſch war den Tag vorher mit der letzten Oelung verſehen worden, ohne daß man mich davon früher gehörig benachrichtigt hatte, daher ich zu meinem

Leidweſen nicht dabei zugegen war. Er ſoll den Geiſtlichen ſehr aufmerkſam angeſehen haben, und jeder ſeiner Bewegungen und Handlungen unverwandt mit den Augen gefolgt ſeyn. Man veranlaßte ſolches nicht ſo eben, weil er ſchon ſehr gefährlich geweſen wäre, ſondern aus Vorſicht, weil er möglicherweiſe denn doch einmal ſchnell erſticken könnte, indem er beim Huſten nichts mehr heraufbrachte. Ich fand Niembſch ſogar merklich beſſer, als vor drei Tagen, wo ich ihn zuletzt geſehen. Auch Arzt Beneſch (Görgen war eben zum Gebrauche der Bäder in Baden bei Wien) erachtete, Niembſch würde vielleicht noch wochenlang ausdauern, zum allermindeſten aber doch noch Eine Woche, daher mein bereits eingeleiteter ſechstägiger Geſundheitsausflug in den eben eintretenden amtlichen Staubferien nach Güns in Ungarn ſich unbedenklich unternehmen ließe. Ich ſchied alſo mit dem Entſchluſſe, längſtens am nächſten Samſtag den 17. Auguſt wieder zurück zu ſeyn, eilte ſogleich nach Wien, ſetzte mich in einen Eiſenbahnwagen und fuhr ab. Die Witterung begünſtigte mich, und die für mich neuen Gegenden, die ich beſuchte, waren herrlich, allein mich nagte beſtändig der Gedanke: wenn Niembſch in deiner Abweſenheit doch ſtürbe, das würdeſt du nie verſchmerzen können. Ich entſchied mich daher, auch meine nur kurze Reiſe noch zu kürzen, und Mittwoch am 14. Abends ſtand ich bereits wieder am Bette Lenau's, den ich Gottlob noch im alten Zuſtande antraf. Am 17. kam ich von Weidling, wo ich den Reſt meiner Ferien bei den Meinigen zubrachte, wieder nach Döbling. Keine weſentliche Veränderung, ſo daß es den Anſchein gewann, es könnte noch einige Zeit ſo fortwähren. Gleichwohl bat ich Beneſch, uns alle drei Tage briefliche Nachricht nach Weidling zu ſenden, unverzüglich jedoch einen eigenen Fußboten, wenn es ſich irgend bedenklich verſchlimmerte. Zweimal brächten uns Freunde, die von Wien über Döbling nach Weidling kamen, mündliche Kunde, es habe ſich gar nichts verändert, ſo noch Dienſtag den 20. Auguſt. Mittwoch den 21. ſaß ich um 1 Uhr Mittags, mit Schreibarbeit mich beſchäftigend, in der Gartenlaube, als mir meine erblaßte Frau nachfolgenden Brief dahinbrachte, womit ein von Beneſch um 11 Uhr abgeſchicktes Weib ſo eben ganz außer Athem und brennend vor Hitze angelangt war.

Oberdöbling, den 21. August 1850.
Vormittags 11 Uhr expedirt.

Euer Wohlgeboren!

Heute am früheſten Morgen übergab ich einen Brief der Poſt, mittels welches ich Dieſelben von der beim Herrn Schwager ſeit geſtern Abend eingetretenen Verſchlimmerung des Krankheitszuſtandes in Kenntniß ſetzte.

Da ich jedoch befürchte, daß Euer Wohlgeboren dieſes Schreiben erſt ſpät Abends erhalten dürften, und anderſeits der Zuſtand des Patienten von Stunde zu Stunde bedenklicher wird, ſo finde ich es gerathener, Dieſelben von der Lage des Herrn Schwagers ſo ſchnell wie möglich zu unterrichten.

Mit der ausgezeichnetſten Hochachtung E. W. ergebenſter Diener
Dr. Beneſch.

Ich und meine leichtfüßige zweite Tochter brachen alsbald übers Gebirg auf, die Frau mit den beiden andern erwachſenen Töchtern ſchickten ſich an, um das Kahlengebirg herum, die Donau entlang, nach Döbling nachzufahren. Um 3 Uhr ſtanden wir erſteren zwei ſchon an Lenau's Bett. Er athmete zwar ſchnell, aber war ſonſt ſchon wieder ziemlich ruhig. Es war ihm leichter als früher. Die Anderen kamen vor 4 Uhr nach. Er öffnete nur ſelten ein Auge und ſah wohl auch dann nicht der ihn Umringenden ſchmerzvolle Thränen. Da ging ein irrer Geiſtlicher, der die nächſte Stube bewohnte, durchs Gemäch, blieb ſtehen und ſprach zu den weinenden Weibern: „Weinen Sie doch nur nicht ſo! Er ſtirbt Ihnen nicht!“ Wahrhaftig, wohlweiſer Narr! Er ſtirbt uns nicht! So war denn das treffliche Wort Lenau's über den Erzhelden Karl ihm ſelbſt glücklich heimgezahlt worden von einem armen Irren, dem unbewußten Sprachrohre eines höheren Geiſtes!

Um 6 Uhr mußten den Schwerleidenden ſeine Schweſter und ſeine drei Nichten unter bitteren naſſen Scheideküſſen und unter frommen Kreuzbezeichnungen wieder verlaſſen. Ich begleitete ſie, nachdem ich Beneſch erklärt, daß ich wiederkommen und die Nacht in meines Schwagers Zimmer zubringen würde, bis in das nahe Heiligenſtatt zu Lenau's beiden Halbſchweſtern Mina und Marie, welche über Sommer dort wohnten, und

ihn noch bei einem Besuche vor ein paar Tagen zu ihrer Verwunderung besonnen aussehend gefunden hatten. Um halb 10 Uhr Nachts langte ich wieder in Döbling an. Niembsch hatte jetzt mehr Hitze und athmete viel schneller, viermal so schnell als ich. Er begann bald etwas zu röcheln. Als ich Benesch hierauf als bedenklich aufmerksam machte, meinte dieser: er thäte das öfter und es würde vorüber gehen. Mir war ein Bett im Zimmer bereitet worden, und ich legte mich endlich nieder. Diese Nacht war ein Seitenstück zu jener in Regensburg. Das Röcheln währte mehr, minder, die ganze Nacht hindurch. Etwas vor 6 Uhr früh ward es leiser und hörte bald gänzlich auf. „Die dumpfe Trommel hatte den Trauermarsch ausgeschlagen, das Herz stand still." („Robert und der Invalide.") Das Athmen ging nur mehr oberhalb der Brust vor sich und es bewegte ihm den Kopf gewaltsam links und rechts. Ich wußte — da ich eben ein Jahr vorher meinen geliebten Bruder Joseph hatte sterben sehen — daß jetzt der ernste Augenblick gekommen war. Ich schob meinen linken Arm sanft unter sein Haupt und beugte mich tief über ihn. Der Wärter war eben um Wasser fort und ich daher mit dem scheidenden theuren Bruder und Oesterreichs größtem, auf ewig verstummenden Dichter mutterseelenallein. Er riß noch einmal die Augen weit auf und sah mich mit dem vollsten, deutlichsten Bewußtseyn des ernsten, heiligen Augenblicks, und schon mit der ganzen hehren Ewigkeit darin, fest und lang an. Lenau's letzter Blick ist mein; er ist in mir und bleibt in mir, mein höchster Schatz. Ich beugte mich noch tiefer über ihn; seinen letzten Hauch genoß ich; von seiner fliehenden Seele trank ich. Die Augenlider sanken allmälig zu, er öffnete sie aber wieder zur Hälfte. Der Wärter trat ein. „Er stirbt," sprach ich. Der Wärter flog um Benesch fort. Als dieser erschien, war Lenau nicht mehr. Ich drückte ihm das rechte Auge zu, Benesch, auf der entgegengesetzten Seite stehend, das linke. Es war genau 6 Uhr früh am 22. August 1850, als der Herr ihn rief mit milder Stimme, am Tage des Donners, aber es lachte der allerreinste Himmel auf die Erde nieder. Lenau's Leidensnacht war vorüber.

Als ich nach Weidling kam, flutheten Thränen. Erst am 22. um 9 Uhr früh war dort der am vorigen Tag zu Döbling in aller Frühe auf die Post gegebene Brief angelangt.

Wenn Beneſch nicht, was ich ihm unendlich danke, jene Laufbotſchaft nachgeſandt hätte, ich wäre um den erhabenſten Blick, der mir in dieſem Leben wurde, um Lenau's Sterbeblick, wahrſcheinlich ärmer. Thereſe erinnerte ſich ſogleich an ihres Bruders Wort, während ſeiner letzten Anweſenheit zu Weidling gegen Ende Auguſt 1844, beim Vorübergange am ſchönen Friedhofe: „Gelt, Tertſchi, da liegt ſich's gut? Da werden vielleicht auch wir dereinſt ſtill neben einander liegen!“ Sie betrachtete dieſes Wort als ein ahnendes, weiſſageriſches, als einen unvorſätzlich entſchlüpften heiligen letzten Willen. Zudem wünſchte ſie ſein Grab ganz in der Nähe, ja eigentlich vor Augen zu haben, um es ihm immer mit Blumen ſchmücken und bekränzen zu können. Ich war mit Lenau's Beſtattung zu Weidling um ſo mehr einverſtanden, als dieſer ſonſt zu Döbling, wo der Friedhof ein Gaſſenwerk von Steingrabmälern iſt, ſich ganz verloren hätte, und Jedem, der deſſen Grab mit Hülfe des Todtengräbers endlich herausgefunden, würde dieſer emporgewieſen haben auf das nahebei herabblickende Görgen'ſche Haus und geſagt: „Sehen Sie da hinauf, dort ſtarb er als Narr!“ Im einſamen, lieblichen Weidling dagegen ſchläft nun der unglückliche, große Sänger. Und ſo erhielt denn Lenau, ich getraue mir es zu behaupten, das traulichſte Schlummerplätzchen weit und breit umher.

Freitag den 23. Auguſt war ich früh um 6 Uhr bereits zu Döbling. Zuerſt wollte Bildhauer Hirſchhäuter einen Schädelabguß von Gyps nehmen, als für Schädelforſcher wünſchenswerth. Es geſchah. Darauf öffnete Dr. Heinrich Meckel von Hemsbach aus Halle, in deſſen Geſchlecht die Zergliederungskunſt ſchon lange einheimiſch iſt, die Leiche in Gegenwart der Aerzte Roman, Seligmann, Ludwig Auguſt Frankl und des Hausarztes Beneſch. Den ausführlichen Unterſuchungsbefund enthält die Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung vom 31. Auguſt 1850, Z. 105 und auch Frankls Buch S. 137. Hier genügt die dort demſelben beigefügte Erörterung:

„Aus dem Sectionsbefunde im Vergleiche mit den Erſcheinungen im Leben iſt zunächſt zu ſchließen, daß keine bedeutende organiſche Veränderung vor der Geiſteskrankheit beſtand, welche als deren Urſache zu betrachten wäre.

„Im Gehirn fand ſich keine örtliche Veränderung, nicht die geringſte

Spur eines ehemaligen Bluterguſſes, keine Erweichung. Dagegen war das ganze Großhirn, gleichmäßig von anomaler zu weicher Conſiſtenz, in ſehr hohem Grade geſchwunden. Für den ſtarken Schwund des Gehirnes liegt kein ſpecielles anatomiſches Verhältniß vor, welches eine ſogenannte Erklärung der Geiſteskrankheit gäbe. Die mit gutem Grund von den Aerzten geſtellte Diagnoſe der Gehirnerweichung ward nicht beſtätigt; die früher vorübergehend eingetretene halbſeitige Geſichtslähmung[1] und ſpäter allmälig entſtandene dauernde Lähmung der Sprache, die krampfhafte Lähmung der Glieder erſcheint hier nur als Folge des aufgehobenen Einfluſſes eines allgemeinen krankhaften Gehirns auf relativ noch geſundes Rückenmark und Nerven. Als Urſache des Hirnſchwundes, der vermuthlich ſchon vor dem offenen Ausbruche der Symptome der Geiſteskrankheit begonnen hatte, läßt ſich bei dem Mangel erblicher Dispoſition in der Familie nur eine mit der ganzen Perſönlichkeit des Verſtorbenen zuſammenhängende Ueberreizung des Gehirns aufſtellen, wie ſie bei bedeutenden Männern, namentlich Melancholikern, häufig zu Geiſteskrankheit geführt hat. Die aufgeregte Phantaſie des Dichters, langes Nachtwachen, vieles Reiſen, bewirkte eine einſeitige Ueberreizung des Gehirns, die äußeren Verhältniſſe brachten Sorgen, und in noch jungen Jahren des Mannesalters trat ein Stillſtand in der gehörigen Ernährung des Gehirns ein, während der Körper noch relativ kräftig war. In der erſten Zeit dieſes Zuſtandes hätte ſich Erfolg anſprechen laſſen von einer wohlthätigen, ſorgenfreien Exiſtenz, mit Abhaltung aller Störungen, mit gleichmäßiger Uebung des Geiſtes und Körpers, wobei namentlich die geiſtige Thätigkeit zu ſchonen geweſen wäre, damit ſie ſich ſicherer kräftige. Mit dem Ausbruche der Symptome der Geiſteskrankheit war ein ſo bedeutendes Mißverhältniß zwiſchen Geiſtesthätigkeit und Körper eingetreten, daß die geregelte Ordnung einer Irrenanſtalt die einzige Hoffnung der Wiederherſtellung gab. Bei der beſten Behandlung zeigte ſich doch die Krankheit jetzt unheilbar. Arzneimittel und ſyſtematiſche Heilkuren waren erfolglos geweſen, weil der Ausbruch der Krankheit tief in der ganzen Perſönlichkeit begründet erſchien und nach einer einmal offenbar gewordenen krankhaften Conſequenz der

[1] Am 29. September 1844.

Melancholie eine Wiederherstellung des Lebensmuthes unmöglich war. Oertliche Behandlung des Kopfes mit kaltem Wasser war zum Theil für heilsam und wünschenswerth erklärt, unterblieb jedoch zum Theil wegen der entschiedenen Abneigung des Kranken; als Reizmittel hätte das kalte Wasser in früheren Zeiten dazu beitragen können, daß die Ernährung des Gehirns verbessert wurde; später würde es durch Entziehung von Wärme nur den Stoffwechsel im Gehirn verlangsamt, die Zunahme des Gehirnschwundes und Abnahme der Geistesthätigkeit befördert haben.

„Während in anderen Fällen der Gehirnschwund durch Selbstmord zum Tode führt,[1] bewirkte er hier das langsamere Erlöschen der Geistesfunktion, allmäligen Verlust der Herrschaft über den Körper, eine hülflose Lebensweise und langes Krankenlager."

Eine umfassende Anschauung über Lenau in ärztlich psychiatrischer Beziehung gab Dr. v. Meckel in der Allgemeinen Zeitung für Psychiatrie von Damerow, Flemming, Roller, 1850.

Laut des „Wanderers" vom 25. April 1851, Z. 192, dann laut Frankls Buch S. 134, ersuchte Graf Franz Thun, der Wissenschaft nicht minder als der Kunst mit Theilnahme zugewendet, von Prag her den Dichter Frankl um einen Schädelabguß von Niembsch für seine phrenologische Sammlung, wogegen Frankl vom Grafen eine Anschauung des Schädels erbat. Das Ansinnen ablehnend, war der Graf so freundlich, die Ansicht des berühmten Phrenologen Noel zu vermitteln und zu senden. Die Lenau persönlich durch langen Umgang kannten (bemerkt Frankl), werden, wenn sie den Theil über die moralischen Fähigkeiten lesen, als Gläubige für die phrenologische Wissenschaft geworben werden. Zu beklagen ist es, daß Noel wußte, wessen Schädel er vor sich hatte; gewiß hätte er wie die moralischen, die intellectuellen und die thierischen Eigenschaften ebenso erkannt und scharfsinnig entwickelt. Seine schriftlich gegebene Aeußerung ist in der Hauptsache folgende:

„Gleich beim ersten Anblicke des Kopfabgusses Lenau's fällt es dem geübten Phrenologen auf, daß er sich von der durchschnittlichen Bildung

[1] Bei Niembsch wurden die wiederholten Versuche dazu verhindert.

männlicher Köpfe merklich auszeichnet. Der Phrenolog sieht sofort, daß er hier, um einen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, den Kopf eines genialen Menschen vor sich hat. Nicht allein überschreitet die Größe des Kopfes, das Gesammtvolumen desselben, das durchschnittliche oder normale europäische Maß beträchtlich, sondern es tritt insbesondere die große Entwicklung des vorderen Lappens, des Sitzes der intellectuellen Anlagen, auffallend hervor.

Theilt man den Kopf in Regionen ein, z. B. 1) die sogenannten niederen Triebe, 2) die moralischen Anlagen und 3) die intellectuellen Fähigkeiten, so stellt sich heraus, daß, während die erste und dritte Region, letztere insbesondere, verglichen mit einem Durchschnittskopfe (ich spreche hier allerdings nur von meinem subjectiven Ideale eines solchen) ungewöhnlich stark entwickelt sind, die zweite Region dagegen nur groß zu nennen ist. Die relativen Verhältnisse der Theile des Lenau'schen Kopfes, ohne Rücksicht auf einen Normalkopf, sind unbedingt nicht ganz proportional. Wie gesagt, die intellectuellen Organe und die der sogenannten thierischen Triebe (des Bekämpfungs- und Zerstörungstriebes) sind größer als die moralisch religiösen Anlagen. Der Kopf ist etwas zu niedrig im Verhältniß zu seiner Breite und Länge. Er zeiget ferner, was die speciellen Organe oder Anlagen betrifft, folgende Entwicklung; in der ersten Klasse: 1) Cerebellum (theilweise die Function des Geschlechtstriebes), 2) Jungenliebe, 3) Bekämpfungssinn, 4) Zerstörungssinn, 5) Beifallsliebe, 6) Wohlwollen; in der zweiten Klasse: 1) Anhänglichkeit, 2) Vorsicht, 3) Selbstachtung, 4) Verheimlichungssinn, 5) Gewissenhaftigkeit. Die intellectuellen Organe, an und für sich berücksichtigt, zeigen in der Breite und Höhe und zugleich insbesondere in der Tiefe des vorderen Lappens, eine harmonische Entwicklung der Erkenntniß- oder Auffassungs-Anlagen und des höheren reflectiven Verstandes. Auch ist der Schönheitssinn besonders groß zu nennen.

Die Organe, die hier nicht genannt wurden, sind zwar, mit einem Normalkopf verglichen, weder absolut noch relativ in diesem Kopfe klein zu nennen; aber ihre Entwicklung ist nicht der Art, daß ihre Thätigkeitsäußerungen vorherrschend gewesen seyn könnten. Es zeigt sich namentlich in Lenau's Kopfe, daß jene Anlagen, die wesentlich dazu beitragen,

dem Charakter moralische Stärke und Consequenz im Handeln zu verleihen, nämlich Verehrungssinn (Religiosität) und Festigkeit, bei ihm nicht verhältnißmäßig entwickelt sind. Ich bin weit davon entfernt, das Schwankende, Unstäte, das sich in Lenau's Wesen und Leben gezeigt hat, bloß hieraus abzuleiten. Es sind hiebei gewiß wichtige Momente in seiner Körperconstitution im Allgemeinen, so wie in den äußeren Verhältnissen seines Lebens von Jugend auf zu berücksichtigen. Allein der Phrenologe muß unbedingt sagen, daß — in der jetzigen Periode der Geschichte der europäischen Kultur — ein Mensch, so organisirt wie Lenau, nicht zu den Glücklichen zu zählen ist. Die außerordentlich große Entwicklung des vorderen Lappens — woraus Wißbegierde, der Trieb zum Denken, zum Spekuliren, zu forschen und zu kritisiren entsteht, zumal, wenn sie hier mit der Phantasie und Sehnsucht nach idealen Zuständen gepaart ist — trägt selten zum Glück eines Individuums bei, wenn nicht ebenfalls die Anlagen der moralischen Festigkeit verhältnißmäßig entwickelt sind. Aber es sind bei Lenau auch die Organe, die einen weltlich klugen, selbstischen Charakter bedingen, relativ gering entwickelt, wie Eigenthumssinn, Vorsicht und Selbstachtung; Geld zu erwerben oder nach Amtswürde zu streben und anderen Menschen befehlen zu wollen, gehört nicht zu den Motiven consequenten Handelns bei einem so organisirten Menschen. Zwar ist Ehrgeiz in Lenau's Kopfe ausgesprochen, aber mit zu viel Verstand und Wohlwollen gepaart, als daß er in den gewöhnlichen weltlichen Richtungen hätte befriedigt werden können."

Samstag den 24. August 1850, Nachmittags um 4 Uhr fand zuerst die feierliche Einsegnung der Leiche in der Kirche von Oberdöbling statt, nachdem sie früher außerhalb um diese herum, unter Gesang und Posaunenschall, von Allen gefolgt, getragen worden war, wobei auch Lenau's persönliche Freunde, die beiden kaiserlichen Minister — des Innern und der Gerechtigkeit — Dr. Alexander Bach und Anton Ritter v. Schmerling (jener war früher sein Kurator und dieser der Referent in seinen Angelegenheiten bei den niederösterreichischen Landrechten gewesen) zugegen waren. Hierauf fuhr der Todte im vierspännigen Prachtleichenwagen der Stephanskirche in Wien über Nußdorf, der Donau entlang,

nach dem eine Fahrstunde entfernten Weidling mit einem Nachzuge vieler großer Kutschen. Flinke Herren zu Fuß suchten mit den Wagen möglichst Schritt zu halten, und andere Schöngekleidete setzten sich ohne Umstände hintenauf. In Weidling, wo um Dreiviertel auf 6 Uhr angelangt worden war, und wo bereits eine zweite ganze Wagenburg unmittelbar aus Wien im Gasthofe aufgefahren stand, wurde eine Strecke vor der Kirche der Sarg dem Wagen enthoben und auf einem kleinen Platze niedergestellt, worauf alsbald der Pfarrer mit einem Priester im kirchlichen Gewand erschien und eine abermalige Einsegnung unter Sterbeliedern der einheimischen Kirchensänger vornahm. Hierauf wurde das silberne Sargkreuz mit einem Blumen- und einem Eichenkranz von Therese und ihren Töchtern umschlungen, und vier weißgekleidete Frauen bedeckten den Sarg so reichlich mit anderen schönen Kränzen, daß eben nichts mehr als Blumen und an den vier Seiten die bunten Strehlenau'schen Wappenbilder, und zwar verkehrt gemalt, weil Niembsch der Letzte seines Stammes war, sichtbar gewesen. Alles Schwarz des Todes war von den heitersten Farben des Lebens verdrängt. Der fromme Zug, die Schulkinder voran, verfügte sich nun in die nahe kleine Dorfkirche, wo der von vier kräftigen, angesehenen Dorfbürgern getragene Sarg abermals niedergelassen ward, und von der Emporkirche ein schönes Grablied, von vier Sängern der unfernen Stadt Klosterneuburg trefflich gesungen, über ihn klagend sich ergoß. „Hierauf bewegte sich," ich überlasse nun das Wort an v. Metzerich in der Wiener allgemeinen Theaterzeitung vom 27. August 1850, Z. 203, „langsam und schweigend der Trauerzug durch einen wunderlieblichen Thalgang nach dem nahen kleinen Friedhofe, wo dicht neben einem mit arabischen Charakteren bezeichneten Denkmale (von unserem Hammer seiner Gattin gesetzt) des edlen deutschen Sängers sterbliche Reste, von einem leisen Gesang begleitet, versenkt wurden.[1] Da sah ich wohl in manches gefeierten Mannes Aug' die Thräne der reinsten Rührung brechen; wie gerne möchte ich sie nennen, die ich weinen sah, auf daß sie die Welt

[1] Die Sänger waren vier der ausgezeichnetsten des Wiener Männergesangvereins: Rettinger, Stein, Legat und Lorenz, und das Lied vom Vorstande und Chormeister des Vereins, Gustav Barth, unter Benützung des Lenau'schen Gedichts: „Der Salzburger Kirchhof."

mit innigem Vertrauen und höherer Liebe umfasse, denn gleichwie dem versenkten Sarge nicht Lorbeer-, sondern frische Blumenkränze nachgeworfen wurden, so ist des wahren Dichtergemüths letztes und schönstes Streben nicht der Ruhm, sondern die Liebe der Nachwelt. Und Lenau ist viel geliebt worden, und war auch die Schaar derer, die sein Grab umstanden, eine kleine, und vermißten wir auch viele seiner würdigsten Freunde und ebenbürtigen Genossen: gewiß, sie werden bald hinwallen zu der Stätte, die er sich selbst erkoren, und am frischen Hügel unbemerkt und nur um so inniger die Zähren sanfter Trauer weinen.

Als Redner trat zuerst Ludwig Foglar auf, der ein schönes, geist- und kraftvolles Gedicht vortrug, der jedoch durch dasselbe mehr bewegt haben würde, wenn es sich minder grollend und bitter in den düsteren Zeitbildern, denen Lenau's verschleierte Seele entrückt war, ergangen hätte. Der Redner hatte wohl den Moment nicht richtig erfaßt, den Moment der Versöhnung, der um jedes Edlen Ruhestätte schweben sollte. Tiefer bewegte Schurz, der hierauf das Wort nahm, und mit dem Ausdrucke erhabenen Schmerzes dem geliebten Schwager einen Nachruf weihte, der in allen Gemüthern den schönsten Wiederhall fand; fast kein Auge blieb trocken, als sich des Redners gesenktes Haupt erhob und unter den Umstehenden Lenau's „treue Schwester" suchte, sie, „welcher der Vorausgegangene dereinst ein Plätzchen an seiner Seite eingeräumt wissen wollte, und die nun von dem Fenster ihres kleinen Hauses alltäglich herüberblicken und die Blumen auf ihres unvergeßlichen Bruders Grab blühen sehen könne." Die Feier beschloß Laube mit wenigen, aber warmen und gehaltreichen Worten, von denen mir nur ein Bild im Gedächtnisse blieb, das Bild von dem nahe vorüberwallenden deutschen Strom, dessen Rauschen man oft nächtlicherweile hier vernehmen könne, und der nun von hier wehmüthige Grüße mitnehmen werde in des entschlafenen Sängers heimathliche Fluren."

Foglars Gedicht kann hier nicht mitgetheilt werden, da er es selber nicht erscheinen ließ, wiewohl dieß anfänglich seine Absicht war. Es wäre beinahe für diesen guten Dichter selbst, einen Landsmann Lenau's, aus des Letzteren offenem Grabe Unglück erstanden, denn er hatte einiger schroffer

politischer Stellen halber in seinem Nachrufe Verantwortung zu bestehen. Schon um der Beziehung zu Lenau's Grabe willen, das die Veranlassung gab, ist es mir ein wahrer Trost, daß der lange drohende Ausgang endlich doch noch — worum ich mich mündlich und schriftlich bewarb — ein milder, ganz unschädlicher ward. Laube's schöne und wohlvorgetragene Worte hatten um so viel mehr Verdienst, als sie improvisirt waren. Eben darum konnten sie mir aber später, als ich darum bat, nicht mehr mitgetheilt werden, was ich innig bedaure. Ich selbst erinnere mich, außer oben angeführter Stelle nur mehr, daß Deutschland, in dessen Namen Laube sprach, gleichwie vor sechs Jahren durch die Schreckenskunde von Lenau's Unglück, so nun auch durch dessen Tod schmerzlich erschüttert werden, und seine lauten Klagen um ihn mit jenen von ganz Oesterreich treu vereinigen würde. Auch rühmte er Lenau's seltenes Glück: Millionen Freunde und keinen einzigen Feind besessen zu haben. Laube schloß mit dem Ausruf des sterbenden Hamlet: „Der Rest ist Schweigen." Bestand doch auch zwischen Hamlet und Lenau in Bezug auf Neigung zum Grübeln und Wahnsinnspielen eine innige Verwandtschaft!

Meine eigenen, im Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. August 1850, Z. 201 aufbewahrten Worte lauteten aber also:

„Auch ich will dir, du lieber todter Bruder, einige schlichte Worte in die Grube nachrufen.

Dreißig Jahre sind es nun bereits, daß wir uns das erstemal die Hände drückten, und immer und immer haben wir seither die ganze lange Zeit durch in Freud' und Leid fest und treu an einander gehalten, bis zu deinem allerletzten Athemzuge, den du in meinen Armen verhauchtest. In diesem Augenblicke war der Himmel ganz rein, die mitternächtlichen Wolken deines schweren Geschicks verschwunden, und auch nicht ein einziges Wölkchen mehr, das den Aufflug deiner freien kühnen Seele nur im mindesten hätte behindern mögen.

Frühzeitig stiegst du im hellsten Glanze des dichterischen Ruhmes empor; dein Ruhm durchstrahlt jetzt nicht nur Oesterreich, nicht nur Deutschland, auch das ganze gebildete Europa, ja selbst die finstern Urwälder der neuen Welt, die du durchwandeltest, erleuchtet er.

Ich in meiner Dunkelheit folgte dir mit unverwandtem Auge überall

hin; dein Glück war auch mein Glück, deine Ehre — meine. Wir geben nun deinen Staub dem Staube zurück. Mögen sie auch, da du der letzte Zweig eines edlen Stammes, dein Wappen stürzen und brechen und rufen: „Heute — Niembsch von Strehlenau und nimmermehr!“ Ich rufe dagegen: „Heute — Nikolaus Lenau und immerdar!“ Dein Ruhm wird dauern, dauernder dauern, als die vergänglichen Blumen, die wir auf dein Grab pflanzen und alljährlich erneuern wollen; überdauern das feste Erz und den harten Marmor. Darum darfst du ruhig schlafen, und mag dir die Erde leicht seyn.

Mein Weib, deine treue Schwester, von diesem ihrem Fenster wird sie die Blumen deines Hügels blühen sehen und deiner liebend gedenken, bis sie sich selbst, deinem eigenen Wunsche gemäß, an deine Seite bettet. Und vielleicht findet sich auch Raum für mich. Die wir uns auf Erden so gut mit einander vertrugen, wir werden wohl auch in der Erde nicht minder friedlich neben einander schlummern können, bis uns der Ruf der großen Posaune wecket. Amen.“

Der Schlußgesang der vier Wiener Meistersänger enthielt Schillers vier schöne Verse:

„Von des Lebens Gütern allen
Bleibt der Ruhm der höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!“

Zu guter Letzt — es gibt keine bessere — kam andächtiges Gebet. Schon während des Zuges von der Kirche zum Friedhof beteten wie gewöhnlich die andächtigen Landleute laut, allein die Wiener Herrn setzten nicht erwiedernd fort, und so entstand eine stumme Lücke zum besonderen Leidwesen des vor mir schreitenden biedern Ortsrichters; der, sich halb gegen mich zurückwendend, mitleidig aufseufzte: „Die arme Seele verlangt ein Vaterunser!“ Ich ließ sogleich die Träger halten und zu kurzer Ausruhe den Sarg niedersetzen, wornach auf meine Aufforderung sie und der fromme Richter und die ehrsamen Geschwornen ein andächtiges Vaterunser mit mir beteten. In der ehrwürdigen Kastanienallee, dicht vorm

Friedhofe, machten wir ein zweitesmal kurz Halt; ich bat steigernd um drei Vaterunser, und es ward von Seele willfahrt. Als ich meine Rede vom südlichen Schollenwall ins offene Grab hinab geendet, wollte der schier unglaublicherweise selbst davon zu Thränen gerührte Todtengräber gleichwohl der Sitte gemäß zu Gebet aufmahnen, beginnend: „Jetzt laßt uns fleißig beten drei andächtige Vaterunser sammt Ave Maria und Einem Glauben!“ Aber nebenstehende Landleute, welche bemerkten, daß so eben noch Laube sich zu sprechen anschickte, unterbrachen ihn rasch: „Stat, stat, so sey doch stat!“ über welche noch nie erlebte kühne Hemmung der arme Beerdiger so verblüfft ward, daß er nach dem Schlußgesange gar keine weitere Gebetaufforderung mehr wagte, daher ich mich statt seiner um fünf Vaterunser beim Landvolke bewarb, welches sie so herzlich gab, als sollten sie einem Vater oder Bruder gelten. Und so ward denn auch christlich gebührender Weise in Gottes mildem Abendroth ein Grablegungsfest beschlossen, dem ich von allen, die ich sah, keins entfernt an die Seite zu stellen wüßte. Keine Geschützdonner, keine Gewehrspießblitze, dafür aber leises Schluchzen und fast lauter blinkende Wimpern; keine kalte bloß neugierige Schau, alles voll innigsten Antheils. Gleichwie Städter und Dörfler, so verbanden sich auch Geist und Herz dabei, Alle fühlten: sie begruben einen der unglücklichsten Menschen, der edelsten Männer, der hellsten Denker, und der größten Dichter dieser und jeder Zeit!

O, wie hat sich der Schwermuthsvolle glücklicherweise getäuscht, als er vor Jahren, noch ein Jüngling, sang:

„Wird kein Auge feuchten sich,
Wird kein Busen bänger schlagen,
Wenn sie mich zu Grabe tragen?
Liebt kein Herz auf Erden mich?
Heißer strömt es von der Wange:
Keines, keines! — fühl' ich bange.“

(„In der Krankheit.“)

Nur der warmen Liebe für Lenau in allen Herzen verdanken es jene meine schwachen Worte, daß sie Thränen über die Wangen rinnen machten. Diese Thränen werden mir in meiner Erinnerung nie vertrocknen, eben so wenig als mir der fast schreckhafte Ausruf meiner Therese jemals verklingt,

welchen sie damals noch auf dem Friedhofe, mich dankbar anstarrend, gethan: „Aber, Anton, wenn du nicht geredet hättest!“

Als die Sonne unter und Lenau im Grabe war, erhob sich ein furchtbarer Sturm, der, wie ein Verzweifelnder, Klagen durch die Nacht heulte. Es war ein Sturm aus den von Lenau so sehr geliebten und gepriesenen Alpen.

Wie mir Barth erzählte, war er mit seinen vier Sängern, in Gesellschaft des Dichters Frankl, nach dem nahen Klosterneuburg gegangen, wo ihr Wagen ihrer harrte. Der mondliche Abend war anfangs so schön, daß sie seiner noch länger in der Freie des Gasthausgartens genießen wollten. Ihr beständiges Gespräch war der eben begrabene Lenau, vor allem aber erhob sich die Frage: wie doch nur ein so gewaltiger Geist hatte wahnsinnig werden können? Der geistreiche Frankl übernahm deren Lösung ungefähr so, wie er sie später im Wanderer vom 19. April 1851, Z. 184 (s. auch dessen Buch S. 115) glücklich gab. Als er schloß: „Die Sorge legt sich mit einem Vampyrrüssel an das ängstlich klopfende Herz, das schon einmal an einer Entzündung gelitten. Ein an Wuth gränzender Zornanfall legt die kalte Todeshand vorerst nur schonend an ihn. Erschreckende Briefe fliegen ihm zu. Die heftigste Aufwallung eines zornmüthigen Blutes bringt einen Nervenschlag. Entsetzen und Verzweiflung ergreifen die Kreatur und — der Sturm bricht los!“ — siehe da! urplötzlich, just bei diesem wirklich ausgesprochenen Worte kam mit furchtbarem Gebrüll der Alpensturm daher, löschte die Lichter sämmtlich aus und warf die Gläser und Hüte von den Tischen. „Ein Augenblick war das — sagte mir Barth — wahrlich unheimlich schauerlich!“

Ueber die Grabwahl Lenau's enthält der „Lloyd“ von Dienstag, Morgens, den 27. August 1850, Z. 253, Nachstehendes:

„Das freundliche Weidling ist dazu ersehen worden, den müden Staub eines Herzens in sich aufzunehmen, dem es einst in zwei Welten zu enge geworden war. Lenau liegt dort! Sind das nicht seltsame Gegensätze der menschlichen Seele? Vor Jahren bereits, als auf das Haupt des Dichters noch nicht die Nacht jener furchtbaren Krankheit gesunken war, die sich jetzt nur gelichtet hat, um ihn uns für immer zu entziehen, soll

er den Wunsch geäußert haben, auf dem Kirchhof des Dorfes Weidling nächst Klosterneuburg zu ruhen. Hätte man nicht glauben sollen, nur das große Weltmeer mit seinen unergründlichen Tiefen wäre würdig gewesen, den verfallenen Leib des Dichters zu empfangen, in dessen Haupte der Scheiterhaufen Savonarolas geflammt, die Albigenser mit ihren Märtyrerwunden geblutet, und Faust die himmelstürmenden Zweifel der Metaphysik gegrübelt — nur der Ocean könnte die Gruft eines solchen Leibes seyn?

Es liegt eine tiefe Bedeutung für Lenau's ganzes Wesen in dem scheinbar so unbewußt ausgesprochenen Wunsche, daß gerade dieses friedsame Dorf Weidling mit seinen Weinbergen und stillen Menschen seine letzte Wohnung sey. Lenau wollte in jene Dämmerung tiefster Einsamkeit zurückkehren, aus der einst sein Bestes, das unvergängliche Denkmal tiefmenschlichen Fühlens und Empfindens, seine Lieder, gekeimt waren.

„Savonarola," „Faust" und „die Albigenser" waren dem Sturm der Zeiten, der Philosophie und dem Studium abgerungen worden, es waren Kinder des Kampfes, den Glaube und Unglaube, die Scepsis und die Ueberzeugung, mit ungleichen Waffen in ihm durchfochten; sie gehörten endlich nicht so zum innersten Kern und Daseyn des Dichters, als die so einfachen, aber die tiefsten Räthsel eines Menschenherzens wiederklingenden Lieder. Diese Lieder waren der Dichter selbst, nie bestand ein innigerer Zusammenhang zwischen dem Geschriebenen und Gefühlten, nie war sich ein Mensch so Offenbarung und Deutung geworden, als Nikolaus Lenau in diesen Liedern. In ihnen hatte er sich verkündet und ausgesprochen; nicht der Dichter des „Savonarola," des „Faust," der „Albigenser" und des „Don Juan" sprach den Wunsch aus, einst auf dem Kirchhofe zu Weidling von seinen Weltfahrten auszuruhen; das Herz, das jene Worte gedichtet hatte:

„Weinend muß mein Blick sich senken,
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!" (Schilflieder.)

dieses gläubige, liebende Herz wollte im Frieden jenes Dorfkirchhofs zu Staube werden.

Nikolaus Lenau hat trefflich gewählt. Kaum läßt sich ein traulicheres, friedlicheres Plätzchen für ein Grab denken. Nach vorn Weinberge, die in den Fluten der Donau sich bespiegeln, im Hintergrunde ein stilles Thal, ringsherum flüsternde Bäume und die Schweigsamkeit ungestörter Naturruhe! Des Dichters, der einst das Höchste verkündet, den die heißen Gedankenschlachten geblendet und kampfunfähig gemacht haben, Nikolaus Lenau's Staub ist dort vermengt mit dem Staube so vieler Dahingeschiedenen, die ein beschränktes mühsames Daseyn durchgerungen, die zum Spaten und zur Egge geboren, Spaten und Egge sinken ließen, um sie nie wieder zu ergreifen; Lenau ruht mitten unter den Bewohnern des Dorfes Weidling!

Liegt nicht auch in diesem Umstande eine tiefe Deutung des Wunsches, den der unglückliche Dichter vor Jahren gethan, als er noch stolze, schaffende Träume in sich trug?"

Aus den vielen tiefempfundenen und wohlgelungenen Gedichten, die an Lenau's Grab erschollen, ist besonders das seines ihm durch Geist und Herz nahe verbundenen edlen Freundes Friedrich Halm zu nennen, welches unter der Aufschrift „Beim Tode Lenau's" vom Abendblatte der Wiener Zeitung vom 27. August 1850, Z. 201, gebracht worden war.

Lenau's vier Schwestern: Therese, meine Frau, und Magdalena Karch, bürgerliche Bäckerswittwe; dann Wilhelmine v. Greisinger, k. k. Generalmajors-, und Marie Dilg, Rechnungsofficials-Gattin; erstere beide Voll- und letztere beide Halbschwestern von der Mutter her (daher in Ermanglung eines Testaments jene gesetzlich je drei, und diese je ein Achtel des hinterbliebenen brüderlichen Vermögens von 20,000 fl. Conventionsmünze erhalten hatten), betrachteten es als heilige Pflicht, ihres berühmten Bruders Andenken auch durch Errichtung eines wenn auch nicht prachtvollen, so doch immerhin schönen und gefälligen Denkmales an seinem Grabe zu ehren. Dasselbe besteht aus einer abgestumpften Spitzsäule von feingeschliffenem grauen Granit aus der Gegend bei Mauthhausen an der Donau in Oberösterreich, woselbst der Dichter dem Steinbruche oft und oft vorübergefahren war, ohne zu denken, daß ein Block desselben

dereinst zu seinen Häupten ewige Wache halten würde. Die zulaufende Säule ist über sieben Fuß hoch. In der Gesichtshöhe des Beschauers ist in eine eingeschliffene kreisrunde Vertiefung das eherne Kopf-Rundbild Lenau's, von einer sich in den Schweif beißenden Schlange umringt, eingesenkt. Oberhalb des Bildes blinkt ein goldstrahlender siebenspitziger Stern, und unterhalb der eingemeißelte Name LENAU ohne alle weitere Beifügung. Der Stein wurde in der Steinmetzerei der Wittwe Wasserburger zu Wien bearbeitet, das Medaillon vom Bildhauer Hirschhäuter angefertigt, und das eiserne, niedliche, dunkelgrün angestrichene Gitter zur Einfassung des kleinen Grabplatzes durch die fürstlich Salm'sche Eisengießerei zu Blansko in Mähren geliefert. Die Steine konnten nicht mehr im Spätherbst 1850 vor Einfrieren der Donau nach Wien heruntergeschifft werden, was daher erst im Frühjahr geschah, und so verzog sich die Vollendung des Monuments bis in den Sommer 1851. Der Steinmetzerei-Werkführer machte mich inzwischen bei Zeiten aufmerksam, daß das Grab etwas zu dicht am Hammer'schen Monumente gegraben worden war, und daß darum der Denkstein darauf sich minder gut und bequem ausnehmen, und überdieß nicht einmal in die Mitte des eingeräumten Grabplatzes, sondern rechts in den Winkel zu stehen kommen würde, was für Auge und Sinn beleidigend erscheinen müßte. Den angedeuteten Ausweg: das Grab an der Seite zu belassen, den Stein jedoch in die Mitte zu setzen, verschmähte ich; der Stein sollte genau zunächst am Haupte bei wahre Lage des verehrten Todten bezeichnen. Ich bewarb mich daher bei der Bezirkshauptmannschaft in Klosterneuburg um die Ermächtigung, den Sarg aus dem bisherigen Grabe wieder herausnehmen und knapp daneben in ein frisches Grab inmitten des Begräbnißraumes sogleich wieder einsenken lassen zu dürfen. Es wurde gestattet, und Samstag den 15. Hornung 1851, an einem wunderschönen Tag, geschah es, wobei nebst mir der Bezirksarzt, ferner ein Gemeinderath von Weidling, der Gemeindewächter, der Todtengräber, einige junge Bursche als Mithelfer, und zuletzt ein hinzugekommener Klosterneuburger Soldat zugegen waren. Um 10 Uhr Vormittags versammelten wir uns, und die völlige Eröffnung des alten Grabes, wozu bereits früher vorgearbeitet worden war, dann die Heraushebung des Sarges und dessen Einsenkung in die schon früher

vollständig hergerichtete neue Grube ging binnen einer Stunde ganz gut vor sich. Die eichene Truhe war noch ganz frisch und gesund. Nur wenige Augenblicke befand sie sich am hellen, reinen Tageslichte, während die Anwesenden ein Vaterunser beteten, dann überließen wir den müden Wanderer abermals seiner dunklen, stillen Ruhe.

Der bei Lenau's Uebererdigung anwesende Bezirksarzt — ein vorderösterreichischer Schwabe — erzählte mir, daß er Lenau sein Leben verdanken zu müssen glaube. Im Jahre 1831 nämlich, als die indische Brechruhr in Oesterreich anfangs furchtbar wüthete, bekam er viel mit ihr zu schaffen. Er selbst hatte damals große Angst davor, und besorgte bei dieser Scheu ihr unausbleiblich über kurz oder lang plötzlich zum Opfer fallen zu müssen. Da gerieth ihm einmal zufällig ein Tagesblatt mit einem Gedichte von Lenau in die Hände, er weiß nicht mehr welches, aber daß es von Lenau war, darauf lebt und stirbt er. Er fühlte sich durch dasselbe völlig ermannt und erfrischt und mit freudiger Todesverachtung gestählt, und verrichtete nun seinen gefährlichen Dienst ganz ruhig voll munterer Zuversicht, und kam durchaus unangefochten und glücklich durch.

So wird ein Dichter oft durch ein paar verflogene Worte Beruhiger und Ermuthiger in Noth und Tod.

Am 4. Juli 1851 ward mir eine Besuchkarte ins Amt gebracht, worauf rückwärts von Frauenhand mit Bleistift geschrieben stand:

„Das Ritterfräulein aus Jütland erlaubt sich die Anfrage: wo auf dem Friedhofe zu Währingen das Grab Lenau's zu finden ist? Ich war auf den Friedhöfen von Währingen, aber nirgends konnte der Todtengräber Auskunft geben."

Auf der Vorderseite stand aber gestochen:

Emma Prinzessin Schönaich-Carolath,
geb. v. Oppen-Schilden.

Also das theilnahmvolle Ritterfräulein aus Jütland (siehe deren Brief am 6. Nov. 1844) war Prinzessin in Preußen geworden! Glück auf! Diese schöne freudige Verdeutschung war meines Erachtens nur ein

gerechter Lohn für den innigen Schmerz, den ihr des verehrten deutschen Dichters Unglück eingeflößt. Ich eilte sogleich Nachmittags in den Gasthof, wo die hohe Frau abgestiegen war, traf sie aber leider nicht, und als ich am nächsten Morgen, und zwar schon vor 8 Uhr, abermals erschien, erfuhr ich mit Betrübniß ihre bereits vor zwei Stunden erfolgte Abreise. So kam ich um das große Vergnügen, eine so warme und treue Verehrerin des Dichters persönlich kennen zu lernen, die Blumen auf Lenau's Grabe jedoch wahrscheinlich um einige süße Tropfen, labender noch als Himmelsthau.

Ende Juni 1851 war endlich der Grabstein und das eiserne Umfassungsgitter aufgestellt, und nach dem Wunsche einiger Freunde Lenau's sollte eine kleine Einweihungsfeier stattfinden. Dieselbe sollte durch einen Gesang der nämlichen vier Wiener Meistersänger, die schon bei der Bestattung gesungen, unter Barths Leitung, eröffnet und geschlossen, die Zwischenzeit aber durch eine Rede und ein Gedicht ausgefüllt werden. Letzteres wollte ich brüderlich darbringen, um jene aber ersuchte ich den berühmten Freiherrn v. Hammer-Purgstall als gewesenen Freund Lenau's und zugleich künftigen Grabesnachbarn desselben. Es sollte gleichsam ein häusliches Todtenfest werden, indem zu dem vorausgeeilten todten Freunde zwei noch lebende sprächen, die da vorhatten, sich dereinst — will's Gott! — dicht neben ihn hinzubetten. Hr. v. Hammer sagte gütig für den 22. Juli zu. Leider aber erhielt ich am Vortage, den 21. Mittags, folgenden Brief von ihm:

Geehrtester Herr Hofbuchhalter!

Hr. Dr. Seligmann, der mich auf meinem Bette mit Eisumschlägen gesehen, wird Ihnen sagen, wie sehr ich bedaure, durch geschwollene Fußadern verhindert zu seyn, der feierlichen Einweihung des Denkmales beizuwohnen, und selbst ein paar gemüthliche Worte zu sprechen. Ich könnte der Errichtung des Denkmales auf das Grab eines Freundes im Leben und eines Nachbarn im Grabe in keiner feierlicheren und tiefer gerührten Stimmung beiwohnen, als an dem morgigen Tage, dem Geburtstage meiner seligen Gattin, an dem ich jährlich ihr Grab, das, so Gott will! auch das meine sein wird, trauernd besuche.

Nur die Abwesenheit von Wien konnte mein Nichterscheinen bei dem Begräbnisse des Freundes und Nachbarn entschuldigen, und ich wäre froh gewesen, jene Abwesenheit durch die morgige Anwesenheit gutmachen zu können.

Blumenkränze, Reden, Gedichte und Gesänge, womit die Errichtung des Denkmals morgen gefeiert werden wird, sind nur ein schwaches Sinnbild des unverwelklichen Dichterruhmes, der als Monatrose durch alle Jahreszeiten des großen Weltenjahres blüht und überall, wo deutsche Zunge spricht, von den Karpathen bis an die Felsen Labradors wiederhallt.

Eine Gedächtnißrede an dem Grabe zu halten, wie die Zeitungen irrig berichteten, würde mir schon die Inschrift, womit ich diesen Brief siegle, und welche sich der zweite Chalife Omer gewählt hatte, verwehrt haben:

„Als Redner genügt der Tod."

Ich verharre mit der vollkommensten Hochachtung, Geehrtester Herr Hofbuchhalter, Ihr ergebener Diener Hammer-Purgstall.

Es war beim Empfange dieses Briefes schon zu spät, um die in allen Zeitungen bereits für den 22. angekündigte Feier noch absagen und bis zur Genesung des edlen und berühmten Freiherrn verschieben zu können. Dieselbe fand also richtig Dienstag den 22. Juli 1851, Abends um 6 Uhr statt. Es war ein zwar schöner, aber äußerst schwüler Tag mit höchst träger, unschwingsamer Luft, und dazu auch noch das Gedränge um das Grab herum sehr groß. Die vier trefflichen Sänger vermochten nur mit Anstrengung zu singen. Hierauf erwähnte ich mit einigen Worten der leidigen Verhinderung Hammers, dessen Anblick allein schon eine große Zier der Festlichkeit gewesen seyn würde, las den obigen Brief desselben vor und begann sodann mein eigenes Gedicht auswendig vorzutragen.

Als ich den Vortrag meines Gedichtes beendigt, legten Lenau's Schwestern und Nichten reiche Kränze nieder auf sein Grab, so daß dieses, wie im vorigen Jahre sein Sarg, vor Blumen kaum zu sehen war, worauf schöner, wehmüthiger Gesang die anspruchlose Feier schloß. Da drängte sich ein Fräulein, das, wie ich mich später überzeugte, sehr artige Klinggedichte zu schreiben versteht, und gleichwie viele Andere eine warme

Verehrerin Lenau's ist, aus dem dichten Kreise hervor und bat mich nur um ein einziges Blatt aus den Kränzen auf des gefeierten Dichters Grab, als Andenken an diesen Tag. Ich bückte mich und pflückte von einem aus Rosen und Lorbeeren gewundenen Kranze keine schnellvergängliche Rose, sondern ein dauerhaftes Blatt des Ruhmes, aber siehe, das spröde Blatt bekam dabei am Stiele einen kleinen Bruch, und dieß so verletzte Blatt, als ich es in der Hand hielt, zweifelhaft, ob ich nicht ein anderes dafür pflücken sollte, gemahnte mich plötzlich durch Gestalt und Bruch an ein Herz, an sein gebrochenes Herz, und ich bot es rasch der Erwartenden dar:

„Nimm hin sein Herz, durch Leid zerrissen kühn,
Im lecken Blatt!" —

Und einmal im Spenden, lud ich die Versammlung alsbald ein, sich in die Kränze zu theilen, was denn auch allerseits in schöner Beeiferung geschah. Es war, als ob der geliebte Dichter aus dem Grabe heraus ihnen Allen statt Gedichte, deren er keine mehr besaß, Blumen reichte.

Geschichtlich ist zu bemerken, daß ein unglücklicher Ausdruck bei Besprechung dieser Feierlichkeit in einem Wiener Blatte sowohl dem wirklichen als wie dem anfangs vermeinten Referenten gefährlich zu werden drohte. Jener aber, ein noch sehr junger Mann, soll sich der Gefahr entzogen haben, und dieser, ein sehr geachteter und in diesen Blättern oft genannter Dichter, wußte sie glücklich allmälig zu beschwichtigen.

Hiemit ist das Leben Lenau's geschlossen. Es ließe sich dieses recht leicht anschaulich sinnbildlich darstellen und in nur vier Worte zusammendrängen, nach seinem eigenen Vorgange; denn er bediente sich gern eines kleinen Insiegels, welches ein von sturmgepeitschten Meereswogen umhergeschleudertes Schiff zeigte, mit der Ueberschrift: „Telle est ma vie!" („So ist mein Leben!")

Lenau's innigste Freundin, welcher er sich am tiefsten aufschloß, weil auch sie ihn am besten von Allen verstand, wie er selbst sang:

Von allen, die den Sänger lieben,
Die, was ich fühlte, nachempfanden,
Die es besprochen und beschrieben,
Hat Niemand mich wie du verstanden.

Des Herzens Klagen, süß und innig,
Die liedgeworden, ihm entklangen,
Hat deine Seele, tief und sinnig,
Getreuer als mein Lied empfangen."

(„Zueignung.")

diese genaueste Kennerin Lenau's bat ich — im tröstlichen Glauben: „Ende gut, Alles gut!" — zum würdigsten Schlusse der Schilderung seines Lebens um einen kurzen Ueberblick seines dichterischen Ganges. Sie willfahrte gütig in Nachstehendem:

„Kein frömmelndes Kreuz," sagt ein Artikel der ostdeutschen Post, der die Einweihung von Lenau's Denkmal schildert, „nur der Name Lenau prangt am Monument."

Der Name Lenau! Hätte nicht gerade zu diesem Namen ein Kreuz gepaßt? Der Mann, der diesen Namen trug, hat das Kreuz getragen und hat das Kreuz geliebt. Als Kind hat er gläubig das Glöcklein geschwungen, das die Erscheinung des Herrn ankündigt, und die Wolken des Rauchfasses trugen seine Seele zu den Füßen des Herrn. Was aber das Kind geliebt hat, das bleibt Eins mit der ganzen süßen Kinderzeit, und daran muß der Mensch sein Lebenlang zurückdenken mit wehmüthiger Neigung. Daher, wenn auch dem Jüngling im Gefühle seiner wachsenden Kraft, im Uebermuth des ersten Wissens, der Glaube entbehrlich schien; wenn der gereifte Mann durch die Feindseligkeit seines Schicksals zum Kampfe gereizt, „mit den höchsten Mächten begann zu hadern und zu rechten," konnte doch ein geringfügiger Anlaß genügen, die bewegliche Dichterseele aus der Wüste des Zweifels in das Paradies des Glaubens zurückzuführen, das sie durch alle Irrfahrten hindurch anheimelte wie ihre Kinderzeit.

Sagt doch Faust selbst in der Stunde der Versuchung: „Den Herrn nicht lieben wäre schwer," und — tief verschieden von allen andern seines Namens — strebt er durch Genuß und Schuld hindurch nach der Wahrheit. Auf dem Boden des Bechers, im Herzen des Weibes, ja in der klaffenden Todeswunde des Feindes sucht er Anfang und Ende alles Seyns, sucht er den Herrn.

Als kaum Faust sein letztes Wort gesprochen, trat der geringfügige

Umstand ein, der Lenau zum Kinderglauben heimzukehren bewog für einige Zeit. Ein stümperhaftes Gedicht, das, an ihn gerichtet, tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen, aussprach, fiel ihm in die Hände. Diesem Lied," schrieb er nachmals, „verdank' ich meinen Savonarola."

Die Geschichte des reformatorischen Märtyrers war ein würdiger Rahmen für des Dichters neuerwachte Liebe zu einem persönlichen Gott, und in die Weihnachtspredigt legte er sein Glaubensbekenntniß:

„Es kehrt zu seinem Heiligthume
Das sturmverschlagne Herz — und glaubt;
Es richtet die geknickte Blume
Der Liebe auf ihr müdes Haupt."

Das war vielleicht die glücklichste Zeit des Dichters. Es war seine Weihnachtszeit. „Der Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbeseligende der Persönlichkeit, die tiefe Bedeutung der Individualität ist mir aufgegangen; ich lerne mich freuen an der individuellen Schranke, und die demüthige Freude hieran, verbunden mit der Liebe zum Schöpfer, ist Religion."

Selten wurde seine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit gestört. Die schlimmen Tage in Heidelberg, Tage, die keinen Vertrauten hatten, standen als ein Schreckbild, das seine gespenstischen Arme noch zuweilen verlangend nach ihm ausstreckte, vor ihm. Er schrieb: „Diese zerstörende Heftigkeit meiner Seele ist ein manchmaliger Rückfall in böse alte Stimmungen, ein plötzlicher Aufschrei meiner heidnischen Zeit. Zuweilen naht sich meinem friedlichen Hause ein wildes Thier aus jener Wüste, in welcher ich mich einst herumgetrieben, und schreit nach mir und will mich zurückrufen. Aber ich folge nicht, ich bleibe bei Gott."

Doch die Ruhe in Gott ist keinem Sterblichen dauernd gegönnt; von außen und innen häufte sich Stoff zum Unmuth. Bald mußte Lenau den Herrn, der mit ihm als göttlicher Freund durch die Fluren gewandelt, an dessen Brust er, ein beglückter Jüngling, gelegen, als Retter anrufen: „Ich habe in früherer Zeit an der Unsterblichkeit gezweifelt, jetzt lehrt mich die Noth', mich an diesen Glauben zu klammern; ich muß Vergeltung

hoffen, wenn ich nicht ganz verzweifeln und alles hinwerfen und zerbrechen soll."

Diese ferne Vergeltung konnte die Bitterkeit des Augenblicks nicht mildern, und der Dichter trug sein Geschick immer ungeduldiger.

„Ich habe wieder eine Anwandlung jenes starren, in sich hineinbrütenden Trotzes, der mich meinem Geschick gegenüber manchmal zu steif und hart auf meine eigenen Beine stellt. Mein Unglück ist entschieden und folgerecht, das habe ich längst gemerkt. Meine verlornen Summen werden mit jeder Stunde größer und mein Geschick schlimmer. Wenn nicht in gleichem Maße meine sittliche Kraft wächst, so ist mein Untergang gewiß."

Und so begann der Kampf aufs neue. „Harpunen in die Schuppen starrer Satzung!" das war die Losung zu den Albigenserschlachten. Seinen Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Luft zu machen, in Bildern und Worten, deren wilde Kühnheit in dem Stoffe selbst ihre Rechtfertigung fände, wählte er jene blutigen Kämpfe zum Gegenstand seiner Lieder. In einzelnen Gesängen, fast ohne leitenden Faden, ließ er sein gepreßtes Herz überströmen, und die Albigenser sind eher eine Reihe lyrischer Gedichte als ein Epos, mehr ein Ausdruck seiner Empfindungen als seiner Gesinnung zu nennen.

Aber auch auf den Wogen empörter Leidenschaft wandelt der milde Christus Savonarola's und reicht dem Dichter im schwanken Nachen die Hand.

Den Traum im „Nachtgesang" hat Lenau wirklich geträumt, und die süße Stimme, die ihm „Guten Abend, Freund, und gute Reise!" sagte, war ihm die Stimme eines Himmlischen.

„Weltbefreien kann die Liebe nur"

sagt die süße Stimme, und die Albigenser haben vielleicht nur gekämpft, um das zu beweisen.

Im Don Juan ruht der müde Dichter aus von philosophischer und kirchlicher Polemik. Er wirft sich wieder der Natur in die Arme, wovon die „Waldlieder" das lieblichste Zeugniß geben. Wie Merlin hört er im Walde „Stimmen, die den Andern schweigen;" hört „unter der Vögel

Bruſtgefieder träumen ihre künft'gen Lieder," und „im Kelch der feinſten Mooſe tönt das ewige Gedicht." Wenn er auch im erſten Waldliede gleichſam Abſchied nimmt von dem höchſten Bild der Erde, „um heimzukehren in ſeine Schatten," ſo ſagt er ja eben damit, daß er dieſes höchſte Bild ſchon mitgenommen in ſeine Schatten, und tief verſunken in die Zauber der Schöpfung „lauſcht die Seele, daß Gott ſich ihr vermähle."

„Wie könnte ich von göttlichen Dingen reden, wenn ich keine Götter glaubte?" könnte Lenau wie Sokrates ſeine Richter fragen.

Wenn gläubiges Feſthalten an dem Schöpfer, erbarmende Liebe zu den Geſchöpfen, wenn begeiſtertes Streben nach dem Wahren und muthiges Ringen mit dem Falſchen, wenn lieben, leiden und entſagen — Kennzeichen eines Nachfolgers Jeſu ſind — ſo ſetzt auf Lenau's Denkmal ein Kreuz.